


Baron de Bartenstein.
AK. 1804.



N. 214.

Briefe
aus
Italien
während
der Jahre
1801, 1802, 1803, 1804, 1805,
mit
mancherlei Beilagen.

Dritter Band.

Von
P. J. Rehfues,
Bibliothekar Seiner Königlichen Hoheit des
Kronprinzen von Würtemberg.

Zürich, bei H. Gessner. 1809.

Neapel, den 1. *September* 1804.

Gleich bei ihrem Entstehen kündigte die Oper ihren wunderbaren Geist an. Stüke aus der Fabelgeschichte der Griechen waren die ersten musikalischen Dramen. Seit der Zeit hat sie sich, in Italien mehr, als in andern Ländern, der Wahrheit wieder etwas genähert, und ihre Gegenstände sind gewöhnlich aus der Geschichte, oder aus sonst bekannten Schauspielen genommen. Dadurch wurde aber freilich das Unnatürliche, was denn doch erst im Singen der Worte selbst, und dann noch in der, durch die Musik einmal nothwendig gemachten Oekonomie

der Poesie liegt, nicht gehoben. Es kann auch nicht gehoben werden, wenn diese ganze Gattung des Drama's nicht zerstöret werden soll. Und wer, den je der Genuſs einer guten Oper erfreuet hat, wird sich über dieses schöne Ungeheuer, wie sie ein französischer Schriftsteller nennt, beklagen?

In den ältern Zeiten hatte sie eine gewisse plumpe Unbeweglichkeit, welche ihre Aufführung im höchsten Grade erschwerte. Das Auge sollte darin eben so gut bezaubert werden, als das Ohr. Ungeheure Summen verwandte man auf Maschinen, Dekorazionen und Kleidungen. So wurde — um nur Ein Beispiel unter so vielen anzuführen — in den drei Akten des Dario von Francesco Beverini, wie er einst in Venedig gegeben wurde, die Scene vierzehnmal immer neu geändert, und Elephanten, mit Thürmen auf dem Rüken, welche voll Soldaten waren, Ninus Mausoleum u. dergl. waren die

Vorstellungen, durch die man die Zuschauer in Erstaunen sezte; denn der Geschmak der Zeit ſand ein Drama um so vorzüglicher, je mehr Dekorazionen — Veränderung und abentheuerliche Gröſse darin herrschte.

Durch Metastasio, und früher schon durch Zeno, war man aufmerksam auf die poetischen Schönheiten geworden, deren die Oper fähig ist. Der erste bildete sich selbst eine musikalische Sprache, welche aus dem ganzen italienischen Sprachreichthum nicht mehr als ungefähr 6000 Worte aufnahm. Lange Zeit waren seine Stüke die einzigen, womit sich die Tonsezer seiner und anderer Nazionen beschäftigten. Noch heut zü Tage ist er derjenige Dichter, welcher am meisten in dem Munde und im Herzen seiner Nazion lebt, und er hat für dieselbe so viel Bezauberndes, daſs man einen Italiener nicht leicht tiefer kränken kann, als wenn man übel von diesem seinem Liebling urtheilt.

Um so sonderbarer und auffallender ist es daher, dafs seine Stüke heut zu Tage beinahe ganz von dem musikalischen Theater — aber auch nur von diesem — verschwunden sind, ungeachtet sie von erbärmlichen Schmiereien verdrängt wurden. Allein auch hierin zeigt es sich deutlich genug, wie sehr der Italiener in der Oper eigentlich nichts weiter, als einen blofsen Sinnengenufs für Auge und Ohr sucht. Es ist eine für die Geschichte seines Theaters Epoche machende Veränderung seit wenigen Jahren vorgegangen, ein neuer Operngeschmak entstanden, der, wie man mit Gewifsheit behauptet, durch den Sänger Marchesi eingeführt worden ist. Er hatte wohl seine Ideen hierüber in Frankreich gebildet, und konnte um so weniger Schwierigkeiten finden, den neuen Geschmak in seinem Vaterlande herrschend zu machen, da er, neben dem hohen, einschmeichelnden Talent des Reformators, wegen der groſsen

Bequemlichkeit, wodurch er sich dem Sänger empfahl, und der blendenden Wirkung, die er auf den Zuschauer machte, sich beiden gleich gefällig anschmiegen mufste. Ehemals waren die Ballette weit kürzer, und darum nur als Nebensache angesehen. Heut zu Tage aber, da sich die Tanzkunst aus der Kindheit, in welcher sie in Italien so lange lag, etwas zu erheben anfängt, interessiret man sich weit mehr für dasselbe, und es ist dahin gekommen, dafs das Publikum eben so sehr gute Tänzer, als gute Sänger verlangt. Dadurch hat aber das Ballett eine Ausdehnung erhalten, welche mit einem Stük des Metastasio und der Länge des Theaterabends im gröfsten Mifsverhältnifs steht, und die erstern natürlich verdrängen mufste, da es in der Geschichte aller menschlichen Dinge liegt, dafs das Alte dem Neuen weiche. Jene theatralische Revoluzion führte auch die Chöre ein, welche für Aug und Ohr von so pikan-

ter Wirkung sind, und bei dem häufigern Dekorazionenwechsel auch die schönen Colpi d'occhio erlauben, worauf die Theaterdirektoren so grofses Gewicht legen. Dies ist der karakteristische Unterschied zwischen den heutigen und den frühern Opern, zu welchem Marchesi durch einige, im französischen Geschmak geschriebene Dramen, wie z. B. den Deserteur, die Lodoiska, die er ausdrüklich für sich arbeiten liefs, die Muster gegeben hat. Seit dieser Zeit ist der Dichter überhaupt mehr von dem Sänger abhängig geworden, und theilte das nehmliche Schiksal, wiewohl in minderem Grade, mit dem Tonsezer. Damit kam man aber auch von den strengen, sonst fest bestimmten Regeln der Oekonomie in dieser poetischen Gattung zurük, welche sonst für jeden der drei ersten Sänger bestimmt fünf Arien, und zwar zwei im ersten Akt, andere zwei im zweiten, und Eine im dritten forderten, und ein gleiches Maafs

ungefähr für jeden der übrigen Sänger bestimmten. Jene, so genau abgemessene Hinsicht der Poesie auf die Musik — dafs z. B. nicht zwei pathetische Arien auf einander folgen durften; die Bravourarien, und die arie di azione, di mezzo-carattere, die Mennets und die Rondo's gleich vertheilt seyn mufsten — und auf den Rang der Sänger, dafs keine pathetische oder Bravourarie denen vom zweiten Range gegeben wird — weil sich, wie Goldoni sagt, diese armen Wichte keine Ehre machen dürfen — alles dieses hat von seiner alten Strenge gewaltig verlohren; dafür ist der Dichter aber so manchen andern Foderungen unterworfen worden, welche der Poesie noch weit mehr schaden, und ein dichterisches Meisterwerk in diesem Fache beinahe unmöglich machen. Er, so wie der Tonsezer, arbeiten meist für einen Virtuosen ausschliefslich, und sie müssen ihre Arbeit daher nach dessen Launen

und Kräften einrichten. Darum sind aber auch die neuern musikalischen Kunstwerke der Italiener in Hinsicht auf die Poesie so erbärmlich, daſs es einem weh thut, diese Zaubertöne an die erbärmlichsten Machwerke verschwendet zu sehen. Wenn z. B. in der schönen Oper Zaira, ein alter, halbverstorbener Vater aus Freude über die Wiedererkennung seiner Kinder in eine Todesohnmacht fällt, welche ihn leicht am Wiedererwachen hindern dürfte, so hat der Dichter doch keinen Anstand genommen, seine zärtlichen Kinder: o giubbilo! o piacere! (o Jubel! o Freude!) ausrufen zu lassen.

Die Tonsezer selbst aber besizen gewöhnlich bei weitem nicht die hinlänglichen Kenntnisse ihrer Sprache, um die gröbsten Verstösse gegen ihren Rhythmus zu vermeiden. Worte wie capace, auf der vorlezten Sylbe kurz absingen zu lassen, sind Fehler, die eben nicht sehr selten sind, und gegen

die man wohl durch die vortreflichen Kompositionen talentvoller Ausländer gleichgültig geworden ist.

Man hat die Geringschäzung der Poesie in Operntexten so weit getrieben, dafs man in denselben oft auch die allernothwendigsten Theile der Handlung hinwegläfst. Jeder Virtuose flikt eine, ihm besonders gelingende Bravourarie beinahe in jede Oper ein, und wo ein rührender Gesang stehen sollte, wird nicht selten ein munteres Rondo abgesungen. Man erzählt von dem Theater von S. Benedetto in Venedig eine lustige Anekdote, deren Gewifsheit ich verbürgen kann, und wozu ich Ihnen noch manchen Pendant liefern könnte Der erste Sopran hatte ein zärtliches Rondo an die zweite Frau abzusingen. Auf einem Stein sizend, sollte sie ihn anhören. Der Stein war nun immer da, aber die darauf Sizende fehlte häufig. Das hielt aber den Sänger nicht ab, die Klage über

die Grausamkeit seiner Geliebten an den sie vorstellenden Stein abzusingen. Und dies fand man höchstens lächerlich, nicht unschiklich.

Die Sparsamkeit, mit welcher die Sänger von niedrigerem Range bezahlt werden, hat die Folge, dafs diese gewöhnlich in ihrer Kunst ganz erbärmlich sind. Das Publikum besizt daher auch selten die Geduld, ihnen in den oft wiederholten Opern jeden Tag ihre Arien abzuhören. Man erleichtert diesen armen Wichten aber den Verdrufs, nicht angehört zu werden, dadurch, dafs man von jenen unglüklichen Parthien bei der zweiten und den folgenden Vorstellungen, immer so viel als möglich wegschneidet. Ich habe es sogar gesehen, dafs die ganze Entwiklung der Geschichte öfters fehlte, weil es der ersten Frau unbehaglich war, jeden Abend eine ganze Viertelstunde lang fortzusterben.

Und doch wird niemand, wer je italienische Opern gehört hat, sie vergessen können.

Ausser den Reizen, welche die Musik dieses Volks überhaupt hat, wurde dasselbe von der Natur nach ganz besonders für sie begünstigt. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daſs die Stimmorgane der Italiener — was auch der Grund davon sey! — glüklicher gebildet sind. Man höre nur die Gesänge des niedrigsten Volks auf den Straſsen, höre die Mädchen trillernd durch die Häuser trippeln, und man wird sich sogleich von der Wahrheit dieser längst gemachten Bemerkung überzeugen. Denn bei keinem Volke bricht die Fröhlichkeit so leicht in Gesang aus, wie bei den Italienern. Man wird nicht leicht ein Mädchen ein Geschäft verrichten sehen, wobei sie nicht sänge. Die Handwerker besonders singen den ganzen Tag zu ihrer Arbeit fort, und in Rom ergreifen sie zur Erholung gewöhnlich die Guitarre, welche sie mit Gesang begleiten. — Auch ist ihnen dieser Vorzug schon so früh eingestanden worden,

dafs Paulus Diaconus ums Jahr 800 diesem Gesang den Preis der Anmuth und Weichheit zuerkannt, und Gregor von Salzburg (ums Jahr 1170 Weihbischof daselbsst), im Bewufstseyn deutscher Kraſt, den Sängern dieser Nazion Weibischkeit vorwirſt.

Zu diesem glüklichen Stimmorgan rechne ich noch eine andere Gunst der Natur, welche seltener, wie ich glaube, bemerkt worden ist. Ich meine das ſeine Ohr der Italiener. Die Leichtigkeit, mit welcher sie eine Melodie ins Ohr ſassen, ist ausserordentlich, und eine vorzügliche Opernarie wird, kaum einigemale gegeben, auch schon auf den Strafsen nachgesungen. Ueberhaupt sind die vorzüglichsten Meisterwerke der italienischen Musik häufig in dem Munde des gemeinen Volkes, und ein Gassenhauer mufs wirkliche Vorzüge haben, wenn er sich bei demselben erhalten soll. Sehr merkwürdig äussert sich diese Begünstigung der Natur

auch darin, daſs es so wenige Uebelhörende in Italien giebt. Wenn das Alter häufiger in diesem Lande das Sehorgan verdunkelt, so verschont es dafür die Gehörwerkzeuge. Und von diesem Vorzug darf man doch gewiſs auch auf die gröſsere Feinheit eines italienischen Ohres schliessen; denn, was auch der Grund davon seyn mag, er ist in der Natur gegründet, und muſs, wenn er selbst das Trommelfell der Alten erhält, doch gegen die Jüngern nicht ungerecht seyn.

Wenn man den Italienern in Rüksicht auf musikalischen Geschmak den Vorwurf machen kann, daſs sie mehr die Kunst, als die schöne Natur schäzen, so ist doch nicht zu läugnen, daſs sie auch für diese Sinn haben, wenn sie gleich nach jener mehr den Werth ihrer musikalischen Kunstwerke bestimmen. Das Parterre, das gemischte Publikum ist es, das im Theater klatscht, schreit, stampft — also Beifall giebt. Aber man muſs gestehen,

dafs sie es doch meist richtig genug treffen; und ob sie gleich durch kühne Rouladen und Kadenzen am lebhaftesten entzükt werden, so gleitet das Wahre, das Rührende, doch auch nicht ohne Wirkung an ihnen vorüber. Wenn sie die erstern daher durch laute, lärmende Beifallszeichen feiern, so drüken sie ihre Gefühle über das leztere durch laut hörbare Athemzüge und durch ein leises, aus der Brust gezogenes, ah! Bravo! Bravo! aus, welches sich nach und nach bis zum höchsten Jubel verstärkt.

Jenen Begünstigungen der Natur kam ohne Zweifel die musikalische Bildung des Volks überhaupt glüklich genug zu statten. So wie dieselbe bei den Griechen zur Vollendung des καλος καγαθος gehörte, so wie bei ihnen die Theorie der Musik in den Schulen der ersten Weltweisen gelehrt wurde, so waren in ältern Zeiten auf allen italienischen Universitäten Lehrstühle für dieselbe errichtet. Es gab

musikalische Sekten, und somit natürlich auch musikalische Kriege. Und da es meist die Geistlichen waren, welche darin die Streiter machten, so ist es sehr begreiflich, wenn der Kampf sich oft so sehr erhizte, daſs sich Päbste und Concilien in die Sache mischen muſsten. Seit jener Zeit hat sich der Geschmak für die Musik niemals verloren, und die Nazion rechnete sie immer unter ihre theuersten Freuden. Heutzutage ist sie häufig der wesentlichste Theil der Erziehung, und wenn man auch nicht daran denkt, das Kindlein lesen und schreiben zu lehren, so wird wenigstens der Unterricht in der Musik nicht vergessen. In Rom besonders ist sie ein so wesentlicher Theil der gesellschaftlichen Unterhaltung, daſs man beinahe sagen dürfte, sie wird am meisten durch sie belebt. In den Mittelständen giebt es kaum eine, auf einem etwas anständigen Fuſs lebende Familie, welche nicht manchmal alle, auch die entferntesten

Bekannten zu einer sogenannten Akademie einladet, in welcher man sich fast einzig und allein mit Musik unterhält. Die Frau des Hauses macht gewöhnlich den Anfang, und wer Muth genug hat, sich hören zu lassen, folgt nach. Kardinäle selbst zeigen in solchen Gesellschaften ihre Geschiklichkeit, und ich habe den Kardinal Ruffo nicht selten mit dem fürchterlichsten Basse die Ohren seiner Zuhörer bearbeiten gehört. Man denke, ob dieses Alles nicht zur Bildung des musikalischen Geschmaks der Nazion beiträgt, und ihr zu dem Rufe verhelfen mufste, in welchem das Ohr der Römer, an das der gute Tonsezer appelliret, so wie es den schlechten in Schreken sezt, in ganz Italien steht.

In keinem Lande findet man so viele tiefe Kenner der Musik. Ihr Studium wird mit einer ausserordentlichen Gründlichkeit getrieben, und der Anfang desselben nicht mit

der Ausübung gemacht, wie in andern Ländern. Daher hat der Tonsezer auch strenge Richter zu befürchten, die, wenn sie das Gute gleich zu schäzen wissen, darum doch über die Fehler nicht hinwegsehen. So entfernte sich Gluk einst, ich glaube in seinem Orpheus, von den Regeln der Theorie, und brachte dadurch die gröſste Wirkung hervor. Bekanntlich sind die neapolitanischen Musiker die gründlichsten Theoretiker, und diese waren daher nicht mit der Neuerung zufrieden; doch äusserte einer der tiefsten Kenner unter denselben, daſs er, troz der, in der Oper enthaltenen Fehler gegen das System, zufrieden seyn würde, sie gemacht zu haben.

Aber auch in keinem Lande geht der Enthusiasmus für die Musik weiter, als in diesem. Hier nur kann der wahre Künstler seinen Triumph feiern, und durch der Töne Gewalt aus seinen Zuhörern machen was er will. So oft schon hat man die ganze Volks-

menge eines Theaters in Thränen schwimmen, so oft sie schon in Ein, alle gleich stark durchdringendes Gefühl aufgelöst gesehen. Jede Huldigung scheint ihnen da zu klein. Oft nahmen sie den Künstler auf die Schultern, und trugen ihn im Triumphe nach Hause.

Diese Liebe zur Musik hat sich häufig in den bizarrsten Sprüngen gezeigt. Ich führe Ihnen nur Ein Beispiel von Raserei für dieselbe an, dessen Zuverläſsigkeit ich versichern kann. In Pisa lebte ein reicher Edelmann, welcher eine eigentliche Leidenschaft für die Musik gefaſst hatte. Sie zu befördern, war ihm kein Opfer zu schwer. So lokte er z. B. die Kinder armer Eltern, an denen er musikalische Talente bemerkte, zu sich ins Haus, versprach, sie zu erziehen, und die Sorge für sie auf immer auf sich zu nehmen. Solche armen Geschöpfe lieſs er dann an entfernten Orten ihrer Mannheit berauben,

und schikte sie, nachdem sie den vollständigsten Unterricht für ihr künftiges Gewerbe erhalten hatten, als Sänger in die Welt.

Sehr wenig konnten ihr daher die wenigen Gegner schaden, welche die Oper denn doch auch immer in Italien hatte. Mehrere Schriftsteller haben sie angegriffen, und ihr vorgeworfen, daſs sie, wenn sie auch nicht verderblich auf die Sittlichkeit des Volks wirkte, doch auch für die groſsen Summen, welche sie kostete, keinen wesentlichen Nuzen hervorbrächte. Nicht ohne Grund werfen ihr Albergati, Compagnoni — diese beiden besonders in dem gedrukten Briefwechsel von ihnen, und der erste dann wieder in seinen Briefen an den Ab. Zacchiroli (Lettere capricciose, und Lettere piacevoli — und Alfieri vor, daſs sie das Gedeihen der dramatischen Kunst in Italien verhindere, und der Erstere hauptsächlich hat es versucht, ihr durch Spott schädlich zu werden. So

behauptete er, dafs die Musik unmöglich Gefühle und Leidenschaften bestimmt und ausschliessend bezeichnend ausdrüken könne. Er habe mehrere Versuche gemacht, und z. B. die Musik der Arie:

Benedette le galline,
Che non hánno gelosia! *)

ganz passend zu:

Non è ver, che sia la morte
Il peggior di tutti mali

gefunden. Allein man lachte darüber, und gieng doch wieder in die Oper, die Schriftsteller mochten sagen was sie wollten. Denn, wenn es auch nicht der süsseste Sinnenreiz wäre, den man im musikalischen Drama findet, so enthalten doch schon die gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt Gründe

*) Ich lobe mir die Hühner, die sind doch nicht eifersüchtig; und: Es ist nicht wahr, dafs der Tod das schlimmste aller Uebel sey. Beide Stüke aus zwei verschiedenen Opern, wie man sieht.

genug — wie Sie sich aus meinen vorhergehenden Briefen erinnern werden — warum man dasselbe jeder andern dramatischen Darstellung vorzieht, und warum es auch wohl immer so bleiben wird. Leben Sie wohl!

Neapel, den 10. *September* 1804.

Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen eine Darstellung der Schauspielkunst in diesem Lande zu geben, und hofte dieses gewifs ausführen zu können, weil ich den Vorrath von Materialien dazu von Tag zu Tag unter meinen Papieren anwachsen sah. Nun da ich anfange, sie zu ordnen, finde ich erst, dafs ich das Unmögliche unternommen habe. Es war mir nicht eingefallen, dafs es noch überhaupt keine Schauspielkunst giebt, und dafs in Italien am allerwenigsten an sie zu denken ist, wo man eine ästhetische Schäzung des Theaters bisher kaum geahnet hat. Wenn Sie also eine Schilderung der Schauspielkunst in ihrem ganzen Umfange erwarten sollten, so mufs ich Ihnen zum Voraus sagen, dafs das, was ich Ihnen geben kann, nichts weiter als einzelne Züge sind, welche die Art der dramatischen Darstellung in Italien karak-

teristisch unterscheidend bezeichnen. Ich schike sie meinen Bemerkungen über einzelne Schauspielertruppen, so wie über die Aufführung einzelner Stüke voran.

Es giebt vielleicht kein Theater in der Welt, welches einen so bestimmten Karakter hat, wie das französische. So wie sich der Franzose im Leben überhaupt nach gewissen konvenzionellen Geseczen darstellt, und sich leichter, als das Glied jeder andern Nazion erkennt, so hat auch sein Theater eine Richtung genommen, welche auf nichts weniger als die Natur, sondern ganz auf gewisse Regeln gegründet ist, die zu einer Zeit, da die Nazion ihren höchsten Glanzpunkt erreicht zu haben glaubte, erfunden wurden, und dem Geschmak der Nazion eine Richtung gegeben haben, welche selbst die alles umwälzende Revoluzionsperiode nicht zu verrüken im Stande war. Italien hingegen, das sich, auch in seiner schönsten Zeit, nie in so

hohem Maaſse für das Theater interessirte, dem es überdies von jeher eben so gut an einem Zentralpunkte der Geschmaksbildung, als der politischen Wirksamkeit fehlte, konnte niemals diesen Vortheil oder Nachtheil, wenn Sie wollen, haben.

Unstät, wie der Geschmak der Nazion, war auch der Antheil an seinem Theater, und wechselnd darum das Schiksal desselben. Es lagen auch, ausser vielen andern mitwirkenden Gründen, noch so manche in dem Stande und der Person des Schauspielers selbst, daſs es unläugbar ist, die Nazion habe bis jezt immer aufs Theater, das Theater nie auf die Nazion gewirkt. Daraus ergab sich dann natürlich, daſs es nie einen bestimmten Karakter annehmen konnte, weil es sich unaufhörlich einer gemischten Gesellschaft anpassen muſste. Es kam noch dazu, daſs in Italien nie stehende Schauspielertruppen statt gefunden haben, was

doch, wie ich nicht zweifle, dem französischen Theater in Paris, und somit auch in der Provinz, wo nur geachtet war, was die Hauptstadt achtete, jenen fest und deutlich gezogenen Karakter gegeben hat, der es von dem unstäten anderer Nazionen in diesem Punkte so auffallend unterscheidet. Frühe hatte die dramatische Poesie der Franzosen ihren höchsten Punkt erreicht. Die Stüke der Racine, Molière u. s. w. hatten sich, so zu sagen, für immer auf ihrer Bühne angesiedelt. Die einzelnen Rollen waren von der ganzen Nazion gekannt, und ihre Darstellung unterhielt die Zuschauer nur in sofern, als sie begierig seyn konnten, zu sehen, wie die ihnen so bekannte Rolle werde gegeben werden. Grofse Talente hatten sich in der Darstellung derselben gezeigt, und die Nazion, überzeugt, dafs das Höchste geschehen sey, schränkte den Ehrgeiz ihres Schauspielers nur auf die Erreichung jener Muster ein.

Ein Schauspieler, der einmal auf einem Parisertheater angestellt war, verliefs es nicht leicht wieder. Er hatte da sein Vorbild im Auge, und es geschah auf diese Weise, dafs sich ein junger Schauspieler das alte immer wieder verjüngte. Dieses dauerte so Jahrhunderte fort. Der Schauspieler konnte das alte Muster nur vermehren und vervollkommnen, aber von seiner Bahn abzugehen, das machte ihm die einmal feste Geschmaksrichtung seiner Nazion unmöglich. So entstand eine eigentliche Schule, welche sich durch Lehre und Beispiel fortpflanzte, und dem französischen Theater seine bestimmte Haltung gab.

Indefs wird sich auch nur der Franzose in seinem Theater gefallen; denn wenn Konvenzionen im Leben beschwerlich sind, so sind sie auf der Bühne nur dann erträglich, wenn sie durch ihre schlimmen Folgen als warnendes Beispiel dargestellt werden. Den

Zwang im Leben scheut keine Nazion leicht so sehr wie die italienische; und sie mag darum auch von jeher gefälliger, als jede andere, die Freiheit des Theaters verziehen haben. So wie die zufällige Stimmung des Publikums war, mufste sich auch das Schauspiel und der Schauspieler ihm darstellen, und es konnte schon ausser diesem keine solche bleibenden Rollen geben, wie auf dem französischen Theater, da auch seine Dichter bisher noch nicht dazu berechtigt hatten. Unmöglich konnte also auch eine Schule entstehen; es konnten sich unmöglich allgemeine Grundsäze festsezen, wie etwas dargestellt werden sollte. Richte dich nach denen, welche dich bezahlen, war der Grundsaz; und hast du diesen gefallen, so hast du alles gethan, was man fodern kann.

Leichter ist es, den verdorbenen Geschmak zu befriedigen, als sich zum Ideale zu erheben. Das leztere ist nur das Werk seltener

Köpfe; das erstere kann die Arbeit bequemer Menschen seyn. Leicht begreift sich's darum, wenn sich die meisten Schauspieler an die alte Bahn hielten, oder vielmehr auf der breiten Strafse hinwandelten, so wie es denen am Wege Stehenden gefiel. Liefs doch diese Methode ihren Launen selbst das freiste Spiel, und machte ihnen die Arbeit mehr zum Scherze. Dem Einzelnen kam dabei die gleichmäfsige Richtung seines Publikums zu statten, welches sich eben so gerne, als er, den Eingebungen und Wirkungen des Augenbliks überliefs.

So ergab sich dann das Hauptresultat: Dafs in Italien die dramatische Darstellungsart keinen bestimmten Karakter habe, sondern sich meist der zufälligen Geschmaksrichtung eines einzelnen Publikums, oder einer bestimmten Zeit anpafste; oder vielmehr:

Es giebt auf dem Theater dieser Nazion keinen Styl, sondern höchstens gewisse Regeln, und diese nicht in Beziehung auf die Kunst, sondern nur auf den Zuschauer.

Es giebt also in Italien absolut kein System in der Darstellung, nur eine Politik. Man begnügt sich, wie ich später ausführlicher zeigen werde, mit einigen Hauptschlägen das Publikum zu treffen, und bekümmert sich im übrigen wenig um die Wirkung, welche hervorgebracht werden könnte. Der Schauspieler glaubt sich natürlich hierzu um so mehr berechtigt, da er das Publikum weder an ihm, noch an dem Stüke selbst Antheil nehmen sieht, wovon die Gründe in andern Briefen angegeben sind, welche das Theater als Conversazionsort karakterisirt haben.

Man vernachläſsigt es daher gänzlich, eine richtige, getreue und eine schöne Darstellung zu geben. Eine richtige und getreue,

indem, ausser der Poesie, weder auf Wahrheit im Kostüm, noch in den Dekorationen Rüksicht genommen wird; eine schöne Darstellung, indem der Schauspieler, troz des feinen Sinnes seiner Nazion für das Wohlgefällige, eben so wenig durch schöne Haltung des Körpers, als durch mahlerische Stellungen auf diesen Punkt hinarbeitet. Oefters scheint es zwar, als ob er durch ein gewisses Halten seiner Arme eine Schönheitsregel zu befolgen suchte; aber er dauert die Mühe, so ihm dies macht, nie das ganze Stük hindurch aus. Jezuweilen nur läfst er sich durch den Dichter erheben; durchgängig begnügt er sich aber, nur in einer gewissen Attitude mit aufgehobenen Armen von der Scene abzutreten. Ueberhaupt beweist er so wenig Achtung gegen das Publikum, welches dies auch ganz billig um ihn verdient. Seine Stellungen gegen dasselbe nimmt er nicht leicht mit den Rüksichten, welche man sogar

im gesellschaftlichen Leben beobachtet, und die auf dem französischen Theater strenge Regel sind. Nur das Beiseite und die Sentenzen sagt er gewöhnlich in das Parterre hinunter, wozu er auch durch die Unnatürlichkeit der dramatischen Poesie seines Volks gezwungen ist, welche beides, gleichsam als Commentar und Glossen des Stüks, auch einzig und allein für das Publikum bestimmt zu haben scheint. Sie nimmt es damit so wenig genau, dafs sie die lezten, die Sentenzen, auf die lächerlichste Weise gewöhnlich den Kammermädchen und ähnlichen Karakteren in den Mund legt.

Gerne möchte ich die Schauspieler für die Nachläfsigkeit entschuldigen, mit der sie ihr Publikum behandeln, wenn man einem Menschen überhaupt das Streben nach dem Höchsten erlassen dürfte. Der Beifall desselben kann dem denkenden Kopfe in diesem Stande gar nichts werth seyn, da er ihn so selten

dem Verdienst so häufig dem Unverdienst ertheilt sieht. Wenn das Publikum zufrieden ist, so ruft es den Schauspieler am Ende heraus, und klatscht ihm lebhaft zu. Aber diese Auszeichnung wird mit so wenigem Zartgefühl ertheilt, daſs man die schlechtesten Subjekte oft damit nekt, sie mehreremale hintereinander herauszurufen. Einmal sah ich sogar in dem Pracht- Schlacht- Prang- und Drang-Stük: La vita e morte di Nerone, daſs man erst die besten Schauspieler, und endlich auch den Löwen herausrief, «weil er,» wie Zettel beim Shakespeare, «gebrüllt hatte, daſs es ihnen im Herzen wohl that.» Eine schöne Frau findet es eben so leicht auf der Bühne als im Leben zu gefallen, und wenn sie auf der ersten auch keinen der Vorzüge zeigt, so ihr im lezten fehlen. Ein niedrig komischer Spaſsmacher — so erbärmlich er seine Rollen darstellt — gewinnt sich durch abgeschmakte

Verzerrungen des Gesichts bei dem grofsen Haufen im Parterre Beifall; denn es giebt noch keinen Stand in diesem Lande, welcher sich durch auszeichnende, unter ihm vorzugsweise herrschende höhere Bildung zum kompetenten Richter über das was gefallen, und was verworfen werden mufs, aufwerfen dürfte. Die meisten Schauspieler begnügen sich daher mit gewissen Handwerkskniffen, durch die sie sich so viel Beifall zu versichern suchen, als ihnen nöthig ist, um von dem Theaterunternehmer gut bezahlt zu werden.

Diese Kniffe zusammen bilden ein gewisses manierirtes Spiel, aber keine durchgängig erhaltene Manier. Der Zwek desselben ist, wie schon bemerkt, das Publikum auf Augenblike zu gewinnen, um ihm so nach und nach eine gewisse Dosis von klatschendem Beifall abzunöthigen, welche das respektive Glük des Schauspielers machen mufs.

Er legt die Kraft, die er dazu anwendet,

auf die starken Stellen seines Dichters. In diesen kündigt er den leidenschaftlichen Ausdruk des Karakters zuerst auf der Fläche des Körpers an, und bricht dann auf einmal heraus. So habe ich Morrochesi'n, von dem ich Ihnen später sprechen werde, in verschiedenen Trauerspielen gesehen. So sagt ihm Poppea in der Oktavia des Alfieri als Nero:

Attonito da prima
Dalle insolenti popolari grida
Fosti al tornar di Ottavia, orcrescer odi
L'ardire, onde atterrito....

Das Atterrito greift ihm tief ins stolze Herz, schon zeigt sich des Zorns Anfang in seinem Gesicht — Atterrito io? — fragt er mit leiser aber fürchterlich hohler Stimme. Und Poppea fährt fort:

So, che il forte tuo cuore ognor persiste
Nella vendetta; ma son dubbj i mezzi;
E intanto esposto a replicati oltraggi
Rimani tu. Le irriverenti fole
Per anco udir di un Seneca t'è forza:
Ben vedi.

Und während dieser Rede drükte Nero die Steigerung des Zorns von der Entstehung desselben in den stillen, aber furchtbaren Bewegungen seines Gesichts und ganzen Körpers aus, wie ich sie Ihnen in Zukunft beschreiben werde, bis er endlich fürchterlich ausbricht:

Atterrito io?

und Poppea schnell sich verbessert. Er gab diese ganze Scene mit einer Wahrheit im Ausdruk, dafs zu bedauren ist, wenn die Nazion nicht durch auszeichnenden Beifall ein Talent zu ermuntern sucht, welches sich gewifs zur höchsten Vollkommenheit in diesem Fache erheben würde. Solche Rollen sind es, welche wirken. Aber einem Blize gleich, der unschädlich niedergefallen ist, lassen sie keinen Eindruk zurük; denn die Nachläfsigkeit, womit der Schauspieler nachher gewöhnlich wieder fortfährt, verdirbt alles.

Eine andere, am häufigsten angewendete,

und des Beifalls gewisseste Manier ist die, dafs der Schauspieler den Ton nach und nach bis zur höchsten Stärke emporsteigert, und, als ob er sich plözlich besönne, auch eben so schnell herabsinkt, und in einem ruhigen, aber festen Tone fortfährt; dafs eine Schaupielerin mit Vorwürfen, Drohungen sich bis zur Spize des Ausdruks von beiden erhebt, und dann schnell in ein mitleiderregendes Jammern herabsinkt; kurz in den raschesten Uebergang von einem leidenschaftlichen Ausdruk in den andern sezt der italienische Schauspieler den Hauptbrennpunkt, mit dem er seine Zuhörer zu treffen sucht.

Eine andere Manier sich demselben gefällig zu machen, ist die Mahlerei des Körpers und der Töne in einzelnen Stellen. Kein Theater ist reicher an schmukvollen Reden, als das italienische. Es giebt unter den besten Dichtern desselben sehr viele, worin die

handelnden Personen eben so viele Redner zu seyn scheinen. Statt Handlung in das Stük selbst zu legen, lassen sie sie ausser demselben beschreiben, und da die Nazion so vielen Sinn für Poesie hat, so begnügt sie sich gerne mit schönen Deklamazionen; ja das Gefallen an denselben ist vielleicht ein karakteristischer Zug jedes italienischen Theaterpublikums.

Auf gute Deklamazion kommt daher beim italienischen Schauspieler unendlich viel an, und ich habe manche gekannt, die sehr gerühmt wurden, ob sie gleich keinen andern Vorzug hatten, als diesen einzigen. Zwar sagt ein französischer Schauspieler selbst: „Deklamazion sey das Talent des talentlosesten Schauspielers;" allein es ist doch ein Talent, und wahrlich kein so häufiges; und es ist keine kleine Aufgabe, wenn Seneka eine Viertelstunde lang in seiner Todeswanne fortphilosophiren, Nero einen ganzen Akt

hindurch sterben, und doch die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer erhalten; und wenn überhaupt die ganze Handlung des Stüks auf der Bühne sehr oft nicht dargestellt, sondern beschrieben werden mufs. Diese Akkommodazion an den Dichter und Volksgeschmak hat die Manier hervorgebracht und befestigt, jede Beschreibung mit eigener Hand zu begleiten *).

So sah ich Morrochesi'n, in Alfieri's Saul, den David auf dem heiligen Berge schildern,

*) Gerade wie in Peregrin Pikle (B. 4. 170.) dem Schauspieler Quin vorgeworfen wird, wo er in der Stelle:

. . . . Er nahm ihn auf;
doch kaum war er von seinem Blik entfaltet,
so starrt er schnell, als hätt' ein Pfeil sein Auge
durchbohrt, und warf ihn zitternd auf den Boden.

Alles das, was er beschreibt, selbst mimisch darstellt, unerachtet es hier noch

wie er sich vor Samueln niederwirft, und ihn fleht, ihm die angebotene Krone nicht aufzudringen. Der Schauspieler machte Sauln selbst, aber er stellte die Scene so dar, dafs er sich gleichsam in Davids Stelle versezte, wie dieser sich niederwarf, flehete, betete u. s. w. Sie sehen, wie unnatürlich das war. Aber Morrochesi kannte den Geschmak des Publikums. Er wufste, dafs er ihm, wenn er es in die Täuschung versezen könnte,

verzeihlicher ist, als bei Morrochesi. Aber noch stärker S. 171, wo er beschreibt:

Bestürzt und bleich stand erst mein Opfer da,
Hielt einen Seufzer noch zurük, und stiefs
Ihn dann heraus, rieb seine Stirn' und nahm
Ihn wieder auf . . . .

wo Smollet von Quin sagt: „Der Schauspieler starrt hier wild, seufzt zweimal jämmerlich, als wär' er im Begriff zu erstiken, reibt die Stirne, und macht die Pantomime, etwas von der Erde aufzuheben." —

David selbst vor sich zu sehen, den lebhaftesten Beifall abgewinnen könnte. Und es gelang ihm, er erreichte seinen Zwek.

Dies sind die vorzüglichsten Strebungspunkte des italienischen Schauspielers, als Resultat des Studiums, als Ueberlieferung der Schule betrachtet. Alles Uebrige, was ihn unterscheidet, ist so sehr im Karakter seiner Nazion gegründet, dafs es auch nur als blofse Eigenschaft, blofses Talent derselben betrachtet werden mufs.

In keinem Lande, wie in Italien, hat das Konvenzionelle so wenigen Einflufs. Jeder zeigt sich, wenn er nicht Grund hat, seine Absichten zu verbergen, in seiner wahren Gestalt; und heftige Ausbrüche des Zorns z. B. sind eben so wenig unschiklich, als man Ausschweifungen der Liebe natürlich findet. Man hat daher Gelegenheit, den Menschen tagtäglich, wie er leibt und lebt, zu sehen, und ist so sehr an leidenschaftliche

Aeusserungen gewöhnt, dafs man sie weder merkwürdig noch unschiklich findet. Wenn der Schauspieler daher ähnliche Ausbrüche der Leidenschaft an sich darstellt, so wird er dadurch niemand in dem Grade interessiren, wie auf unsern Theatern. Er mufs die Leidenschaft im höchstmöglichsten Punkte des Ausbruches an sich sehen lassen, wenn er jenes will, und darf daher nicht auf die zarte Linie des Schönen und Anständigen Rüksicht nehmen, welche unserm Schauspieler, nach der Foderung seiner entscheidenden Richter, eben so heilig seyn mufs, als dem Mahler und Bildhauer. So habe ich einen Schauspieler in dem Stüke, la Crudelta è Morte di Nerone, sich als Nero einst, nach einem viertelstündigen Alleingespräch, auf dem Throne erstechen sehen. Er sank von Entkräftung nieder, und kollerte die Stufen herab. Allein, da er sich einmal vorgesezt hat, auf dem Throne zu sterben,

so kriecht er doch immer hinauf, so oft er auch wieder herabrollt. Mir und manchen andern war dabei herzlich bange um den Hals des armen Schelmen; allein es war sein Benefiz, und um eine volle Kasse zu leeren, sezte er gerne seinen Hals daran. — Nur sehr wenige haben das unschiklich gefunden; aber die italienische Bühne unterscheidet sich von der unsrigen gerade so, wie die neuere Kunst von der Kunst des Alterthums.

Das hat denn auf der italienischen Bühne die nehmliche Folge, wie sie, nach Herrn von Humboldts Bemerkungen, (in den Propyläen) auf dem französichen Theater statt gefunden hat. Die Rollen bekommen dadurch weniger Abwechselung und Individualität, da der höchsten Leidenschaften nur wenige sind, aber ihre Stufenleiter eine zahllose Mannigfaltigkeit darbietet.

Den Stüken überhaupt aber fehlt es darum gar nicht an Abwechselungen der Darstellung.

Natio comoeda est: sagten die alten Römer von den Griechen; und wer ist nicht in Versuchung, das Nehmliche von den neuern Italienern zu sagen? Der Schauspieler fühlt seine Rolle häufig tief genug, und wenn er aufgelegt ist, so giebt er sie oft wahr und innig empfunden, und würde es öfters thun, wenn ihm nicht so viele Bequemlichkeit in seinem Handwerk gestattet wäre. Aber eben daraus, dafs er mehr empfindet als denkt, ergiebt sich ein anderer Schaden für die Kunst. Er stellt gewöhnlich nur Leidenschaft, seltnen Karakter dar. Der Zuschauer ist in der Regel damit zufrieden, und da er seine Schauspieler nicht leicht aus einem andern als diesem Gesichtspunkt beurtheilt, so findet der Schlechteste unter denselben es nicht so ganz schwer, sich jezuweilen Beifall zu erarbeiten; ist es aber auch für den Vorzüglichsten unendlich schwieriger geworden, sich über die gewöhnliche Klasse seiner Brüder zu erheben.

Wenn der Schauspieler nur in einzelnen Rollen Karakter giebt, und wie natürlich nur in einzelnen Leidenschaften geben kann; wenn er diese, wenigstens für uns Nordländer, übertreibt, so leuchtet es doch selbst bei geringer Bekanntschaft mit der italienischen Bühne, in die Augen, daſs, dem Talent der Nazion nach, sie die erste in Europa seyn müſste. Aber ich habe es Ihnen mehrmals wiederholt, daſs eine gänzliche Veränderung in den gesellschaftlichen und sittlichen Verhältnissen des Volks vorgehen müſste, ehe dieses geschehen könnte. So lange man das Theater nur als Konversazionsort betrachtet; den Schauspieler als das nichtswerthe Werkzeug ansieht, eine, etwa in der Unterhaltung entstehende Lüke auszufüllen; so lange Alfieri's schöner Traum, die Bühne zur Schule des Lebens zu erheben — so lange dieses nicht geschieht, und andere unzählige fromme Wünsche in diesem Lande nicht erfüllt werden,

ist an keine Schauspielkunst zu denken. Leise zwar, aber sehr langsam, scheint sich die Nazion denn doch diesem Ziele zu nähern. Die alten Possen verschwinden zusehends; die ausgelassensten Späſse machen dem ernsten Trauerspiel nach und nach Plaz; die Dichter fangen an, statt Deklamazionen, körnichte Erfahrung und Wahrheit auszusprechen; statt, wie bisher, nur durch Hauptschläge auf plözliche Erschütterung ihrer Zuhörer, auf ein sittliches Ergreifen ihrer Herzen und Gedanken hinzuarbeiten; man hat sogar schon Schauspieler gesehen, welche ein tiefes Studium des Lebens in völlig gerundeten Darstellungen ausgaben: man hat nie ernstlicher als in unsern Tagen von fest stehenden Truppen gesprochen; die Oper, mit ihren kostbaren Sinnenreizen, weicht immer mehr dem Schauspiel. — Sehen Sie nicht mit mir darin die Morgenröthe einer künftigen Schauspielkunst, und freuen Sie sich nicht, in derselben

schon die Sonne einer höhern Volksbildung zu erkennen, wenn wir glauben dürfen, daſs der Geist, welcher auf dem Theater herrscht, der ähnliche Zwillingsbruder des Geistes der Nazion ist?

Neapel, den 20. September 1804.

In meinen bisherigen Briefen habe ich Ihnen das Allgemeine über das italienische Theater gesagt, was ich wufste. Leichter ist natürlich das Detail; aber es ist vielleicht auch unerschöpflich. Ich will Ihnen daher diesmal nur Fragmente geben, wie ich sie an einzelnen Theaterabenden aufgezeichnet habe. Sie sind gröfstentheils durch die Truppe Morrocchesi veranlafst, welche von vielen für die vorzüglichste in Italien gehalten wird, und, meiner Meinung nach, diesen Ruhm auch wirklich verdient. Einzelnes mag Ihnen als Beleg zu dem dienen, was ich Ihnen früher geschrieben habe.

* * *

Friedrich II ist der Lieblingsheld der Italiener, ob er gleich ein Kezer ist; was indefs viele nicht glauben wollen. In mehreren

Stüken hat er die Hauptrolle, und der Schauspieler Andolfati spielt den grofsen König wirklich mit einer Wahrheit, über welche diejenigen, die ihn noch selbst gesehen haben, erstaunen. Die Eigenthümlichkeiten der Kleidung, des Gangs, der Stellung und anderer Gewohnheiten weifs er so treu zu geben, dafs er völlig dem Bilde entsprach, welches ich mir immer von Friedrich dem Grofsen gemacht hatte.

* * *

Pietro Andolfati — ein Venezianer — und Antonio Morrocchesi sind die vorzüglichsten Schauspieler, welche ich noch in Italien gesehen habe.

Der erste war, wie ich höre, ehemals Lohnbedienter, und hat in Marseille an Tafeln servirt. Während der Revoluzion von Neapel befand er sich in dieser Stadt, und wurde einmal genöthigt, den Kardinal Ruffo

herlich zu machen, welches ihn nachher das Leben gekostet hätte, wenn er nicht durch seine schöne Nichte gerettet worden wäre. Er hat mehrere französische Stüke ins Italienische übersezt, und auch Kozebue's Menschenhafs und Reue vom französischen Theater auf sein vaterländisches verpflanzt. Er ist ein Mann von vieler Bildung, sehr unbescholtenen Karakters, und geachtet, so weit ein Schauspieler in Italien es seyn kann.

Vorzüglich gut spielt er die Rollen schwacher, aber gutherziger Alten. Nichts vom Anzuge zu sagen, so ist jede seiner Stellungen und Bewegungen bei ihm von der höchsten Bedeutung. Wo ihn auch seine Rolle schweigen heifst, ist er desto deutlicher durch den stillen Ausdruk innerer Gemüthsbewegung, dafs das Auge sich nie von ihm wegwenden mag.

Alle seine Rollen sind im höchsten Grade individualisirt. Er greift sie immer nahe an

der gefährlichen Linie der Karikatur auf, und ist immer so glüklich sie zu vermeiden. Nie bindet er sich zu ängstlich an den Dichter, weil ihm sein eigener reicher Wiz, und die seltene Gabe des Impromptu's die schönste Hülfe leistet. In dem Stüke, Karl XII, machte er einen alten Kriegsrath, und sollte einen Brief schreiben, welchen ihm Karl diktiert, und worin dieser von seinen künftigen Planen spricht. Erst dies und jenes erobern, e poi prender Moskau, e poi in Turchia *). — Bei dem Worte Moskaw, welches wie Mosca (die Fliege) ausgesprochen wird, machte Andolfati die Pantomime des Mükenfängers dazu, welches um so besser angebracht war, da alles doch nur Chimäre schien.

Beinahe jedesmal wird er herausgerufen,

*) und dann Moskaw nehmen, und dann in die Türkei. — (Prender mosche) heifst auch Fliegen fangen.

und er antwortet dem Beifall des Publikums gewöhnlich durch ein gut angebrachtes Impromptu. So in der Rolle des Polycarpo, eines schon alten Mannes, (in l'amore ridicolo) welcher in seine Pflegetochter verliebt ist, tausend Lächerlichkeiten begeht, und am Ende, da er der Sache am gewissesten zu seyn vermeint, sie einem glüklichern Liebhaber abtreten mufs.

Als er herausgerufen erschien, fieng er an: „Unter allen Unglüksfällen des menschlichen Lebens, die ich auf dem Theater vorstellen mufs, kann mich wohl der, welchen ich heute vorstellte, am leichtesten selbst betreffen." —

Forte, Forte! riefen einige Stimmen. Ich mufs aber wohl, fuhr er fort, meine Danksagung auf ein anderes Mal versparen, und kann nun nichts besseres thun, als ein Glas Wassers zu trinken. (Er war ganz heiser.)

Nun ward er noch einmal herausgerufen, und kam. Aber er stellte sich, als ob er nicht mehr sprechen könnte, und dankte blos durch ausdruksvolle Pantomimen.

Eben so grofsen Beifall und wirkliche Rührung zwang er dem Publikum in einem Stüke von Federici ab, wo er einen äusserst rechtschaffenen alten Vater, Namens Barrington, machte. Die erste Frau war seine einzige tugendhafte Tochter, und beide rührten durch ihr natürliches, tief empfundenes Spiel die Zuschauer. Als er herausgerufen wurde, verbeugte er sich mit vieler Würde, und fieng an: „Dankbar gegen ein so edelmüthiges Publikum, glaube ich demselben keinen gröfsern Beweis meiner erkanntlichen Rührung geben zu können, als meinen Wunsch, dafs jeder Vater ein Barrington seyn, und jeder Jüngling eine so schöne und tugendhafte Braut finden möge, als seine Tochter war."

Antonio Morrocchesi wird für den ersten Schauspieler Italiens im tragischen Fache gehalten. Er ist grofs, schön gewachsen, und hat sehr viel Ernst im Gesicht, und Würde in seiner Haltung. Minister, Fürsten, stolze Väter und Helden giebt er vortreflich, und es ist Schade, dafs er nur zu oft dem Geschmake seines Publikums nachgiebt, statt diesen sich nachzuziehen, wie er es vermöchte. Karl XII habe ich ihn vortreflich, und wirklich täuschend geben sehen. Aber in Stüken der höchsten tragischen Gattung besteht seine vorzüglichste Kraft. In Saul z. B. zeigte er tausend Schönheiten der Aktion und Mimik. Im lezten Akte hob er das etwas langweilige Stük durch sein vorzügliches Spiel ganz vortreflich. Die Seelenangst, die Wuth, die Verzweiflung Sauls wurden mit fürchterlicher Wahrheit gegeben, und den Krämpfen der Leidenschaft folgte immer jene erschöpfende Schwäche,

die sich in Mienen, Aktion und Deklamazion äussert. In den vielfach veränderten Stellungen des Körpers entwikelte er alle Vorzüge einer herrlichen Körpergestalt, und die gewagtesten derselben waren immer noch schön.

* * *

Heute wurde Alfieri's Oktàvia gegeben. Das wirklich schöne Stük hat grofses Interesse, und das volle Haus war mit einer seltenen Erwartung auf die Geschichte gespannt. Es war aber nicht blos der bekannte Namen Nero's allein, der diese Scene aus seinem häuslichen Leben so anziehend machte, sondern das vortrefliche Kunstwerk, und die meisterhafte Darstellung einiger Schauspieler.

Morrocchesi machte den Nero. Vertraut mit dem historischen Karakter des Despoten gab er seine Rolle. Auf der leisesten Spur folgte er dem Dichter nach, welchen er in

seinem ganzen Umfang aufgefaſst hatte. Poppea sagt zu Tigellino:

. . . Kaum kenn' ich Nero mehr,
In dem die Reue nichts vermag, doch sprich,
Vermag die Furcht nicht alles über ihn?

und in diesen Worten ist des Kaisers ganzer Karakter gezeichnet, Grausamkeit und Feigheit.

Die erste, Grausamkeit, zeigt sich hauptsächlich in den Handlungen, und ihn hier zu zeichnen, war die Sache des Dichters. Aber die Nüancen dieses Karakters muſste der Schauspieler ausdrüken. Hauptsächlich geschah dies durch den Zorn; denn auch im Zorn liebt er die Poppea. Wenn diese Leidenschaft in Geberden auszudrüken ist, so hat es Morrocchesi gethan. Das Entstehen derselben bis zu ihrem höchsten Punkt drükte er in den leisesten Uebergängen aus, und jedes Wort, das ihm in die Seele geworfen wurde, schlug in der Sprache des Körpers

die geziemenden Saiten an. Jene gespannte Aufmerksamkeit, das langsame Erheben des Armes, das Ausstreken des Zeigefingers, das Beissen des Daumens, das Schwellen der Unterlippe mit den knirschenden Zähnen, die gefaltete Stirne, das rollende Auge, das fürchterliche Aufblasen der Nüstern — dies war die Gradazion des Neronischen Zorns, wie ihn Morrocchesi darstellte. Und in der Furcht, das Zittern des Tons, die unstäte Richtung des Auges, die immer wechselnde Haltung der Glieder und Stellung des Körpers, das unsichere Auftreten des Fufses, das plözliche und häufige Aendern des Plazes, auf welchem er stand, und dann das leidenschaftliche Anfassen Tigellino's, die Eile, mit der er ihm befielt, das Volk auf jede Weise zum Gehorchen zu bringen:

Nach Gefallen
Verstelle dich, sag zu, versprich, betrüge, morde,

Gold, Schreken, Waffen, Worte, alles magst
Du brauchen, bringst du sie zur Ruhe nur.
Geh, fliege, komm zurük —

dies drükte er durch ein plözliches Anfassen Tigellino's durch ein Fortreissen, Fortschieben desselbigen ganz vortreflich aus.

Es ist unbegreiflich, wie dieser Schauspieler seinen Körper und namentlich seine Mienen in der Gewalt hat. Wie Nero Poppea liebt, habe ich schon gesagt, im Zorn. In der Stelle, wo sie zu ihm spricht:

. . . . . Zuerst bestürzt
Durch unverschämtes Volksgeschrei warst du,
Als die Oktavia zurükgekehrt. Nun siehst du,
Wie frecher Muth sich kühner jezt ergeht;
Darum erschroken —

greift ihm das, erschroken, heftig an seinen Stolz:

. . . . ich erschroken? —

das er zur Antwort giebt, zeigt schon den

Anfang des furchtbarsten Grimms. Während sie weiter spricht:

Ich weifs, wie in der Rachelust verharrt
Dein starkes Herz; doch halb sind deine Mittel;
Und wiederholten Schmähungen bleibst du
Indessen ausgesezt. Noch mufst du ja
Des Seneka anmassendes Geschwäze
Anhören; du begreifst —

steigt sein Grimm auf den höchsten Grad. Er wendet sich mit dem völligen Ausdruk desselben im Gesicht gegen sie, und sein abgebrochenes:

. . . . ich erschroken?

bringt sie auf einmal auf eine Veränderung ihres gefährlichen Vorwurfs:

. . . für mich bist du erschroken, ja;
Denn andre Furcht ist deinem Herzen fremd.

antwortet sie ihm, und nun öfnet sich der Mund, das Auge thut sich weit auf, und er beugt das Haupt begierig horchend gegen sie

hin. Während dieser Zeit sieht man, wie sich die Gesichtsmuskeln von der Anstrengung des Zorns wieder in ihre natürliche Bequemlichkeit zuräklegen, und er wird zärtlicher als je.

Die erste Frau, Assunta Perotti, hatte den Dichter nicht verstanden. Einzelnes gab sie sehr vorzüglich, aber ihre ganze Rolle war unrichtig aufgefafst. Eine sanfte hohe Dulderin sollte Oktavia seyn; aber sie brach mehreremale heftig los. Manche schöne Körperdarstellung entwikelte sie in ihrem Spiel; manches gab sie treu und wahr; aber sie mufs in den höchsten Momenten der Leidenschaft seyn, um etwas zu leisten. Die Gradazion derselben versteht sie nicht. Wahr und schön starb sie; nur liefs sie das Gift zu rasch wirken, und äusserte die Krämpfe und die Entkräftung zu schnell. Dadurch wurde die Sterbescene zu lang, und die Rührung durch das Hinhalten geschwächt, ob

sie gleich Jedem durch ihr wahres Spiel, ihr konvulsivisches Zerren und Festhalten am Küssen des Stuhls Beifall abzwang.

Brunacci machte den Seneka, aber auch nicht zu meiner Befriedigung. Ueberhaupt schwer ist es, diese Rolle ächt stoisch für ein Publikum zu geben, das nichts von Stoicismus weifs. Seine Kunst schränkte sich daher auf schöne Deklamazion, einige wahre Thränen, und ein verklärtes Lächeln des Weisen ein; aber es war vielleicht mehr historisch wahr, als poetisch schön, da er einmal über Nero's Drohungen gegen ihn zitterte.

* * *

Heute wurde Molière's Tartüffe gegeben. Brunacci machte den Tartüffe ganz vorzüglich. Er erschien in dem Aufzug eines Bacchettone, welche in Toskana bekannt genug

sind, und ganz für diese Rolle passen *). Er gab sie mit tiefem Studium, und mit bewundernswürdigem Ausdruk und Wechsel der Geberden. Aber eben weil darin, so wie in der demüthigen Stellung und dem Ton der Worte, der etwas besonders affektiert Hingebendes hatte, seine vorzüglichste Kunst bestand, so läſst sich beinahe nichts darüber

*) Diese Sekte, welche in Florenz entstanden ist, ehemals sehr ausgebreitet war, aber heutzutage nur noch wenige Mitglieder zählt, ist eine Art von katholischen Pietisten, oder besser vielleicht, Separatisten. Der Frömmler Cosmus III, begünstigte sie sehr, und man kann den Geist seiner Regierung am besten nach der von ihm gegebenen Verordnung beurtheilen, welche allen jungen Leuten verbot, die Häuser solcher Eltern zu besuchen, die unverheirathete Töchter hatten. Nur die Geistlichen, befahl er, sollten Ehen stiften, und, wie man versichert, sogar das jus primæ noctis geniessen.

sagen. In der Scene, wie er von Damis überrascht wird, und dem Orgon durch ein demüthiges Geständniſs seiner Sündlichkeit nun gröſseren Glauben an seine Tugend beibringt, erschöpfte er, während Orgon seinen Sohn mit Vorwürfen überhäufte, den ganzen Panthomimenreichthum seines Volks, um seinen Hohn und seine Schadenfreude auszudrüken. Da nahm er z. B. auch den Daumen in den Mund, und biſs darein zum Zeichen des Schimpfs, wie Shakespeare in Romeo und Julie einen erzählen läſst.

Der Uebersezer hatte das Stük gewaltig nach italienischem Fuſse zugeschnitten. Vieles, und sehr viel Gutes ist weggeblieben, und manches hinzugethan. Die so fein geschilderte Scene des Zanks zwischen Valère und Marianne hatte ihre Naivetät verlohren. Der Auftritt zwischen Tartüffe und Elmire, während Orgon unter dem Tische stekt, wurde noch etwas fetter an Zweideutigkeiten

gegeben, unerachtet er selbst bei Moliere deren zu viele hat. Elmire mufste weit öfters husten, als im französischen Original, und das Publikum hatte grosse Freude daran.

Merkwürdig waren die Zeichen des Abscheu's, welchen das Publikum gegen Tartüffe äusserte. Wie bei ähnlichen Karakteren brach es immer in ein einstimmiges Hu! Hu! aus, und als Brunacci nachher herausgerufen wurde, so sprang er nur an den Zuschauern vorbei, als ob er fürchtete, von ihnen mit Steinen geworfen zu werden.

Andolfati hatte den Orgon ganz vortreflich gemacht, und würde auch heraus gerufen. Nach seiner Gewohnheit sprach er einige Worte des Danks an das Publikum, deren Wesentlichstes in folgendem bestand: Sie alle würden die Trüffeln (Tartufi) lieben; nur rathe er ihnen sich vor solchen zu hüten, wie sie eben gesehen hätten.

* * *

In den italienischen Lustspielen ist die Cameriera, das Kammermädchen, ein eigener, man darf sagen bestimmter, Karakter. Sie ist höchst nasenweis, mischt sich in alles, und läfst ihrer geläufigen Zunge überall volle Freiheit. Selbst bei ihrer Herrschaft spricht sie immer mit, steht hinter dem Stuhl der ersten Liebhaberin, wenn diese weinend dasizt, tröstet sie, und wirft dem Vater seine Härte vor, wenn er nicht vereinigen will, was sich liebt. Durch sie gehen die Intriguen ihrer Gebieterin; dieser ist sie immer treu, wenn sie anders nicht einmal selbst auf den Geliebten derselben Jagd macht. Sie spricht in den Beiseits und in den Monologen, deren sie immer am meisten hat, hält in diesen den Faden der Geschichte zusammen, plaudert alle Geheimnisse ihres Geschlechts aus, und verräth alle Schwachheiten desselben. Die meisten Sentenzen werden ihr in den Mund gelegt, und man ist oft in Versuchung zu

fragen: wenn die Kammermädchen so klug sind, wie müssen es erst vollends die Frauen sein?

* * *

Während der Weihnachtszeit sind die Theater für die gewöhnlichen Vorstellungen verschlossen. Dafür werden dann manchmal geistliche Opern aufgeführt, bemächtigen sich aber auch nicht selten Seiltänzer der Bühne. An diese schliefst sich immer eine kleine Schauspielertruppe an, oder die Gaukler vereinigen beide Gewerbe, um neben ihren Tänzen und Sprüngen immer auch noch pantomimische Schauspiele zu geben. Alle ihre Vorstellungen sind natürlich komisch, und zwar in der allerniedrigsten Gattung, welche aber für den Beobachter dennoch alle Merkwürdigkeit hat. Sie werden durch die sogenannten Theatermasken bewegt, welche im obern und mittlern Italien gewöhnlich aus

dem Pierrot, dem Pantalone, dem Arlechino und der Rosaura bestehen.

Die komischte Rolle ist immer die des Pierrot, eines dummen, boshaften, gefräſsigen, feigen Bedienten und unbehülflichen Lümmels. Er hat einige Aehnlichkeit mit dem neapolitanischen Polecenella, ist aber eigentlich ein bergamaskischer Bauer. Bei den Seiltänzern macht er den Pagliasso, und sein Kostüme ist in den Pantomimen ganz das nemliche, ausser dass er in diesen das Gesicht ganz weiſs gefärbt, und, statt der Spizkappe, einen Schlapphut hat, welcher auf zwo Seiten aufgeschlagen, und ganz schmuzig ist. Dieser Hut gehört hauptsächlich zu seinem Wesen; denn er ist ihm Alles in Allem, Stok, Fächer, Messer u. dgl. Er muſs, so plump er übrigens ist, gewisse Sprünge machen können, und im Todniederfallen eine besondere Geschiklichkeit haben, da ihn dieses Schiksal in jedem Stük einige Male trift. Er ist der

Einzige, welcher die Stille der Aufführung zuweilen durch einige unartikulirte Töne unterbricht.

Der Pantalone ist ein einfältiger Alter, welcher von Jedermann, seinem Bedienten Pierrot, seiner Tochter Rosaura, und ihrem Liebhaber, dem Arlechino, gewöhnlich betrogen wird. Beinah jedesmal bekommt er am Ende von Lezterem Prügel, und verfolgt er, übrigens ohne Nuzen, die Andern mit seinem breiten Messer.

Der Arlechino ist ein verliebter, verschmizter, spizbübischer, in alle Lagen passender, Karakter. Oft kann man von ihm sagen, was Shakespeare von den Bauern, die er darstellt, bemerkt: „sie verbergen sich hinter ihre Narrheit, wie der Vogler hinter sein Pferd, um desto treffender ihren Wiz abschiessen zu können." Er hat immer mit Rosaura Liebschaft, und mufs sich dieser zu lieb in viele Gestalten verwandeln können, z. B. als Zwerg,

als Hund sogar, wo er ganz natürlich das Bein aufhebt, und den Pantalone als Ekstein gebraucht, als ein Gerippe, um den Pierrot zu schreken, welcher ihm immer in den Weg kommt, u. s. w. und er leitet überhaupt die ganze Intrigue des Stüks. Wenn er als Schuster z. B. dem Pierrot den Schuh flikt, so nagelt er ihm sicher den Fufs an den Stuhl und prügelt ihn derb durch. Giebt er ihm die Konfekte, welche er dem Pantalone gestohlen, so stiehlt er sie ihm wieder aus der Tasche, und prägt ihm die Lektion noch mit seinem Stoke ein. Auf ihn kommt beinahe alles an, und wenn es auf der Ankündigung ans Publikum heifst: tutto da ridere (alles zum Lachen), so steht in Bezug auf ihn noch dabei: e pieno di transformazioni (und voll Verwandlungen). Seine gewöhnliche Kleidung ist bekannt; aber sein Gang ist so eigen, dafs es nicht leichter ist, ihn zu beschreiben, als nachzuahmen.

Rosaura hat gar keine komische Rolle, wie das niedrig Komische überhaupt nicht für weibliche Karaktere pafst, ohne dafs sie ekelhaft werden. Sie ist nur die Axe, um welche sich die Intrigue dreht, und hat gewöhnlich wenig mehr zu thun, als einige Male über das Theater zu laufen, um gleichsam zu mahnen, dafs sie noch da ist.

Die ganze Geschichte solcher Stüke beruht darauf, entweder den Pantalone, oder den Pierrot zum Besten zu haben. Arlechino stellt zum Beispiel ein Tischchen zwischen beide, die an der Erde sizen, und trägt immer auf. So wie etwas da ist, schnappt es Pierrot immer weg, und läfst dem Pantalone das Zusehen. Ein andersmal kommt er als Postillion mit einer Peitsche auf das Theater, wo Pierrot bereits mit einer Bouteille Weins und einem Glas in den Händen dasteht. Dieser schenkt sich ein, und will trinken; aber Arlechino fängt mit seiner Peitsche an zu klatschen,

dafs jener vor Furcht immer wieder absezt. Endlich verlangt Pierrot die Peitsche, und ist einfältig genug, dem verschmizten Arlechino Bouteille und Glas zu geben, um es eben so zu machen. Aber dieser ist nicht so furchtsam, und trinkt die Bouteille aus, während jener unaufhörlich klatscht, um ihn daran zu hindern. — Lächerlicheres, als diese Scene ist, habe ich nie gesehen.

Alle solche Stüke endigen gewöhnlich damit, dafs Arlechino und Rosaura die andern mit Schwärmern über das Theater verfolgen. — Man sieht, wie alles auf den grossen Haufen berechnet ist; aber auch ein ekler Geschmak wird hier einigen Genufs finden, und, wer es noch so ernsthaft nimmt, mufs sich doch oft beinahe vor Lachen ausschütten.

* * *

Auf den Marionettentheatern ergeht sich das Niedrigkomische in der zügellosesten

Freiheit. Nur Ein Beispiel von einem Stüke der Art, welches ich in Rom gesehen habe.

Ein Milchverkäufer kommt aufs Theater, und bietet seine Waare zum Verkauf aus. Er stellt seinen Korb an die Erde, und sezt sich. Kaum ist dieſs aber geschehen, so löst sich ein Arm von ihm ab, dann der andre, dann der Kopf und die Beine, bis nichts mehr, als der Rumpf übrig ist. Plözlich entwikelt sich aus dem einen Arm ein Mädchen, welche herumtanzt und schreit: voglio marito! voglio marito! (ich will einen Mann haben!) Nun entsteht aus dem andern Arm ein Polecenell, welcher sie ergreift, und mit ihr herumtanzt. Noch ein anderer Polecenella entwikelt sich, und will auch eine Frau haben; da sezt sich der Rumpf nieder, und ergieſst aus einem gewissen Theil so viele Polecenelle von beiden Geschlechtern, daſs die ganze Bühne voll ist. Sie fallen alle über den Milchkorb her; aber plözlich fügen sich

die grossen Glieder wieder zusammen, und die kleinen P. lecenelle kriechen alle wieder hinein, wo sie herausgekommen sind.

* * *

In Bezug auf die italienischen Theatermasken will ich hier eine Stelle aus einem (ungedrukten) Briefe des Neapolitaners Signorelli *) mittheilen. „Um den Ursprung der komischen Karaktere des modernen Theaters aufzufinden, mufs man dem Entstehen der bürgerlichen Gebräuche der Völkerschaften nachspüren, und diese durch alle ihre Wechsel und Veränderungen verfolgen."

„Der kriegerische Geist der Nazion z. B. erzeugt immer tapfere, durch Waffenthaten berühmte Männer. Die Ausartung dieses Geistes aber die Scheintapfern, jene feigen Ei-

*) Bekannt durch seine Storia de' theatri, und sein Werk: Vicende della Coltura nelle due Sicilie.

senfresser und furchtsame Haudegen, deren sich das Theater leicht bemächtigt, um sie dem öffentlichen Spott auszustellen. Die Griechen schon machten sich über diese Pseudohelden lustig, wie Aristophanes im Frieden, und in andern seiner Stüke. Bei den Lateinern waren das die Pirgopolonici des Plautus; und wir haben vom 17ten Jahrhundert an den Capitan Sparento, Fracasso, Tempesta u. s. w. Eine Nazion, welche ihren religiösen Gebräuchen mehr, als eine andre, ergeben ist, wie die egyptische und die römische, ist voll von frommen Personen, von Hierophanten, Auguren u. dgl. Die wahre Frömmigkeit gewinnt ihnen Ehrfurcht, Bewunderung und Neid, und bald entsteht natürlich das Bestreben, wenigstens durch die Nachahmung ihrer Aussenseite die Vortheile ihres Ansehens zu theilen. So entstehen dann die Scheinheiligen, welche vom Leben auf die Bühne übergehen, um da im öffentlichen

Hohn und Abscheu ihren Lohn zu erhalten. Daher in den Thesmophorien die egyptischen Priester, die Intriguen der Mysterien, die Heuchler des Aretino, der Don-Gil der Spanier, der Tartüffe der Franzosen, und der Don Pilone der Italiener. Ein hoher Grad von Geistesbildung, wie er bei den Griechen und Römern und einigen neuern Nazionen statt gefunden hat, wekt auch in gewöhnlichen Köpfen die Sucht, durch jenen Vorzug sich auszuzeichnen, wodurch dann der Karakter des Pedanten bald fertig ist. Originale davon fanden sich in Athen, in Rom, in Florenz, Madrid und Paris. Daher der Fidenzio verschiedener Gattung, welcher durch lange Perioden, und gelehrte Broken Staunen zu erregen sucht. Ihn nimmt das Theater mit Vergnugen auf, so beschwerlich er der Gesellschaft ist. Bologna, das seit dem 13ten Jahrhundert sich mit Eifer und Erfolg dem bürgerlichen Recht ergab, und den Alciato,

Bartolo, Bassi hervorbrachte, gewann sich Bewunderung und Beifall. Aber, wer auch an jenem Ruhm keinen rechtmässigen Antheil hatte, wollte ihn sich dennoch nehmen, und so fand sich schon seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts der Dottor Balanzoni, aus Bologna, auf der Bühne ein. Neapel, das sich frühe, besonders unter den Anjou's, durch gleichen Vorzug mit Bologna, auszeichnete, warf auch solche Scheindoktoren auf, welche indeſs bald unter der Gestalt unwissender Curialen, von übertrieben ernsthaftem Aussehn, auf dem Theater entlarvt wurden. Im 17ten Jahrhundert waren die Pantaloni, Brighella's, Arlecchino's und Balanzoni ranzig geworden. Auch die römischen Gelsomini, die florentinischen Ciapi, die Falloppi und Pagliacci wurden auf die Karren der Seilspringer und Tänzer verwiesen. Selbst der Pulcinella der Neapolitaner langweilte in den lezten Jahren des Domenico Antonio Fiore durch die ewige

Wiederholung seiner Spässe, und der Maler Cristoforo Russo war seinen Landsleuten sehr willkommen, als er in dem Pascariello einen neuen, dem Doktor von Bologna verwandten, komischen Karakter aufstellte. Aber er endigte mit seinem Erfinder gegen Anfang des 18ten Jahrhunderts wieder. Zugleich mit Russo lebte ein Schriftsteller, welcher einige brave Opern dichtete, und verschiedene, im neapolitanischen Dialekt geschriebene, Stüke verfaſste, welche voll Salz sind. Er hieſs Gennaro Antonio Federici, und spielte selbst auf der Bühne mit. Hier nahm er den Titel des Notars, Prospero Battipaglia (Strohdrescher), an, welcher nachher zum Don Fastidio der Neapolitaner geworden ist, und belustigte lange seine Landsleute aufs herrlichste. »

Neapel, den 28. August 1804.

Es gehörte zu der Mode des Tages, den Vesuv zu besteigen. Nicht die alles besichtigenden Fremden waren es allein, die den Weg in Schaaren machten. Die Neapolitaner selbst, welche sich bisher begnügt hatten, ihren launischen Nachbar in der Ferne anzustaunen, sezten sich in Bewegung. Sogar die ersten Damen der Stadt hatten das grosse Wagstük unternommen, und waren bis zum Eremiten geritten, um bei ihm zu Nacht zu essen, und sich in das Buch zu schreiben. Von mehreren war selbst die Heldenthat glüklich bestanden worden, sich bis an des Kraters Rand hinaufschleppen zu lassen. Was es da zu erzählen gab! Die Herzogin M., die Fürstin P., die Marquise B. waren da gewesen, und hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als in allen Zirkeln herum zu fahren, ihr Wagstük zu erzählen, und den reichlichen Weih-

rauch, der ihnen für ihre Grofsthat geopfert wurde, einzuathmen. Schon drei Monate hatte ich mich in Neapel aufgehalten, ohne weiter, als an den Fufs des Berges gekommen zu seyn. Meine Aetnareise war mir noch in zu frischem Andenken, als dafs meine Lust so gar grofs hätte seyn können. Nun aber, nachdem in der Nacht vom 11ten August, da ich gerade beim stillsten Wetter von Ischia nach Neapel herüber fuhr, der Berg nach einer beinahe zehnjährigen Pause sich mit Rauch und Feuer wieder öfnete, war meine Neugierde zu sehr gereizt worden, um das seltenste Schauspiel der Natur zu versäumen. Und doch hatten mich verschiedene Umstände mehrere Wochen hingehalten, dafs ich mich nur mit der Erzählung derer begnügen mufste, welche, voll von dem Wunder, was sie gesehen hatten, überströmend von Bemerkungen und Erzählungen der Gefahr, die sie ausgestanden, zurükgekommen waren. Ueberall

frug man mich: sind Sie auf dem Vesuv gewesen? — Ich mufste mich am Ende schämen, mit Nein zu antworten.

Sie können denken, dafs es dieser Schaam nicht bei mir bedurfte. Was einzig in seiner Art ist, das mufs man nicht versäumen; und wer die Beleuchtung der Kuppel von St. Peter in Rom, die Girandola von der Engelsburg gesehen hat, müfste, schon der Vergleichung wegen, neugierig seyn, dieses Feuerwerk zu sehen. Bereits mehrere Wochen hatte ich den Vesuv mit Aufmerksamkeit in der Ferne beobachtet. Bei Tage war nie was anders, als ein diker, aus ihm hervorsteigender, Rauch sichtbar, welcher sich manchmal in einer geraden Säule aus dem Berg erhob, die sich oben, wie ein Kapitäl, ausbreitete, und ein Himmelspfeiler zu seyn schien. Oefters noch zog sich von der Spize dieser Dunstsäule ein langer Streif in den Himmel, welcher sich, wie eine Fahne, ganz bestimmt in seinem Umrifs abzeichnete;

und die Wirkung dieser Ansicht war um so grösser, wenn der Himmel sonst ganz klar war, oder wenn sich des Abends noch der helle Mond in seine Nähe gepflanzt hatte. Manchmal, besonders gegen Abend, schien sich die Wolke auf die Erde herab zu senken, und hüllte den Uferkreis von Portici, mit den Ländereien an des Berges Fufs, in einen trüben Schleier ein, der das Gemüth bei seiner Ansicht bange und ernst macht, als ob es grosser Dinge gewärtig wäre; und diese Beklemmung der Brust wird um so bänger, wenn man weifs, dafs bei nahen Erdbeben die See gewöhnlich in dieser Grabesruhe zu liegen pflegt. Sinkt dann die Sonne tiefer hinunter, so verschwindet der Nebel nach und nach, oder sammelt sich in grössern Massen zusammen, welche dem Auge wenigstens bestimmte Umrisse zeigen. Jeden Abend, gleich nach Sonnenuntergang, waren seit mehreren Wochen immer Flammen auf des

Berges Spize sichtbar geworden, welche sich in ein grösseres Feuer ausdehnten, je tiefer die Nacht herab sank. In dem Maaſse röthete sich auch der aufsteigende Rauch stärker oder schwächer. Nach den Veränderungen, welche im Krater selbst vorgiengen, gestalteten sich die Formen des Feuers, und ich habe es mehreremale einen regelmäſsigen Triangel darstellen sehen, welcher mich an die symbolische Vorstellung der Dreieinigkeit erinnerte, wie man sie häufig in unsern Religionsbüchern antrift. Oft dehnte es sich auf einer Seite gegen aussen schnell an den Berg herab, und wekte die bange Erwartung eines zerstörenden Lavastroms.

So änderte sich für ein aufmerksames Auge des Berges Ansicht jede Nacht. Am merkwürdigsten aber, wenigstens für mich, zeigte er sich mir jedesmal Abends, wenn ich ihn von Villa reale aus (dem öffentlichen Spaziergang der Stadt auf der Seite des Posilipo)

betrachtete. Der hohe Hügel Pizzifalcone, mit seinem Häuserkranz, verstekte dem Auge den Berg, aber nicht so sein Feuer, und seinen Purpurrauch. Aus den Häusern dieses Quartiers schienen beide hervorzubrechen, und mir kam immer meine Jugenderinnerung an den Brand, der meine Vaterstadt halb aufzehrte, wieder in den Sinn.

Im Ganzen wollte man aber bemerken, dafs die Stärke der Eruption sich gewaltig vermindert hätte. Mir schien es nicht so; aber manche meinten in der, sich gleich bleibenden, Stärke des Feuers das allmählige Abnehmen desselben, bis zum gänzlichen Stillstand, zu erkennen; andere fanden darin die trugvolle Ruhe eines Elements, welches in seinem Innern raset, bis es die Hülle sprengt, und Tod und Zerstörung um sich schleudert; und diese führten mit allem Rechte die lange Stille des Berges an, während der sich die vulkanische Masse in seinem Bauch beträcht-

lich angehäuft haben müsse. Sie sprachen noch von dem ganz neuen, mir gleichfalls von dem Eremiten bestätigten, Phänomen, daſs alte, längst erkaltete, zum Theil schon wieder verwitterte, Lava zu rauchen angefangen habe; und ich möchte noch die verschiedenen Nachrichten über andere Vulkane anführen, welche Bewegungen an sich verspüren, und bei der, wahrscheinlich allgemeinen, Verbindung aller dergleichen Naturphänomene, auf eine Revolution im Innern der Erde schliessen lassen, die auf eine oder die andere Weise gewaltsam ausbrechen muſs. So schreibt man mir aus Catania vom 16ten Juli: „daſs der Aetna aufgehört habe zu rauchen (welches immer als ein Vorbothe eines Ausbruchs angesehen wird), daſs man einige starke Erdstösse verspürt, und mehrere Tage lang in der bangen Erwartung eines Ausbruchs geschwebt habe, bis ein 24stündiger, fürchterlicher Sturm eine solche Bewegung

in der Natur hervorgebracht, dafs der Berg wieder zu rauchen anfieng, und so die Furcht vor den Dingen, die da kommen sollen, vorüber gieng.» Aehnliche Beobachtungen will man am Strombolo und der Solfatara gemacht haben, welche freilich alle beweisen, dafs es im Bauch der Erde noch nicht ruhig ist.

Alles dieses habe ich in der Ferne vom Vesuv gesehen und erfahren. Ich schike es der Erzählung meiner Reise auf den Berg selbst deswegen voraus, weil ich immer gerne Erfahrungen in derselben Zeitfolge darstelle, in welcher sie mir aufgestossen sind.

Abends um 8 Uhr, also bei Sonnenuntergang, kamen wir in Portici an. Da, wo sich Resina mit der leztern Stadt durch eine gerade Strasse vereiniget, harrten die Landleute zu Duzenden mit Eseln und Maulthieren. Erst konnten wir gar nicht aus dem Wagen steigen, so zudringlich umringten sie ihn, uns wetteifernd ihre Dienste anbietend. Als

es uns endlich gelungen war, schlossen sie uns an eine Mauer so sehr mit ihren Thieren an, dafs wir kaum durch die Drohung offene Bahn gewinnen konnten, sogleich wieder nach Neapel zurükzufahren, wenn sie uns nicht frei lassen wollten. Aber auch das half wenig. Wir konnten am Ende nichts bessers thun, als geradezu die Thiere, welche uns am besten gefielen, zu besteigen, und so die Menge zu zerstreuen, welche nun ihr Zudringen vergeblich fand.

Der Weg am Berg hinauf ist lange Zeit sehr gut, ob er gleich häufig über alte Lavaströme führt. Er dreht sich so, dafs man anfangs dem Krater gleich ganz nahe zu kommen glaubt, aber oben immer mehr gewahr wird, wie man sich von ihm entfernt. Es sind herrliche, fruchtbare Gefilde, durch die wir ritten; allein die Nacht zeigte uns nur die vielen Bäume, und in den schönsten Effekten oft das hochrothe Bergfeuer durch

ihre Aeste schimmernd. Wo die Aussicht wieder freier wird, erblikten wir links auf der Höhe ein einsames Licht, woran wir die Wohnung des Eremiten erkannten, und von da bis nach des Vesuvs Spize hin viele Fakeln, welche uns schon zum voraus den Weg zeigten, den wir zu nehmen hatten. Wir kamen endlich bei dem Eremiten an, und wurden freundlich von ihm aufgenommen und bewirthet. Erzählungen von Berggeschichten, Durchblättern des Buches, worin die Reisenden nebst ihren Nahmen auch ihren Empfindungen, da gewesen zu seyn, ein längeres Dasein zu geben suchen, unterhielten uns mit dem guten Sommawein, welcher uns vorgesezt ward, nicht übel. Es müſste interessant, wenigstens spaſshaft seyn, aus diesem Büchlein einen Auszug zu machen, denn wir muſsten oft laut auflachen, wenn wir die mancherlei Denkschriften lasen, welche sich die Leute hier sezten. Viele schienen

das Büchlein als ein Stammbuch angesehen zu haben, und hatten sich auch mit Stammbuchsprüchlein verewigt; andere hatten sich auf diesem beschwerlichen Lavagrund, es mochte gehen, wie es wollte, auf den Pegasus geschwungen; man konnte sich aber der Bemerkung nicht erwehren, dafs sich das arme Musenpferd, obgleich den Wolken so nahe, doch auch nicht Einen Zoll über die Erde erhoben, sondern vielmehr tüchtig auf dem unebenen Grund gestolpert haben müsse.

Lucian Bonaparte, welcher im Januar mit seiner Gemahlin, und mehrern andern Franzosen oben gewesen war, deren sämmtliche Bildnisse mit Kohle ziemlich treffend von einem französischen Künstler — ich glaube Vicar — an der Wand gezeichnet waren, hatte sich begnügt, ein blofses B zu schreiben; aber Mad. B.... hatte sich desto freigebiger mit bouts rimés verunköstet. Der französische Gesandte wollte in einer komi-

schen Erzählung den staunenden Leser glauben machen, daſs er noch weiter hinauf gestiegen sei; aber eine Gesellschaft Engländer, welche in derselben Nacht die Reise gemacht hatten, straften ihn auf der Stelle Lügen, und liessen ihren Nationalhaſs noch auf eine andre, eben nicht sehr anständige, Weise aus. Denn billigen kann man ihre albernen Zusäze doch nicht, wenn es auch gleich jedermann auffallen muſs, daſs man ein brauchbarer Diplomatiker seyn kann, ohne gerade ein wiziger Kopf zu seyn. Dergleichen Bewegungen liessen sich noch mehrere machen, wenn diese Inscriptionen mit eben so viel Wiz erörtert würden, als die Gruters Gelehrsamkeit angewandt haben, die alten Inschriften zu erklären.

Wir hielten uns aber dazu nicht lange genug auf, und stiegen wieder zu Esel. Ueber einen wilden Lavastrom gieng der unebene Weg anfangs, bis er in der Nähe des Kraters

steiler wurde. Hier mufsten wir von unsern Thieren absteigen, und ein jeder Führer hieng sich einen starken Strik um die Brust, an welchem er, so es der Gefährte verlangte, ihn nachschleppte. Beschwerlich zwar in die Höhe, im tiefen Lavasand, gieng es im Anfang, aber doch nicht so, dafs wir hätten in Versuchuug kommen können, die Hülfe unserer Führer zu nuzen. Bald aber war es anders. Der Weg wurde so steil, führte so gerade an dem Krater hinauf, dafs einen bald der Athem, später die Kräfte verliessen, selbst ohne Hülfe zu steigen. So lange, als möglich, widerstanden wir der Versuchung, das Gängelband unserer Führer zu ergreifen; denn wenn wir uns auch nicht der Unmacht geschämt hätten, so schien es uns unmenschlich, uns von den Armen einen Weg emporschleppen zu lassen, der für sie doch eben so beschwerlich war, als für uns. Hinter uns, vor uns sahen wir ganze Züge von

Wallern, von denen wir nur das laute Athmen, nur das Mutheinsprechen der Führer vernahmen. Einer ganzen Kette von fünfzehn Personen begegneten wir hier, welche sich Arm in Arm an einander angeschlossen hatten, um sich so gegenseitig die Mühe zu erleichtern und zu erschweren. Die grössern Ringe in der Kette machten die armen Führer, welche mit ihren grossen Stäben in der Hand und mit vorwärts gebeugtem Körper, die Last nach sich zogen. Ich hatte viel auf meiner Aetnareise ausgestanden, denn den ganzen Weg, von der Ziegelhöhle bis nach des Berges Spize, machte ich zu Fuſs; aber nirgends war der Weg so steil, nirgends sank ich so tief in den Lavasand hinein, wie hier, sonst wäre es eine wahre Unmöglichkeit gewesen, die Mühe zu bestehen. Hier dauerte sie kurz; aber sie war desto beschwerlicher, und ich bewundere wirklich den Muth der Frauen, welche sich bis an den Krater hinaufgearbeitet haben.

Von Zeit zu Zeit mufsten wir Ruhepunkte machen, um wieder Athem zu schöpfen. Da hatten wir dann Zeit, unser Auge nach dem Feuer emporzurichten. Wie ein Kranz umgab es oben die Schattenmasse des Berges. Als Schatten malten sich in den Flammen die Gestalten derer, welche schon am Rande standen, ungefähr so, wie ein glaubenvolles Auge die Spize des Brokens bevölkert sieht. Aber man hat kaum sich erholt, so wird man durch den Führer ermuntert, weiter zu steigen, und mit neuem Muthe fafst man das leitende Band und schreitet vorwärts.

Wir hatten des Kraters Rand erreicht, und blikten hinunter in das schauerliche Thal, wie es von feurigen Bergen unterbrochen ist. Wirklich ist der Krater einem, rings von steilen Felsen und Sandwänden umschlossenen, Thale gleich. Die verschiedenen Oefnungen, welche das Feuer seit einigen Wochen in demselben gebildet hat, haben eben

so viele Hügel aufgeworfen, die es schwer machen, eine ausführliche Beschreibung davon zu geben; aber mitten unter ihnen hat sich Einer gewaltig aufgethürmt, aus welchem das Feuer mit furchtbarer Gewalt ausbricht. Nicht in gleichem Maafse strömt der Flammenstrom in die Höhe; in Absäzen braust er stärker und schwächer empor, und die Flamme bildet über die runde Linie des Hügels ein halbes Feuerrad, welches die wechselndsten Farben- und Formenspiele darstellt. Mit den drei kleinen Nebenöfnungen, aus welchen die Flamme mit einer Gewalt wie aus einer Sprüze hervordringt, könnt' ich den Feuergraus mit nichts anderm, als mit dem Aufsieden des Wassers in dem Bassin einer Katarakte vergleichen, ungefähr wie sichs im Sturz des Velino, bei Terni, darstellt. In grossen Massen dringt das Feuer aus dem Schlunde empor, breitet sich in der Luft aus, und macht nun die herausgewor-

fenen Massen sichtbar. Es sind grosse durchglühte Steine, welche in der Luft vielzakichten Sternen ähnlich sind, und, weil sie meist in die Oefnung zurükfallen, aus welcher unaufhörlicher Qualm von Luft, Rauch und Feuer herausbricht, ganz langsam sich wieder herabsenken. Dabei hört man zuweilen ein verworrenes Getöse in dem Innern des Berges, welches durch das Aufbrausen des Feuers unterbrochen wird, hört die ausgeworfenen Steine am Kegel herabkollern, fühlt den Boden unter sich erzittern. Sonderbar und wechselnd, wie die Richtung und die Gewalt der sich herausdrängenden Luft ist, gestalten sich die Flammen, und bilden oft runde Rauchwolken, welche mit Feuer gesäumt sind. Hoch zum Himmel steigt der purpurgefärbte Rauch, sammelt sich in die schwarze Wolke, welche hinter dem Berge steht, und bläfst das Mondenlicht so stark, dafs man kaum mehr das freundlichste aller Gestirne erkennt.

Wen der Anblik nicht zu stark ergriffen hat, dem müssen Dante's Bolgie in den Sinn kommen, wenn er an diesem Zerstörungsabgrunde steht, und hinabblikt. Die verschiedenen Thäler in demselben mögen ihm die einzelnen Abtheilungen der Schauerwohnungen der Verdammten seyn. Schwarz und Nacht liegt eins da; in Purpurroth glüht das andere: auf das neben ihm liegende strömt ein unaufhörlicher Feuerregen herab; weiterhin steht eine See von durchglühter Lava; oben herunter hängt ein grauer Fels, der jeden Moment Einsturz droht; in den Feuerschlünden unten scheinen Höllengeister zu hausen, und wenn man keinen Verdammten erblikt, so möchte man hoffen, die ewige Barmherzigkeit habe in dem klaren Mond herabgelächelt.

An des Kraters Rand geht man nach der südlichen Seite, wo man unten fortglühende Lava sieht. Vielleicht könnte man hier

hinabsteigen, und einer der Führer that es auch neulich, um die Fakeln an der Glut anzuzünden; aber zu nichts hilft es, ein Wagestük zu bestehen, wo nichts zu lernen und zu sehen ist; denn in der Entfernung stellt es sich dem Auge doch grösser dar, wo es einen grössern Raum übersehen kann.

Das aber mufs ich gestehen, dafs meine Erwartung nicht übertroffen wurde. Es ist ein Anblik, grofs, einzig in seiner Art; aber diese Feuermasse scheint einem viel zu klein in Vergleichung mit den Verheerungen, welche sie sonst angerichtet hat. Fügte sich nicht der Gedanke hinzu, dafs das Feuer nun schon mehrere Wochen fortlodert; knüpfte sich nicht an ihn die Vorstellung von der ungeheuren Glutmasse in des Berges Innerm, welche die Konsumtion von Jahrtausenden nicht zu erschöpfen vermochte, so könnte man beinahe unzufrieden mit dem, was man gesehen hat, wieder weggehen.

Nie habe ich den Berg bei Tage in dieser Höhe erblikt. Aber auch hier, und bei der Kenntnifs der Richtung der ältesten Lavastrome, drängte sich mir der Gedanke auf, dafs der Vesuv und Somma ehemals nur ein einziger Berg gewesen seyn müssen, und dafs der tiefe Raum, welcher beide jezt trennt, desselben zusammengestürzter Krater ist. Diese Erklärung giebt dem Berge ein weit majestätischeres Ansehen, als er heutzutage hat, da er, in Vergleichung mit dem Aetna, nur ein Kind scheint. Sie dient auch, die grössere Ausdehnung der Eruption zu erklären, welche der jüngere Plinius beschreibt, und in der der ältere sein Leben verloren hat.

In Vergleichung mit dem Aetna aber unterscheidet sich besonders die Lava beider Berge, so wie die Art der Ausbrüche, sonderbar von einander. Der Aetna formiert immer zwo Oefnungen, durch deren eine die Lava, durch deren andre die Luft und die

Steine hervordringen. Die leztere wirft natürlich alles in senkrechter Linie in die Höhe; die zwote giefst sich immer auf des Berges Seite aus, da hingegen beim Vesuv gewöhnlich Eine Oefnung Lava, Feuer, Steine und Luft herausstöfst. Im Ganzen hat sodann die Lava des Vesuvs einen weit wildern Karakter, welches sich auch schon in der äussern Ansicht der längst erkalteten zeigt, und dessen Grund wohl eben darin zu suchen ist, dafs aus derselben Oefnung sich immer Steine und Sand und Luft mit der Lava ergiessen, da die Aetnalava meist reiner, vulkanischer Gufs ist. Die leztere hat sodann noch das Eigene, dafs sie, so wie sie an die Luft kommt, plözlich erkaltet, und eine harte Schale über sich bildet, unter welcher aber der Glutstrom noch immer ungestört fortfliefst.

Das Herabsteigen von dem Krater ist ohne alle Beschwerde, und könnte vielmehr ein Scherz genannt werden. Es geschieht auf

einer ganz andern Seite, wo der feine Lavasand eine sehr jähe Wand bildet, auf der man an dem Arme des Führers hinabgleitet, und so in fünf Minuten den Weg zu des Eremiten Wohnung vollendet, zu welchem man im Hinaufsteigen drei Viertelstunden gebraucht hat.

Wir kamen Nachts um vier Uhr wieder in Neapel an, da die lärmvolle Stadt in tiefer Todesruhe lag. Sehr ernst machte mich dieser Anblik. Es erinnerte mich an das, was diese ungeheure Stadt noch werden kann, wenn das unterirdische Feuer, das rings um sie herum glüht, und vielleicht unter ihr lodert, einst seine Schale sprengt. Um so mehr Veranlassung zu diesem Gedanken hatte ich, da die hiesigen Naturforscher die Vorzeichen eines nahen Erdbebens erkennen wollen; da in ganz Europa die Natur sich in gewaltsamen Bewegungen zeigt; da das Bild von Messina und Kalabrien mir noch vor dem Auge steht, und die ungeheure Zeit, in der wir uns bewegen, nur Wunder erwarten läſst.

Neapel, den 1. *September* 1804.

Meine im vorigen Brief geäusserte Vermuthung ist eingetroffen. Der Berg hat sich nichts weniger, als beruhigt. Es ist vielmehr ein wirklicher Lava-Ausbruch erfolgt, der noch im Fliessen ist. Er hat seine Richtung auf der Seite von Torre del Greco genommen. Dahin gieng auch unsre Reise gestern Nacht, und wir kamen in tiefer Dunkelheit an.

Der Weg war sehr lebhaft. Die Mode, auf den Berg zu steigen, hat, statt sich zu vermindern, zugenommen. Es ist eine Lustparthie geworden, und man spricht von der Partita della Montagna wie von einer Gesellschaft, welche man auf den Jahrmarkt von Aversa macht. Im Theater entschliefst man sich häufig noch zur Reise. Wenn der Tanz geendigt ist, fährt man, statt nach Hause, oder in eine Spielgesellschaft, nach Portici, und jezt nach Torre del Greco.

Wir hatten unterwegs mehrere Male stille gehalten, um die malerische Ansicht des gröfsten Naturspiels zu geniessen. Der Vesuv senkt sich, gegen Torre del Greco zu, sehr sanft bis ans Meeresufer herab. Er ist auf dieser Seite am lieblichsten angebaut, und die freundlichen Rebenhügel schliessen sich an die schöne Ebene, in welcher das alte Pompeji lag, und die sich in einer gefälligen Uferkrümmung bis an den Berg von Castellamare hinzieht. Dieser ganze Abhang, von der Spize des Berges an bis herab, stellte sich in der Entfernung mit einem blutigen Feuersaum dar, aus dem sich an verschiedenen Stellen stärkere Flammen erhoben, welche manche glauben machten, dafs es eben so viele Feueröfnungen im Berge seyen. Aus diesem Saume stieg eine, eben so lange, Rauchwolke empor, welche ganz roth gefärbt war, und sich nach und nach in das dunkle Aschengewölke verlor, welches sich vom

Berge aus furchtbar über die See hinauslegte. Denken Sie sich dieses brennende Gemälde, wie es in der schwarzen Nacht dasteht, und sehen Sie es mit der Ruhe an, womit ein Fremder hinblikt, wenn er sich nicht der zahllosen Thränen erinnert, welche die zerstörten Felder auspressen — und Sie sehen, was Ihnen kein Künstler, kein Panoramazauber zu zeigen vermag.

Auf der südlichen Seite von Torre del Greco stiegen wir durch die Felder hinauf. Der Weg war alter Lavasand, aber nicht beschwerlich. Er verliert sich endlich in die Rebenpflanzungen, und vor dem wollüstigen Gebüsche sieht man oft kaum die ungeheure Glut. Endlich waren wir dem Einen Lavastrom nahe genug gekommen, um ihn in einer Entfernung von zwanzig Fuſs unten fliessen zu sehen. Auf einem Hügel, an dessen Fuſs er sich hinwand, giengen wir noch weiter in die Höhe, bis er ein Vorgebirge

bildete, welches sich in einen Glutsee hinein erstrekte. Auf seiner Spize standen wir, und sahen hinauf und hinunter. Aber, wie wäre ich im Stande, Ihnen das zu beschreiben? Gerade vor uns stand der Berg. Von seiner Spize herab stürzte sich über einen Abhang von mehrern hundert Fuſs ein Feuerstrom, und bildete eine Kaskade, einzig in ihrer Art. Wegen der Entfernung bin ich nicht im Stande, Ihnen die Breite dieses Stroms anzugeben; aber daſs er sehr breit seyn muſste, bewiesen die drei furchtbaren Arme, in welche er sich unten theilte. Gleich nach seinem Sturze bildete er zween Ströme, deren einer sich gegen Torre del Greco ergoſs, der andre seine Richtung mehr gegen die Seite von Pompeji nahm. Der leztere arbeitete sich in vier verschiedenen Kaskaden herab, welche sich unten wieder in Einen Strom vereinigten. Der erstere hingegen floſs eine Zeitlang fort, bis er sich an dem Hügel, auf dem wir

standen, in zween Arme theilte. Der nördliche und geringere ergoss sich in das angebaute Feld, und hatte bereits die herrlichsten Rebenpflanzungen zerstört. Er wendete sich mit langsamem Gange immer weiter in denselben hinunter, und könnte wohl noch einem Theile von Torre del Greco gefährlich werden. Rings herum standen die Traubenstöke, welche fast unter der Last ihrer Früchte zusammenbrachen. Aber von Stunde zu Stunde trokneten sie mehr aus, welkte ihr Laub, schwand der Segen des Herbstes dahin, und die armen Landleute arbeiteten Tag und Nacht, die unreifen Früchte zu sammeln, um dem wilden Berge doch wenigstens diesen kargen Raub zu entreissen.

So lange als möglich standen wir auf diesem gefährlichen Vorgebirge. Rauch, Asche und Hize nöthigten uns aber bald, uns zu entfernen, und wir liessen uns nun dem Mittelarm des Glutstroms nahe führen. Gerade

ergofs er sich zum Glük über einen etwa hundertjährigen, noch nicht bebauten Lavastrom herab, und in einen ziemlich breiten Weg hinein, welcher hier nach dem Berge führt. Er gieng sehr langsam, und wir konnten in einer Entfernung von drei Schritten gerade vor ihn hintreten, und auf Momente uns ihm so sehr nähern, dafs wir sogar mit unsern Stöken darin rührten. Ohne vieles Geräusch, etwa wie wenn man Ziegel über einander wegzieht, bewegte er sich gegen uns zu. Er hatte hier eine Breite von etlichen zwanzig Fufs, und eine Höhe von vieren.

Ich hatte, wie Sie sehen, hier Gelegenheit genug, die Lava ganz in der Nähe zu sehen. Meine Vorstellung von ihr fand ich ganz verschieden von dem, was ich sah. Ich hatte mir, der Aetnalava ähnlich, einen reinen Gufs gedacht, welcher, gleich einem geschmolzenen Metalle, fliefst. Allein er ist, dem Ansehen nach, nichts als ein Strom

von grössern und kleinern Kohlen, welcher, so wie sich eine grosse Last über ihn herschiebt, auch unten weiter vorwärts gedrukt wird. Darum ist der Weg, den er nimmt, auch so langsam; ist es unbegreiflich, wie sich nicht jedermann leicht vor ihm flüchten kann; ist es sogar ins Auge springend, daſs man durch gute Anstalten dem Strome selbst eine beliebige Richtung geben könnte.

Da, wo sie sich nicht von der Höhe herunterstürzt, sieht die Lava auch gerade wie Kohle aus, welche zwar rüstig glüht, aber auf ihrer Fläche schon Asche gebildet hat, die an vielen Orten weggeblasen, oder durch die Bewegung des Ganzen aus ihrer Lage gebracht wird.

Gegen das Kloster de' Camandoli nahm der dritte Arm des Stroms seine Richtung zu. Hier schien er am gefährlichsten zu seyn; aber hier hat man doch den Trost, daſs es nur ein Kloster trift, dessen Mönche sich

gewiſs zeitig genug entfernen werden, wenn ihnen Gefahr drohen sollte. Der Ort war zu weit entfernt von uns, um noch hinzukommen, der Morgen ganz nahe; wir eilten daher nach Hause, nachdem wir uns erst vorher mit dem edlen Syrakuserwein erquikt, welchen Landolina aus frenndschaftlicher Sorge mitgenommen hatte.

Neapel, den 14. *November* 1804.

Ich habe seit meinem lezten Briefe wieder verschiedene Reisen nach der Seite des Vesuvs gemacht, wo die Lava flofs. Ich wufste Ihnen aber nichts Neues darüber zu sagen, und gedachte die Ruhe des Berges abzuwarten, um seinen Krater zu besuchen.

Ob er gleich abwechslungsweise bald minder, bald stärker rauchte, so konnte man doch sagen, dafs die Eruption vorüber sey. Ich entschlofs mich daher, die Einladung zu benuzen, welche Herr von Kozebue mir machte, ihn auf den Berg zu begleiten. Wir fuhren gestern Morgen um neun Uhr aus, und erreichten gegen Mittag den Fufs des Aschenkegels.

Gerne möchte ich Sie manchen Blik in die Tiefe hinunter thun lassen, wie sie beim klarsten Wetter von der Welt vor unsern Augen lag, wenn es möglich wäre, diese

reizvolle Mannigfaltigkeit der grossen Ansicht des Meerbusens von Neapel, vom Capo di Massa an bis hinauf an das Vorgebirge von Gaëta, mit ihrem Inseln- und Städte-Reichthum, zu schildern. Eilen Sie lieber mit mir den beschwerlichen Pfad bis an den Krater hinauf; ich will Ihnen selbst die Ruhepausen erlassen, welche wir, um wieder Athem und Kräfte zu sammeln, machen mufsten.

Wir kamen auf der Seite des Kraters an, wo sich die Lava herausgegossen hatte. Sie hatte sich hier ein wildes Felsthor gebildet, durch das sie sich in den abentheuerlichsten Massen hinunterarbeitete. Beschwerlich war der Gang über diesen wilden Strom. Die Fläche war erkaltet, aber unter der Schale glühte es noch heftig fort; denn sie war häufig geplazt, und aus der Spalte drang Wärme und Schwefelrauch hervor. An manchen Stellen war sie noch heifs, dafs es

beschwerlich war zu stehen. Wir drangen indefs weiter über sie weg in den Krater hinein, aus welchem uns eine heisse, schwefelgeschwängerte Luft entgegen kam, die den Weg über den Lavagraus, der oft unter uns zusammenkollerte, eben nicht angenehmer machte. In der Mitte stand ein steiler Schwefelhügel, hinter welchem sich der Qualm des Vulkans mit dem Geräusch eines Bergstroms herausarbeitete. Die Nacht vorher hatten sich wieder Flammen gezeigt, und der Einsiedler wollte Erdstösse verspürt haben. Wir hörten wenigstens schon beim Hinaufsteigen von Portici aus mehrere dumpfe Donner im Innern des Berges, und der immer mehr zunehmende Rauch verkündigte uns eine Unruhe in seinem Bauche, welche wir auch in der Nähe der Mündung deutlich erkannten.

Es war ein ganz eigenes Gefühl, auf dieser Lavaschale zu wandeln. Aus unzähligen Oefnungen drang Rauch heraus; aus andern,

über welche wir wegschreiten mufsten, brach Feuer hervor, woran unsre Führer ihre Stöke anzündeten, und der Herzog della Torre sich sogar sein Mittagmahl kochen liefs. Wenn auch nicht die grausen Formen der Massen, so wirkte doch ihre Farbe schon ganz eigen auf das Gemüth. Hier ein ganz hochgelber Schwefelberg; um seinen Fufs windet sich ein dunkelrothes Schlakenfeld, welches an eine weisse Salzflur anstöfst, deren Kristalle im Sonnenschein tausendfach flimmern. Dort thut sich dann, mitten im Schwefelthal, ein tiefer Abgrund auf, welchem man sich auf Augenblike nähern kann, aber plözlich wieder vom Dampfe zurükgeworfen wird. Hinter diesen vielen, gestaltlosen, Gestalten wölbt sich die alte Kratermauer herum, an welcher die kleinern Rauchsäulen sich in die Höhe winden, und ihren Weg durch einen langen Schwefelstreif bezeichnen. Ueber diesem allem zittert die erhizte Luft, dafs das

ganze, gewaltige Berghaupt zu beben scheint, und der Gedanke, man stehe hier auf einem unauslöschlichen Feuerkessel, dessen Schale durch eine geringe Bewegung in dem Bauche des launischen Ungeheuers plazen könnte, dringt sich mit Gewalt der Seele auf. Dabei wirkt die dike Schwefelluft beängstigend auf die Brust; drohen die Pausen, welche in dem Aufsieden des Feuerqualms entstehen, jeden Augenblik mit einem stärkern Ausbruch, und kann der Fuſs kaum einen Moment auf der gefährlichen Bahn rasten.

Durch einige Abgründe stiegen wir endlich wieder an den Rand empor; und wahrlich es war uns wohl, wie Ulysses, als er wieder aus der Schattenwelt in das Reich der Sonne und des Monds zurüktrat!

Wie Sie denken können, hat sich der Krater des Bergs durch diesen Ausbruch sehr verändert. Ich hebe Ihnen hier eine Stelle

aus einem kleinen Werkchen aus, welches der unermüdete Vesuvsbeobachter, Herzog della Torre, über diesen Ausbruch bekannt gemacht hat. Er schildert darin den Krater, wie er ihn vor einem Jahre, am 2ten November 1803, gefunden hat.

„Ich kam, erzählt er, an dem Rand des Kraters an, und blikte hinab in den ungeheuern, majestätischen Schlund, welcher sich mir als eine tief gelegene Ebene darstellte. Das Mittelmaafs der Tiefe fand ich 500 Palme, also 100 Palmen weniger als es im Jahr 1794 von Breislack gefunden wurde. In der Mitte dieses Thals erhoben sich drei Hügel von ungefähr 50 Palmen Höhe, welche im Februar 1799 feurige Steine und Flammen ausgeworfen hatten, die man zween Tage lang von Neapel aus erblikte. Diefs war die einzige sichtbare Bewegung, welche der Berg seit 1794 gemacht hatte, und von der diejenigen nichts wissen, welche von einer

gänzlichen Ruhe desselben seit jener Zeit sprechen » *).

« In diesen Hügeln sah man noch die offenen Mündungen, woraus sich der gewöhnliche Rauch erhob, und um sich her die schönsten Schwefel- und Salz-Kristalle bildete. Den ganzen Umfang des Kraters fand ich 11,500 Palmen, also 2,900 mehr, als sie Breislack angegeben hatte. Ich schreibe die Verschiedenheit der Maaſse folgenden Umständen zu: 1) Die Materie, welche im Jahr 1799 ausgeworfen wurde, fiel in das Kraterthal zurük, und muſste also seine Fläche erhöhen. 2) Der Rand des Kraters war an vielen Orten eingestürzt, und dieſs brachte auf der Fläche dieselbe Wirkung hervor,

*) Auch ich gestehe, in demselben Irrthum gestanden zu haben, als ich meinen ersten Brief schrieb, habe mich aber nun durch andre Erkundigungen von der Richtigkeit der Behauptung des Herzogs della Torre überzeugt.

und vermehrte zugleich den Umfang des Kraters. Gegen Süd und Südost war sein Rand am niedrigsten; gegen West und Nordwest war er am höchsten. Die Form war dieselbe, wie sie Breislack beschreibt. Das Mittelmaaſs des Kegels hielt gegen Osten ungefähr 4000 Palmen, also über eine halbe italienische Meile » *).

Dieses ganze tiefe Thal hat sich nun mit Lava ausgefüllt. Erst als dieses geschehen war, lief die Schale, so zu sagen, über, und goſs sich auf einer Seite aus, wodurch der Lavastrom gebildet wurde, den man mehrere Wochen gesehen hat. Auf dieser Masse, welche übrigens beinahe auf allen Seiten noch mit einer ansehnlichen Wand umgeben ist, erheben sich jezt mehrere spizige Schwefel-

*) Eine italienische Meile hat 7000 neapolitanische Palmen; 50 solche Palmen machen 43 englische Fuſs, und 160, 129 französische.

hügel, neben welchen sich dann auch gewöhnlich eine Feuermündung befindet, aus der noch immer Rauch, und des Nachts auch Flammen hervorbrechen. Die ganze Fläche aber ist voll Rizen und Löcher, welche rauchen. Ich warf in mehrere Steine hinein, und sogleich stand auch die ganze Oefnung in lichter Flamme.

Wir fanden den Herzog della Torre auf einem dieser Schwefelberge sizend. Er brachte da den ganzen Tag zu, um Beobachtungen zu machen; denn seit Hamilton gestorben, und der gute Abbate Tata durch sein hohes Alter gelähmt worden ist, hat Er sich die Herrschaft über den Berg ausschliessend zugeeignet. Wir fanden bei ihm eine grosse Zange, in deren Griffe sein Name und die Jahrszahl, 1804, gegraben war. Damit griff er in die noch heisse Lava, und holte sich da ein Stük Masse heraus, in welchem sodann natürlich die angezeigten Buchstaben abgedrukt waren.

Bei aller Achtung, welche ich für des Mannes unermüdeten Fleifs in der Beobachtung dieser Naturerscheinung hege, konnte ich mich des Lächelns nicht enthalten. Dafs es aber bei ihm nicht auf blosses Spielwerk abgesehen ist, beweist die neulich erschienene erste Abtheilung der Geschichte dieser Eruption, welche ein sehr merkwürdiger Beitrag zur Geschichte des Bergs ist.

Ich schliesse diesen meinen Brief mit einer Nachricht über den Schaden, welchen die Eruption gestiftet hat. Sie werden nicht vergessen, dafs sie in Rüksicht auf ihre Dauer, und daher auch auf die von ihr ausgeworfene Lavamasse, eine der ansehnlichsten ist, welche man kennt. Aber eben darum werden auch Sie mit mir Ihre Vorstellung von der Furchtbarkeit dieses Gebirges mildern, wenn ich Ihnen sage, dafs der Schaden ungefähr auf 60,000 Silberdukati geschäzt wird. Der Lavastrom hat eine Länge von 22,500 Palmen,

also über drei italienische Meilen, und zerstörte auf seinem Wege ungefähr 100 Moggia angebauten Landes, deren jede man auf 600 Dukati schäzt. Wenn Sie daher freilich die ausgepreſsten Thränen, die bangen Stunden des Jammers der, der Scene nahen, Landleute vergessen können, und den künftigen Segen von Fruchtbarkeit, wodurch die Zerstörung, wiewohl in später Folgezeit, wieder entschädigt wird, in Anschlag bringen, so müssen auch Sie sich mit diesem alten Schrekensberge versöhnen.

Neapel, den 1. *December* 1804.

Jedermann glaubte den Berg völlig beruhigt, als er sich in der Nacht vom 22sten auf den 23sten November, vier Stunden nach Sonnenuntergang, wieder öfnete, und eine solche Menge Lava ergofs, dafs sie in Zeit von zwo Stunden einen weit grössern Weg zurüklegte, als sie seit der ersten Eruption dieses Jahrs gemacht hatte. Der Berg hatte vorher zwar noch immer geraucht; es war aber bei diesem Ausbruch nur eine Flamme auf der Spize sichtbar geworden, aus welcher sich nach und nach die grosse Feuermasse entwikelte, die mit solcher Schnelligkeit sich ausgedehnt hat. Den Tag vorher wollte man Erdstösse in der Stadt verspürt haben, welche in Apulien mit noch weit grösserer Stärke gefühlt wurden.

Herr von Kozebue hatte seine neapolitanischen Freunde zu einem Mittagessen bei dem Eremiten eingeladen. Um Mittag waren wir ungefähr da angekommen, und ich entschlofs mich, mit einem aus der Gesellschaft, noch einmal die Spize zu ersteigen.

Schönes Wetter war es in dieser Höhe des Bergs. Aber an dem Aschenkegel hinauf fanden wir, so zu sagen, eine andre Jahrszeit. Wir kletterten in einem diken Nebel, wo es sehr kalt war, und wurden gleich sehr von der feuchten Luft und dem Lavarauch beschwert. Weit minder mühsam wurde mir dieser Gang, als sonst, und mein Körper schien sich in den einigen Reisen, welche ich nach dem Krater gemacht, an diese Arbeit gewöhnt zu haben. In weniger als einer halben Stunde standen wir an seinem Rande.

Aber wie sehr war alles hier verändert! Da, wo sich vorher die Lava herausgegossen,

und bei meinem lezten Hierseyn ein wildes Felsthor und eine zakichte Strasse in die Tiefe hinab gebildet hatte, über welche ich damals mit vieler Gefahr weggeklettert war, hatte sich nun der Rand gespalten, und eine, mehrere italienische Meilen lange, fürchterliche Kluft von einigen 100 Fufs Tiefe, und nicht viel weniger Breite gewühlt, in welcher sich ganz deutlich die Bestandtheile des Berges erkennen liessen. Sie waren in dieser Höhe nichts minder, als Asche und Lavasand. Darum war diese gewaltige Veränderung auch mit so wenigem Lärm geschehen; was unmöglich gewesen wäre, wenn das Gebirge aus Felsen bestanden hätte. Die äussere Bildung der Vulkane überhaupt wurde mir dadurch ganz klar, und ich hätte das Erdfeuer einem Maulwurf vergleichen mögen, wenn er seine Gänge gräbt, und seine Hügel aufwirft. Ich konnte mich der Idee nicht

erwehren, dafs es vielleicht einst eine Zeit gegeben hat, wo die Fläche der Erde ganz eben war, und dafs zahllose Bewegungen in ihrem Bauch am Ende diese Erhöhungen zum Theil durch Auswürfe, zum Theil durch Zusammensinken in die leeren Räume, hervorgebracht haben.

Diese Idee, so wenig sie auch gegründet seyn mag, hat wenigstens den Vorzug, dafs sie eine grosse Ansicht eröfnet. Der Blik in den Krater hinein, als er durch den Nebel, nur wie durch einen Schleier, sichtbar war, stimmt die Seele höher, und wo man die gewaltigen Würkungen der Natur so deutlich vor dem Auge hat, wie hier, scheint ihr nichts mehr unmöglich, wenn von Umgestaltungen und Zerstörungen die Rede ist. Wo in wenigen Augenbliken solche Veränderungen geschehen, was mufs in der ungeheuren Zeit, welche in geheimnifsvollem

Dunkel hinter uns liegt, nicht geschaffen und zernichtet worden seyn?

Aus dem Krater heraus stürzte sich ein diker Lavastrom senkrecht in die Kluft hinunter, und floſs langsamer fort in derselben Richtung, welche alle Ströme dieser Eruption genommen hatten. Es war ein Anblik eigener Art, bei Tage eine solche, rastlos sich bewegende, Glutmasse zu sehen, wie der Nebel noch überdieſs das hohe Roth ihrer Farben milderte, und das Ganze in einem minder furchtbaren Licht zeigte; wie sich der Strom sodann weiter unten unter einer Schale schon verhärteter Lava verlohr, und in grösserer Entfernung wieder hervorbrach. Nur sehr gering war der Rauch; die Masse schien ein völlig gediegener Fluſs zu seyn.

Er hat sich weiter hin nicht mehr mit der Eile vorwärts geschoben, wie näher an der Spize; aber er theilte sich in einen Arm, wel-

cher gegen Portici zufloſs, und, wenn er fortgewachsen wäre, für einen Theil dieses Orts fürchten lieſs.

Ohne Zweifel sind die verschiedenen Lavagüsse, welche der Berg seit seiner Eröfnung vorigen Sommer ausgestossen hat, in ihren Zusammensezungen verschieden, so wie der Grad der Kraft im Innern des Gebirgs unaufhörlich wechselte. Die jezige Lava unterscheidet sich daher von der mancher vorhergehenden Eruptionen durch die Ungleichheit ihrer Bewegung. Sie hatte nicht immer die, ihr sonst gewöhnliche, Langsamkeit im Fliessen, sondern rollte auch schneller vorwärts. Zum Theil dürfte man hieraus auf eine vollkommenere, im Bauche des Vulkans geschehene, Verkochung ihrer Bestandtheile schliessen; zum Theil aber wohl auch annehmen, daſs die ausstossende Kraft desselben verschieden war.

Was diese ganze Eruption noch sonst unterscheidend bezeichnet, ist, daſs sie sich nicht durch in der Ferne bemerkbare Zeichen, nicht durch gewaltsame Erdstösse, sondern nur durch das Austroknen der Brunnen am Fusse des Berges angekündigt hat, und ohne eine gewaltsame Eröfnung erfolgt ist.

Die Lava scheint dieſsmal eben so gut, als die ausgeworfene Asche, wenig Eisentheilchen zu enthalten. Pulverisirte Stüke derselben haben der Magnetprobe nicht Genüge geleistet, und kaum bemerkbare Stäubchen blieben an dem Magnet hängen. Desto häufiger aber erschien das Sal ammoniacum auf der Oberfläche der Lava, welche meist in einem so hohen Grad gesalzen ist, daſs man nur mit Widerwillen die Zunge daran halten kann. Auch finden sich Schwefeltheilchen, wiewohl in weit geringerm Grade, in den porösen Aussenseiten der ausgeflossenen Materie.

Diefs wenige ist es, was ein Laie in der Chemie und Mineralogie bemerken konnte. Sollten genauere Untersuchungen und Zerlegungen des Minerals hier geschehen, so zweifeln Sie nicht, dafs ich Ihnen die Resultate derselben mittheilen werde. Leben Sie wohl.

Neapel, den 4. Mai 1805.

Gestern habe ich dem Krater des Vesuvs meinen Abschiedsbesuch gemacht. Ich war Morgens früh von Salerno abgereist, und kam um Mittag nach Portici. Klar und nebellos lag der Berg da. Beinahe kein Rauch war auf seiner Spize sichtbar — wer weiſs, wann und ob ich ihn wieder sehen werde? Ich muſste mich entschliessen, ihn noch einmal zu ersteigen.

Ich sage Ihnen nichts von dem Wege. Nur von der Reise am Kegel hinauf muſs ich bemerken, daſs ich aus der grössern Beschwerlichkeit derselben auf grosse Veränderungen schloſs, welche mit ihm vorgegangen seyn mögen. Er schien mir z. B. weit steiler und höher, als zuvor. Ich glaubte, daſs sich der Rand auf der Seite von Neapel zu etwas erhöht habe, was sich leicht aus der Menge der ausgeworfenen Materie, und der Ausfüllung

des Kraters erklären liesse. Freilich wurde ich erst durch das Gefühl der Mattigkeit auf diese Bemerkung geleitet, und dürfte mich darum leicht betrogen haben.

Da, wo wir am Rande des Kraters ankamen, hatten wir gleich vor uns einen, etwa zwanzig Fufs tiefen, Graben liegen. Er war durch die Randmauer des Bergs auf der einen, und durch einen wilden Lavawall auf der andern Seite gebildet. Die Masse war da in grössern und kleinern Klumpen geborsten, und gab den grausen Anblik wilder, gegen einander empörter, Naturkräfte.

Wir stiegen in diesen Graben hinab. Ueberall war der Boden sehr heifs, immer heisser, je tiefer wir kamen. An manchen Orten rastete der Fufs ungerne. Willig folgte ihm das Auge, welches nicht weilen mochte über dem Graus, und wir erstiegen den Lavawall.

Ueber unordentliche Massen von Hügeln und Gräben weg giengen wir tiefer hinein, wo wir den Rauch hervordampfen sahen. Ich sage Ihnen nichts mehr von dem drükenden Eindruk, welchen der Anblik dieser, so vielfach geborstenen, Ränder, der gelben Hügel, der rauchbraunen Felsen der Kraterwand auf die Seele machten. Wir drangen so schnell, wie möglich, dem grösten jener Schwefelberge nahe, hinter welchem sich der Rauch erhob.

Wir hatten geglaubt, dafs wir nur Eine Mündung finden würden. Aber es waren ihrer drei, ganz nahe beisammen. Bei zweien derselben findet das Auge einen Grund; bei der dritten und grösten aber nicht. Einem, sehr jähe sich senkenden, Trichter gleich, und von regelmäfsiger, runder Form, wie ein Brunnen, kann man sich ihm bis an den Rand nähern, dafs man das Senkblei hinab werfen möchte, wenn es möglich wäre, die Tiefen dieser furchtbaren Natur zu ergründen.

Lange standen wir da, und schauten hinunter. Unaufhörlich stieg Rauch herauf; in wechselnden Stössen quoll er stärker hervor, und bei jedem solchen Ausbruch war der Drang aus den drei Mündungen hervor gleich stark, was ihre nächste Verbindung mit einander beweist. Wir warfen einen grossen Stein hinunter. Eine Minute lang hörten wir ihn von Seite zu Seite kollern, bis er sich in die Stille verlohr. Nur eine kleine Pause, so vernahmen wirs unten brausen in der Tiefe. Es donnerte; der Boden, wo wir standen, erzitterte, wie von einem elektrischen Schlag; mit Gewalt sprühte der Rauch, und mit ihm kleine Feuermassen heraus.

Es war uns nicht ganz wohl zu Muthe. Denn, wie oft ich auch da gewesen bin, habe ich es immer wieder anders gestaltet gefunden. Noch ist das Feuer nicht erloschen, die zerstörende Kraft nicht erlahmt; wer bürgt Ihnen dafür, dafs die Geburtsstunde

des unglükschwangern Berges nicht gerade in die Zeit treffen könnte, da der Neugierige auf der Schale der überreifen Frucht steht? Und fürchten Sie auch nichts, so mögen Sie doch nicht weilen unter diesen grausen Hügeln, an denen sich das Feuer mit gelber Rinde gemalt hat, welche hie und da in grünes Schwefelmoos, oder in blendende Salzkrystalle sich verändert, und Farben bildet, die man nur hier sehen kann.

Wir giengen gegen die Seite der Kraterwand zu, wo sich die Lava ergossen hatte. Sie erinnern sich aus meinem vorigen Brief vom 1sten December 1804 der grossen Kluft, welche der Glutstrom sich dazumal hier zu seinem Bette gewählt hatte. Diese Kluft ist beinahe nicht mehr. Sie ist ausgefüllt mit Asche, Sand und Lava: aber der Gang der leztern ist merkwürdig bezeichnet. Gegen hundert Schritte lang hat sie einen Kanal gebildet, welcher mit einem Rindegewölbe

bedekt, einigermaafsen die Beschaffenheit der Materie verräth, durch die sie entstanden ist. Es war jener reine, vulkanische Gufs, dessen Oberfläche, wie Glasgufs, sogleich an der Luft erkaltet. Unter der Schale fliefst die Feuermaterie fort, und es entsteht ein leerer Raum, so wie sich die Zuströmung derselben vermindert. Auf dieselbe Weise bildeten sich am Aetnagebirge die vielen Grotten, welche zum Theil von ausserordentlichem Umfange sind, und ganze Armeen beherbergen könnten. In sie verliert sich oft ein grosser Lavastrom, ohne dafs man begreifen kann, wo er hingekommen ist. Sie füllen sich oft mit Wasser an, dafs unterirdische Seen entstehen, welche sich durch einen Stofs im Innern des Berges öfnen, und zerstörende Fluthen ausschütten. Manchmal schliessen sie sich wieder; die Dünste in ihnen gerathen in Gährung, und erschüttern, wenn sie plazen, das Land. Aus den meisten dringen starke Winde hervor,

und das mächtige Spiel der Natur ist mit ihnen so vielfach und wechselnd, als die Natur selbst.

In diesem Zustande befindet sich der Berg gegenwärtig. Es ist nicht wahrscheinlich, dafs er sich beruhigt habe, und bald dürften wir ihn wohl einen neuen Lavagufs ausschütten sehen. Tröstlich ist indefs doch die Bemerkung, dafs die furchtbare Kraft in seinem Innern allmählig erlahmt, und dafs vielleicht eine Zeit kommen kann, wo man sich die Geschichte seiner Zerstörungen als Wunder der Vorzeit erzählen wird.

Beilagen.

Das Petersfest in Rom.

Den 27. und 28. Juni 1803.

Erster Tag.

Erst den 28sten sollten eigentlich die Feste beginnen. Bei dieser Feier fangen sie aber schon einen Tag früher an. Ungern möchte ich dieſs dem Feiertagssystem dieser Religion zuschreiben. Ich glaube es hat wohl einen humanern Grund. Um die Beleuchtung der Kuppel von St. Peter und das Feuerwerk auf der Engelsburg zu sehen, müssen die meisten ihre Häuser verlassen, und sich entweder auf hohe Punkte der sieben Hügel stellen, oder dem St. Petersplaz und der Engelsbrüke selbst zueilen. Alle können nun natürlich das Haus

nicht verlassen. Die Unglüklichen, die ihr Stand oder ihre Pflicht in ihren Mauern hält, konnten also ohne die Wiederholung der Feier nichts geniessen, und müſsten durch die Beschreibungen derer, die zugegen waren, nur um so verdrüſslicher werden. Besser that man, den folgenden Tag eine Wiederholung zu machen. Die Familien theilen sich in die beiden Tage, und der heilige Petrus sieht keinen Unzufriedenen. Die Erzählungen derer, welche die erste Feier gesehen, spannen die Erwartung der andern, die sich für den folgenden Tag vertrösten müssen; und die Vergleichungen, welche zwischen den beiden Tagen angestellt werden, machen die Unterhaltungen noch einige Tage nachher lebhaft.

Die, schon seit sieben Jahren unterbliebene, Girandola wurde dieses Jahr wieder gegeben. Schon das spannte die Erwartung der noch immer auf Spiele erpichten Quiriten

stärker als gewöhnlich: Wo man sich wohl hinstellen wolle? ob man in der Nähe oder Ferne das Schauspiel am besten geniessen werde? wo es überhaupt die schönsten colpo d'occhio mache? — Diese Fragen beschäftigten schon die meisten am Vorabend vom Petersfeste; viele konnten kaum die Dämmerung erwarten. Das allmählige Anzünden der Lampen in den Fenstern der Frommen verkündigte endlich den nahen Anfang. Das freudige Auflodern der Feuer in den Strassen und auf den grössern Pläzen mahnte etwas später, der Scene des Schauspiels zuzueilen. Welche sich nicht in das Gedränge wagen wollten, schauten begierig vom Trinità di monte und andern erhabenen Pläzen gegen die Seite der Stadt hin, wo die St. Peterskuppel bereits in mattem Feuer glänzte. Die kleinern Lampen waren schon früher angezündet worden, und mit ölgetränktem Papier umgeben, gaben sie nur Licht, aber keine Helle.

Die Kuppel glich in diesem Grade der Beleuchtung der päbstlichen Krone von schwarzem Sammt mit goldenen Bukeln.

Aber die Meisten eilen dem Petersplaze selbst zu. In den Strassen, die nach der Engelsbrüke führen, ist das Gedränge der Fahrenden und Gehenden so grofs, dafs man sich wundern mufs, wenn Niemand Schaden leidet. Die Strassen sind ohne diefs so eng, so gekrümmt, so häufig von Nebengassen durchschnitten, aus welchen sich Menschenströme hervordringen, dafs bei der schlechten Polizei, die sich um alles dieses nichts bekümmert, die gröste Vorsicht nöthig ist, um nicht überfahren, nicht zur Erde geworfen zu werden. Das schrekt aber Niemand ab. Frauen, Mädchen und Kinder wagen sich gleich dreist ins Gedränge. Stossen und gestossen zu werden gehört zur Eigenthümlichkeit des Tags. Niemand klagt, wenn er tüchtig angestossen worden ist; so wie sichs

niemand leid seyn läſst, wenn er jemand niedergerannt hat.

Je näher gegen die Engelsbrüke, desto dichter wird das Gedränge, ob sich gleich viele in die benachbarten Häuser verlieren, wo Fenster und Dächer an die Schaulustigen vermiethet werden. Padroni luoghi! ist das ewige Geschrei, welches einem in die Ohren tönt. Una finestra bella, finestra bellissima, so wachsen die Lobreden der Pläzevermiether, je näher dieses der Scene ist.

Aber wer mag nun schon hier an der Engelsbrüke fest halten? wird man nicht die Beleuchtung auch so nahe als möglich geniessen wollen? Man läſst sich durch die Gefahr, die Engelsbrüke zu passieren, nicht abschrecken, und eilt hin, wo die ruhige Beleuchtung der Kuppel von St. Peter bereits den Römern langweilig geworden ist.

Gedrängt voll ist der Plaz vor dem Dome

bereits. Die Wagen reihen sich in halben Kreisen vor der Façade herum, und wer klug ist, stellt sich auf die entfernteste Seite des Plazes. Denn je näher man gegen den Obelisk steht, desto tiefer sinkt die Kuppel hinter die Façade hinunter, desto mehr verliert die Ansicht an Grösse und Erhabenheit. Aller Blike sind gegen die Kuppel zugewendet. Ungedultig erwartet man das Zeichen der Gloke, und man sieht jeden Augenblik nach der Uhr, ob die erste Stunde der Nacht noch nicht vorüber ist. Schon haben ja doch die Kanonen den Anfang der Feier verkündet. Man wünscht die kleinern Lichter einmal durch die grössern Feuer verdunkelt, und, womit man sonst höchlichst zufrieden wäre, das würdigt man nun, als die Eröfnung des grossern Schauspiels, kaum einiger Aufmerksamkeit.

Endlich ertönt die grosse Gloke vom Dome. Und schneller hat man sich kaum gefreut,

dafs der ersehnte Augenblik gekommen, so glüht auch schon das Kreuz auf der Kuppel in heller Flamme. Als öfneten sich unzählige kleine Vulkane an derselben, scheint das Feuer auf einmal hervorzubrechen, und das Ganze steht in lichter Flamme. Ein tief heraufgezogenes Ah ist der Ausdruk der allgemeinen Bewunderung.

Es ist ein schöner, aber kein grosser Anblik. Das Ganze gleicht einer einzigen, grossen Flamme, die aber nur ruhig glüht, und keine Funken ausspräht. Die unsichtbare Symmetrie der Lampen hatte für das Auge doch regelmässige Linien gebildet; es hatte in der Feuermasse, Portale, Säulen und Ornamente zu sehen gewähnt, und diese wahrlich viel deutlicher, als wenn man aus Wolken sich Gestalten bildet.

Der Petersplaz ist einer der grösten Pläze in Europa. Man versichert, dafs er bequem 80,000 Menschen fassen könne, und man

glaubt diefs gerne, wenn man die Menge sieht, welche sich diesen Abend auf demselben herumdreht. In ganz Rom ist in diesem Augenblik keine Kutsche zu finden; alle sind hier zusammengedrängt. Und doch ist noch immer Raum genug da für die Tausende von Fufsgängern, die entweder auf den Stühlen um den Obelisk herum Plaz nehmen, oder nach Laune ihren Standpunkt wählen. Alles war ruhig gewesen bis die Fakeln angezündet waren. Nun aber sezt sich die ganze Menge in Bewegung. Man verändert die Ansichten, und wer sich entschliessen kann, der brennenden Kuppel auf ein paar Augenblike den Rüken zu kehren, der ersteige die Treppen vor der Façade des Doms, und geniesse den herrlichern Anblik der auf dem Plaze sich bewegenden Menschenmenge. Gerade eben jezt fangen sie an, in unzähligvielfachen Richtungen hin und her zu gehen, und die Kutschen bilden vielfach geschlungene Kreise,

und drehn sich jagend herum, um die Ansicht zauberischer zu geniessen. Der Mond, und die Fakeln vom Dom und der Kolonnade werfen eine so heitre Beleuchtung auf die unzähligen stehenden und sich bewegenden Gruppen, es ist dabei so still und ruhig, dafs man das Plätschern der beiden Fontänen hört. Man kann sich nicht enthalten, dabei an den grossen Schauplaz des Lebens zu denken, wenn ihn das Auge vom archimedischen, ausserirdischen Punkte anschauen könnte.

Hier zeigt es sich so deutlich, wie unbeständig der Mensch im Genufs ist, und wie er auch in ihm rastlos vorwärts schreiten will. Man hat ihm ein schönes Schauspiel eröfnet, das er ganz ruhig geniessen könnte — der Anblik einer grossen Feuermasse, welche nicht schaden kann, und durch ihre Form dem Auge schmeichelt. Allein er will nicht ruhig geniessen. Der Anblik des sich schnell entzündenden Lampenfeuers, und der

Gedanke an die Behendigkeit, aber auch Gefahr, womit dieses bewerkstelliget wurde, ist ihm genug. Unerachtet er noch eine ganze Stunde bis zur Eröfnung des Feuerwerks auf der Engelsburg Zeit hat, so mischt er sich doch lieber in den Volksstrom, welcher sich vom Petersplaz in die beiden nach der Engelsbrüke führenden Strassen ergiefst, und verachtet eine Gefahr, die er mit unnöthiger Aufopferung des gegenwärtigen Genusses für einen künftigen erkauft. Alle wissen, dafs mit der Rakete, die so eben in die Luft geflogen ist, die Feuerspiele auf Hadrians Grab noch nicht beginnen. Darum ist aber doch keiner so klug, die Menge erst sich vertheilen zu lassen, und, während die andern unter Kutschen und Menschengedränge sich mühen, noch eine Viertelstunde ruhig fortzugeniessen.

Uneingedenk eines ältern Vorfalls, da einmal die Engelsbrüke unter der Menschenmenge

zusammenbrach, keilern sich nun Hunderte in ihrer engen Parallellinie ein. Sie werden alle noch Pläze finden; alle noch zur Zeit ankommen, als ob nur Einer das Ziel erreichen könnte. Keuchend und schwizend kommen sie über der Tiber an, und können es kaum erwarten, bis sie sich wieder nach der Engelsburg umdrehen können. Aber schweigend liegt diese noch in der grauen Nacht da, und sie müssen noch mit der Beleuchtung der Sterne zufrieden sein.

Wieder die nemliche Ungeduld, wie vorher auf dem Petersplaz. Diefsmal nur grösser, weil man sich ein grösseres und selteneres Schauspiel verspricht. Einzelne Raketen, welche von Zeit zu Zeit in die Luft fliegen, oder Kanonenschüsse, die gehört werden, betrügen die ungedultig Harrenden jeden Augenblik, und es kommt hier zum unangenehmen Harren noch die jeden Augenblik getäuschte Hofnung hinzu.

Das Iuoghi-Geschrei wird nun immer seltener gehört, je mehr die Bänke und Fenster besezt werden. Auf dem Geländer der Brüke, und der Tibereinfassung werden gefährliche Pläze theuer erstritten und bezahlt. Man hat überall schwache Gerüste errichtet, die von Menschenlast dröhnen. Die Fenster sind mit Zuschauern gefüllt, die Dächer selbst von ihnen bedekt, und die unbequeme Stellung, welche man gerade auf den besten Pläzen nehmen mufs, machen das Vergnügen, das nun kommen soll, theuer erkaufen.

Endlich donnert eine Kanone, und zu gleicher Zeit strömt die Spize der Engelsburg, dem Vulkane gleich, einen Strom von Feuer aus, welcher sich, wie eine Garbe, im Horizont malt, und dessen oberste Spizen gegen die Stadt herüber ein rundes Feuergewölk bilden. Erhabener, als diesen Anblik, kann es in dem ganzen Reiche des Feuers keinen geben. Der Himmel mit all seiner Grösse, all

seinen Sternen, mit seinem eben hellleuchtenden Monde wird durch diese künstlichen Sterne verdunkelt, welche in allen Farben sich aus der Feuergarbe herausschütteln, und noch durch die eilenden Wellen verdoppelt, aus den Fluthen des Tiberstroms heraufschimmern.

Unendlich viele Raketen, die in geraden Linien die Luft durchschneiden, oder in Schlangenkrümmungen in der Höhe zischen, oder zahllose Sterne ausschütten, und mit lauten Donnern die Luft erschüttern, folgen der Feuergarbe. Räder aller Art, Feuer aller Farben ausgiessend, schwirren um ihre Axen, und zeigen die Engelsburg in den sonderbarsten Formen. Feurige Guirlanden fassen ihre Mauern ein, und es ist auffallend, wie ganz einzig dieses Gebäude für dergleichen Belustigungen geeignet ist. Eben zeigte es sich nur einzeln stark erhellt, aber mit desto dikern Schatten; nun ist es ganz beleuchtet

mit allen seinen Mauern und Winkeln. Es gleicht jezt einem brennenden Berge, an welchem sich überall Feuerströme herausarbeiten. Aber bald gewinnt es eine andre Gestalt, und scheint ein prächtiges Diadem, dessen Brillanten aus schönem, bläulichem, ruhig glühendem Lichte bestehn. Nicht lange, so schlingen sich neue Raketen in regelmässigen Spirallinien in die Höhe, welche in der Luft eine ganze Brut feuriger Schlangen gebähren, die sich zischend um einander herumschlingen, und plözlich, wie Feenbilder, in Luft zerfliessen. Eine neue Feuergarbe löscht die kleinen Lichter aus, und wölbt ihren Glutstrom, wie ein geöfneter Fächer, über den Fluſs herüber. Ein Nu löscht alle ihre Flammen aus, und die Engelsburg liegt wieder in schwarzer Nacht da, auf welcher sich nur einige Lampen, wie Irrlichter, herumdrehn.

Während diesem Schauspiel haben die Knälle der Schwärmer und Raketen, und die

untergemischten Kanonenschüsse das Ohr aufs fürchterlichste bestürmt. Das Echo auf der Piazza del ponte verdoppelte den Lärm, und die Gewalt, womit das Gehör ergriffen wurde, erlaubte dem Auge nicht, ganz deutlich und ruhig anzuschauen. Man verläfst das Schauspiel mit jener unangenehmen Verwirrung und Leere, welche allen starken Sinnengenüssen zu folgen, und dennoch wenigen zu entleiden pflegt.

Doch, ehe wir nach Hause gehn, noch einen Blik auf die Volksmenge, welche sich auf dem Plaz del ponte, blos durch die Tiber von der Engelsburg geschieden, zusammengedrängt hat. Hier ist nicht so viel Raum, wie auf dem St. Petersplaze; aber wer dort seine Stelle gefunden hat, dem mufs sie auch hier werden. Dafs man dabei die gefährlichsten Pläze ohne Besinnung wählt, ist natürlich; aber dafs so wenig Unglük dabei geschieht, ein Trost weiter für so viel Schlim-

mes, dem die Menschen nicht immer ausweichen können.

Wer ein Fenster in einem der benachbarten Häuser genommen hat, thut wohl, nach dem Ende des Feuerwerks noch eine Viertelstunde zu bleiben. Wie sie's vorher kaum erwarten konnten, bis sie ankamen, so glauben nun alle, nicht genug nach Hause eilen zu können. Menschen und Kutschen vermischen sich dabei in den engen Strassen so gefährlich, dafs, wer sich hineinwagt, den Unfall, der ihn trift, blos sich selber zuschreiben kann.

Zweiter Tag.

Wir wollen uns nicht bei Beschreibung der religiösen Verrichtungen des heutigen Tages aufhalten. Dergleichen Scenen sind ja immer die nemlichen. Sie erscheinen einem aber gerade hier um so kleinlicher und abgeschmakter, je grösser die Pracht ist, womit

sie begangen werden. Wir haben nun Gelegenheit, die ganze Volksmenge Roms in der Peterskirche zu mustern. Finden wir uns daher etwa um neun Uhr in derselben ein.

Um diese Zeit ist bereits die ganze höhere Geistlichkeit um den Hochaltar versammelt. Der Pabst schwizt unter der dreifachen Krone mehr, als sein Vorgänger, dessen Fest heute gefeiert wird, nicht in den asiatischen Sandwüsten. Es werden Messen gelesen, und der Pabst giebt sich heute selbst die Mühe, diefs zu thun.

Aber Niemand achtet darauf. Wer sich etwa hinzudrängt, thut es um den ganzen höhern Klerus mustern zu können. Die Bepurpurten sizen in langen Reihen hinunter, und vergleichen sich nicht übel den, oft rothgekleideten, Galeerensklaven einiger italienischen Mächte. Hinter ihnen, etwas in der Höhe zum Theil, haben die ersten Damen der Stadt mit ihren Begleitern die Pläze.

Warum diese Leute alle hier beisammen sizen, kann man kaum begreifen, wenn man kein Zeichen von Andacht sieht. Das heilige Kollegium selbst thut sich jezt keinen Zwang an, und sieht ungescheut zu den Schonen empor, die nicht selten auf das Konklave Einfluſs haben. Sie entblöden sich sogar nicht, einmal ein Gespräch mit ihnen anzufangen, und, während das Höchste ausgesprochen wird, sie durch einen zweideutigen Scherz zum Lachen zu bringen. Die Auguren Roms müssen ihr Spiel wahrlich mit ernsterem Gesichte getrieben haben, sonst wäre die bekannte Anmerkung des Cicero höchst überflüssig.

Das nemliche gilt von der ganzen, in dem Dom versammelten, Menge. Man glaubt in grossen Gesellschaftssälen zu seyn, und vergleicht die Scenen am Hochaltar mit dem Theater, von dem man sich in jene Säle flüchtet, wenn es der Neugierde keine Nahrung

mehr giebt. Man bewegt sich um einander herum, bekomplimentiert sich, fragt nach der Familie, und nach Stadt- und Welt-Neuigkeiten. Gruppen bilden sich zur Unterhaltung, welche oft ziemlich laut wird. Andre stellen sich an die Kunstwerke, um sie zu betrachten, zu loben, und zu bekriteln. Andre sind müde vom langen Herumgehn, und suchen sich Size aus, wo sie entweder schlafen, oder die Unterhaltung fortsezen. Die frommen Haufen sammeln sich um den bronzenen Petrus, der heute in Galla gekleidet mit dem völligen Ornat der päbstlichen Würde prangt. An seinem lehrend emporgehobenen Finger flammt ein reicher Brillantenring, welcher schon in der Entfernung den Frommen und den Armen als ein Leitstern entgegenglänzt. Weit feuriger wird ihm heute der Fuſs geküſst, und man vergiſst sein russiges Bronzgesicht nur über dem prächtigen Mantel, welcher ihn bedekt. Ohne Scheu

wird dieser von den Andächtigen betastet, da Petrus weit populärer ist, als seine Nachfolger, und häufig entstehen zu seinen Füssen Wortstreite über den Stoff, aus welchem seine Kleidung besteht.

Weiter unten im Schiff steht ein Detachement päbstlicher Soldaten unter dem Gewehr. Diese vollenden noch die Täuschung, dafs man nicht in einer Kirche ist. Auch fühlt man nicht das Geringste von dem, was sich einem denn doch immer in einem majestätischen Dom zudringt. So viele kommen, gehen, sizen, knien, und Alle zeigen sich in so vielfachen Situationen, die sich gar nicht mit den Empfindungen der Andacht vertragen, dafs wenig Frivolität dazu gehört, um es hier, wie die meisten, zu treiben. Alle sind heute in festlichem Gewande, je schöner eine ist, desto freier auch gekleidet, und die Blike, welche umherschiessen, verrathen nur zu deutlich den Gott, dem heute geopfert

werden soll. Die wenigsten wissen, was an dem Altar vorgeht, und das Niederknien bei den verschiedenen Funktionen verbreitet sich nur wie ein Gerücht in der Kirche fort. Der Kezer, welcher nicht knien will, geniefst die schöne Ansicht auf eine niedergesunkene Menschenmenge, die dem Herzen wohl thut. Aber auch kniend wird die Unterhaltung, welche stehend angefangen war, fortgesezt, und dieses ist sogar nicht selten der Zeitpunkt, ein Gespräch anzufangen, oder eine Verabredung zu treffen, wozu die Einleitung bis jezt nur durch ein Augenspiel gemacht worden war.

So dauert es mehrere Stunden fort, während deren man sich in dem kühlen Gebäude, unter den vielen Werken der Kunst, unter der Menge von schönen Menschen, vortrefflich unterhält. Auch hat man sich hier bald und lebhaft überzeugt, dafs die Schönheit

der weiblichen Formen nirgends grofs und edel zu finden ist, als in Rom.

Endlich geht der Zug vorwärts. Der Pabst wird auf einem Tragsessel weggebracht, und Alles fällt vor ihm nieder, seinen Segen zu empfangen. Pius VII. hat keine Würde, und segnet nicht schön. Dafür loben die Römer sein andächtiges Gesicht, und seine hingebende Mine, welche der Fremde leicht mit Unrecht für sinnlose Schwäche halten könnte. Er sizt sogar sehr unbehaglich auf seinem Sessel, als fürchtete er, dafs er zusammenfallen möchte. Der Fremde, welcher nicht niederkniet, hat indefs keine Beschimpfung zu fürchten. Beugt er sich mit Ehrfurcht, wie er es dem Fürsten, in dessen Staat er gegenwärtig lebt, schuldig ist, so erregt er nicht einmal Aufmerksamkeit.

Abends um sechs Uhr ist grosse Musik in der Peterskirche. Die Nähe der festlichen Nacht und die bequeme Zeit lokt jezt weit

mehrere herbei, als die vom Pabst selbst gelesene Messe. Jezt kann man den ungeheuren Dom mit Menschen angefüllt sehen, und wenn wir diesen Morgen das Recht hatten, die Versammlung in demselben mit einer ungezwungenen Konservation zu vergleichen, so dürfen wir es nun noch weit eher thun. Das Mittagsmahl, das demselben folgende Schläfchen, die kühlere Abendluft haben unter allen Gegenwärtigen eine fröhlichere Laune verbreitet. Der Dienst am Hochaltar fordert auch nicht so viel Aufmerksamkeit, und man bedient sich nun der Freiheit des Orts mit weit grösserer Zwanglosigkeit. Die vielen Kapellen scheinen eben so viele Gesellschaftszimmer zu seyn, wo man sich zusammengruppiert, bespricht, lacht und scherzt. Der Unterschied der Stände ist ganz aufgehoben, und es trift sich, daſs ein armer Transtiberiner neben dem galantesten Monsignore auf einem Säulenpostament Plaz

nimmt, oder ein rauher Franziskaner sich der schmuksten Dame zur Seite sezt. Wer wird sich dieser Zwanglosigkeit nicht erfreuen, da es der Religion so selten gelingt, ihren schönsten Zwek, alle Menschen zu Brüdern zu machen, zu erreichen?

Einen Blik hingeworfen auf die ungeheure Volksmenge, was sieht man anders, als Geistliche und Weiber? Nirgends wird einem die Widersinnigkeit des Cölibats anschaulicher, als in Rom, wo man ihre schlimmen Folgen so deutlich vor den Augen hat. Geistliche in allen möglichen Uniformen und Farben drehen sich hier herum, und wenn man das Ganze von oben überschauen könnte, so müfsten die Farben braun, schwarz und roth die hervorstechendsten in diesem lebendigen Mosaikgemälde seyn. Alle diese Trachten wurden aus Demuth erfunden; aber der Geist der ersten Einrichtung hat sich auf den breiten Weg des Lebens verloren, und der Abbate

sucht an sein Schwarz alle Ornamente der vielfachgestalteten Mode anzufliken. Sein leichtes seidenes Mäntelchen ist das Bild seiner flüchtigen Natur, die, wie auf Flügeln, zwischen dem Altar und dem Puztische umhergaukelt. Sein freier Blik will den Zwang seines Standes vergessen machen, und wo er nicht geniessen darf, sündiget er wenigstens. Aber man kann sich nichts Abgeschmakteres denken, als diese schwarzen Prälaten mit violetten Strümpfen, stark gepuderten Haaren, und der Tonsur, welche nur die Grösse eines Viertelbajoks hat.

Nicht viel mehr Ernsthaftigkeit bemerkt man an dem heiligen Kollegium selbst. Der Dienst des Tages hält seine Glieder zwar auf ihren Sizen in Reihen geheftet; aber sie verbergen es gar nicht, wie lästig ihnen dieser Zwang ist. Die freisten, lüsternsten Blike werden aus dem Kreise dieser ehrwürdigen Männer geschossen, welche, wie die himm-

lischen Heerschaaren, den Thron des Pabsts umschliessen. Damit sie sich über der Funktion nicht zu sehr langweilen, hat man dafür gesorgt, einen Kreis der vornehmsten Damen um sie zu schlingen. Diese zween Kreise, mit dem Pabst als Mittelpunkt, sind das lebendigste Sinnbild des heutigen Roms.

Roth ist auch die Farbe der päbstlichen Garde. Die Offiziere derselben stehen und knien in mancherlei Gruppen in dem weiten Dom, und haben mit den Geistlichen das ausschliessende Recht, bedekt zu sein. Die Schweizer machen von ihnen bis zu dem geistlichen Militär des römischen Stuhls den Uebergang, sowohl an Buntschekigkeit der Farben und des Schnitts, als auch der in Rom sehr bedeutenden Haarfrisur. Auffallend ist übrigens der Unterschied zwischen den derben Helvetiern und der römischen Garde: die lezten bleichen Dunstschatten, die erstern fantastischen Nürnbergerpuppen ähnlich.

Die meisten Frauenzimmer sind von Geistlichen begleitet. Diese haben überhaupt in Rom die besten Stellen besezt, wie sollten sie in diesem Punkte zurükbleiben? Daran findet nun niemand etwas Aergerliches, ausser der Neid, oder etwa ein Fremder, welcher das Gebot des Cölibats durch diese Freiheit entschädigt sieht. Man behauptet, dafs besonders einige geistliche Orden am meisten Glük bei den Weibern machen. Gerade diese nun sieht man hier nicht in so grosser Anzahl. Sie sollen ihr Glük in der Stille geniessen.

Das römische Volk überhaupt erscheint aber äusserst verächtlich. Die Männer von ihren Weibern getrennt, und selbst hinter Andrer Weibern herschwängelnd; meist in ärmlichem Aufzug, während die Priester unter der Last des Prunks fast zu Boden sinken; auf den Knien liegend vor einer Menschenklasse, deren Verwerflichkeit alle kennen; vor Heiligenbildern sich an die Brust schla-

gend, von denen sie gewöhnlich nichts halten — es ist der sonderbarste Widerspruch, so devot, und doch so ganz ohne Glauben.

Am geachtetsten ist wohl der Fremde in Rom. Auch in diesem Menschengedränge stöfst man häufig auf ihn. Mitten unter den Knieenden wandelt er einher, steht vor dem segnenden Pabst aufrecht, und betrachtet Statuen und Gemälde, während die andern sich an die Brust schlagen. Der kezerische Fremde wird in den engern Kreis zugelassen, der devote Römer davon ausgeschlossen. Wo er sich an Jemand unter den Gegenwärtigen mit einer Frage wendet, erhält er gefällige Antwort, und man giebt sogar den Segen des heiligen Vaters selbst auf, um seinen Führer an den Monumenten umher zu machen. Wendet er sich vollends an Weiber, so ist die Gefälligkeit ohne Grenzen.

Dieses alles und noch mehr sieht man an einem grossen Kirchenfest in der Peterskirche.

Läſst sich etwas Bizarreres denken, als dieses Gemisch von Religion und Frivolität? Aber es muſs wohl ehmals anders gewesen seyn, wenn eine halbe Million Pilgrimme jährlich Rom besuchen, und fromm erbaut es wieder verlassen konnte!

Schon dämmert es in dem weiten Dom. Die übelangebrachten Ornamente verschwinden in den grössern, sich nun bildenden, Massen. Die Idee eines Gesellschaftssaals verschwindet, und das Ganze gewinnt eine ernstere, feierlichere Ansicht. In wenigen Minuten ist das Gebäude ganz leer, und die Macht der Kunst ergreift nun um so stärker, je weniger man die Gefühle mit Andern zu theilen hat.

Schon sind die Lampen an der Façade und an der Kuppel angezündet. Es ist alles von nun an wieder wie gestern, und wir müſsten uns geradezu wiederholen, wenn wir nicht abzubrechen verstünden.

Ansichten von Florenz.

Im Sommer 1803.

I.

Nicht ohne Grund wird Florenz vorzugsweise die Schöne genannt. Aber dieses Lob bezieht sich wohl nicht auf die Stadt selbst. Ob sie gleich mit einer Menge schöner Paläste, Kirchen, Säulengänge und öffentlicher Denkmale prangt, so wird ihr ein Fremder, welcher an breite, regelmässige Strassen, und an gleiche Bauart der Häuser gewöhnt ist, diesen Vorzug gewifs nicht zusprechen. Neben den herrlichsten Palästen kleben oft kleine, unbedeutende Häuschen; der Styl ihrer Bauart ist so verschieden und oft so widersprechend; die schönsten und merkwür-

digsten unter ihnen haben zuweilen ein so finsteres, Festungen und Gefängnissen ähnliches, Ansehn, dafs sich ein, an architektonische Grössen noch nicht gewöhntes, Auge gar nicht in den Ruhm der Stadt finden kann. Die verschiedenen Pläze der Stadt sind selten von regelmässiger Form, und häufig mit Gebäuden umgeben. Das Aeussere der Kirchen ist gewöhnlich nicht vollendet; die in der Stadt hin und her aufgestellten Werke der Bildnerei sind meistens in schlechtem Geschmak gearbeitet, und durch die Zeit übel mitgenommen; die Strassen krumm und enge; die schönsten Gebäude häufig durch erbärmliche Buden entstellt. Die, am Arno liegenden, Theile der Stadt nehmen sich fast durchgängig übel aus. Die Häuser sind an den Flufs angeflikt, zeigen ihm gerade ihre häfslichste Seite, und verderben so die Ansicht auf ihn, den man übrigens auch gar nicht unter die schönen Gewässer rechnen darf.

Unter den vier, über denselben führenden, Brüken zeichnet sich blos die della Trinità durch eine gefällige Form aus. Die Ponte vecchio überrascht zwar durch ihre ungeheure Masse und ihren gebietenden Ernst, aber das Auge weilt nicht mit Vergnügen auf ihr. Ponte delle grazie ist gegen ihre Benennung die häſslichste und erbärmlichste, und verdient keine Erwähnung. Besser gefällt noch Ponte alla Carraja, von der aus sich eine liebliche Ansicht auf die buschichten Ufer des Arno öfnet.

Desto schöner aber ist die Lage der Stadt von einem der hohen Punkte derselben, oder der benachbarten Berge angesehen. Ganz en face, so zu sagen, zeigt sie sich von der Kuppel des Doms, oder dem Thurme des Palazzo vecchio herab betrachtet. Sie imponirt, so angesehn, wirklich; denn da stellt sich der ganze Umriſs der öffentlichen Gebäude und der Privatpaläste dar, deren Ansicht man

sonst nur von Einer Seite geniessen kann. Auch fällt hier die Grösse der ganzen Stadt besser in das Auge. Mit Einem Blike kann man ihre unzähligen Sträſschen verfolgen, findet man sich auf ihren vielen öffentlichen Pläzen, übersieht man die Menge ihrer Kirchen und ihrer Thürme. Es versinnlicht sich da die alte Geschichte der Stadt. Die Paläste mit Festungsmauern, und kleinen Thürmen auf ihren Zinnen erinnern an die Zeiten der bürgerlichen Faktionen und Kriege. Die Paläste Medici und Strozzi ragen über die andern Gebäude empor, und scheinen, sich gegenseitig beobachtend, einander zuzudrohen. Aber nicht müssig steht der Palazzo vecchio, als Repräsentant der Volksherrschaft, und wacht über den verderblichen Streit der Ehrgeizigen.

Denn es waren diese beiden Geschlechter, welche einander unaufhörlich um die Unterdrükung des Vaterlands befehdeten, bis mit

Filippo Strozzi der lezte, kräftige Kämpfer gegen die Mediceische Herrschaft dahinsank.

Von einem ähnlichen hohen Punkte zeigte sich die Stadt Florenz im Jahr 1529 dem Heere des Prinzen von Oranien. Vor Freude jubelten die Soldaten, als sie sie zum erstenmal erblikten, und riefen aus: Signora Firenzi, apparecchia i broccati, che noi venghiamo a comprargli a misura di pieche! *)

Das Gebirge wölbt sich auf der östlichen Seite der Stadt enger zusammen. Ueberall mit fruchtbaren Oel- und Weinpflanzungen bedekt, wendet sich der Arno aus demselben heraus, und ergiesst sich in ein tiefes Bett, in welchem er die Stadt durchströmt. Auf beiden Seiten liegen schon niedrigere Berge, die mit zahllosen Landhäusern übersät sind,

*) Frau Florenz, rüste sie nur ihre schönen Linnen, wir kommen, sie nach dem Pikenmaafs zu kaufen!

welche durch ihre freundliche Farbe zu den Belustigungen des Landlebens einladen, und Ariost's Bemerkung rechtfertigen:

Se dentro un mur, sotto un medesimo nome,
Fosser raccolti i tuoi palazzi sparsi,
Non ti sarian da pareggiar due Rome *).

Links auf der Höhe steht das alte Kloster von St. Francesco al Monte und die Kirche St. Miniato; weiterhin zeigt sich das Kastel Belvedere, und in grösserer Entfernung der Hügelberg von Bellosguardo. Rechts öfnet sich die Aussicht in das segensreiche Mugellothal, thürmt sich der Berg, von welchen Fiesole's einsame Reste gefällig herabwinken, wie eine Pyramide, die das Grab eines alten Herrschers enthält. Und gerade vor dem Auge breitet sich die fruchtbare Ebene bis Prato

*) Wenn innerhalb Einer Mauer, unter Einem Namen alle deine zerstreuten Paläste vereinigt wären, so wären dir auch zwei Rom nicht zu vergleichen!

aus, die einem schönen Baumgarten gleicht, worin zahllose Lusthäuser zerstreut sind. Hie und da hebt sich die Spiegelfluth des Arno heraus; im Hintergrund zeigt sich Prato selbst, minder deutlich Pistoja, und ein lieblicher Hügelwall umschliefst die entzükende Aussicht.

In zahllos schöner Abwechslung stellt sich die reizende Gegend mit den verschiedenen gewählten Standpunkten dar. Von Fiesole herunter hebt sich das Thal schon mehr in die Höhe, öfnen sich in der Entfernung auch grössere Gebirgsansichten. Wer dem niemals müssigen Pinsel der Natur in den Wechsel der Jahrs- und Tagszeiten folgen kann, gewinnt sich eine Reihe der lieblichsten Bilder. Von diesen Standpunkten aus mufs er sich den malerischen Karakter von Toskana suchen, der sich so auffallend von den Landschaftsansichten anderer italienischer Länder unterscheidet.

Am schönsten zeigt sich, wie jede italienische Gegend, auch die von Florenz im Frühling und im Herbst. Mehrere regenlose Sommermonate troknen gewöhnlich das Erdreich aus, und bleichen die Farben der Natur ab. Bei der neuen Vegetation des Frühjahrs aber, und nach den erquikenden Regen der Herbstmonate verbreitet sich ein frischer Glanz über dieselbe. Unter einer neuen Anstrengung derselben wird der Segen der Jahrszeit eingesammelt, statt dafs er über den Alpen jede Schönheit der Natur hinwegwischt.

Noch üppiger würde die Vegetation in der Gegend von Florenz seyn, wenn sie wasserreicher wäre. Ob es gleich an guten Quellen nicht mangelt; so fehlt es doch an Bächen und andern kleinen Gewässern, um den Erdboden gehörig anzufeuchten. Zur Regenzeit zwar schwellen eine Menge von Giefsbächen gewaltig an; aber des Sommers sind sie alle ausgetroknet. Selbst der Arno fällt

in dieser Jahrszeit so beträchtlich herab, dafs er sich kaum durch sein Bette fortarbeiten könnte, wenn nicht sein Fall an einigen Orten ziemlich beträchtlich wäre. Dem ungeachtet aber erreicht er des Winters eine sehr gefährliche Höhe, und, ausser den häufigen, sehr verheerenden Ueberschwemmungen, hat die Geschichte von Florenz besonders die Jahre 1333 und 1557 bedeutend angezeichnet, als solche, in denen der Arno eine fast unglaubliche Höhe erreichte. Beinah von allen Häusern der Stadt ward das erste Stokwerk unter Wasser gesezt, und der für Felder, Häuser und Menschen daraus entspringende Schaden war unsäglich. Bei allen seinen Zerstörungen wurde aber ehmals doch sein Wasser für heilsam gehalten. Heutzutage hingegen hat sich der Glaube an die Wunderkraft verloren.

Ein schöner, heiterer Himmel liegt einen grossen Theil des Jahrs über diesen Thälern.

Aber sehr beschwerlich ist die Hize des Sommers und die Kälte des Winters. Die Stadt wird wegen ihrer Lage wenig von den Winden getroffen. In den Hügelvertiefungen bleibt der Schnee länger im Schatten liegen. Blos in den lezten Monaten des Jahrs soll die Luft nicht zum besten seyn. Die übrigen aber ist sie reiner und milder, als in andern Gegenden des Landes, und erleichtert dem armen Brustkranken seinen schweren Athem.

Es ist bekannt, dafs Florenz eine sehr alte Stadt ist. Mit der Eroberung von Fiesole, im eilften Jahrhundert, begannen die Zeiten ihrer Macht. Beinah unaufhörliche Kriege mit ihren Nachbarn unterwarfen ihr nach und nach fast ganz Toskana. Als sie ihren höchsten Glanz erreicht hatte, beugte sie sich selbst unter den Scepter ihrer Medicis. Um diese Zeit zählte man jährlich über 3000 Gebohrne, eine Zahl, die übrigens vor den verheerenden Pestzeiten einmal über 6000

gieng. Heutzutage darf man füglich 80,000 Einwohner annehmen, unerachtet die Florentiner eine weit grössere Summe nennen. Gewifs ist aber, dafs die Bevölkerung gegenwärtig im Steigen ist.

Der Arno scheidet die Stadt in zween ungleiche Theile. Nach vier Kirchen zerfällt sie in eben so viele Quartiere; in das von St. Giovanni; von Sta. Maria Novella; von Sta. Croce, und Sto. Spirito. Diese sind wiederum in verschiedene Pfarren abgetheilt.

Was Florenz vor andern Städten Italiens rühmlichst auszeichnet, ist seine Reinlichkeit. Das Strassenpflaster ist eines der besten, so man finden kann, und besteht aus lauter grossen Quadersteinen. Ausser den von der Polizei für die Reinigung derselben getroffenen Anstalten, kommt ihnen noch der Fleifs der Landleute zu Hülfe, welche jeden Morgen in die Stadt kommen, den Unrath zusammenkehren und hinausfahren. Dieses, und

die grosse Sicherheit, in welcher man lebt, zieht immer eine Menge von Fremden herbei. Man darf vielleicht sagen, dafs keine Stadt Italiens so häufig von ihnen besucht wird. Auch ist die Anzahl der Gasthöfe unverhältnifsmäfsig grofs, und es trift sich dennoch sehr oft, dafs sie alle gefüllt sind, und keine Gäste mehr aufnehmen können.

Die Lebensmittel stehen in einem ziemlich niedrigen Preise, und sind sehr gut und gesund. Wer den florentinischen Wein einmal kennen gelernt hat, zieht ihn beinah jedem andern vor. Das Brod ist ganz vortreflich; Fleisch, Geflügel, Wildpret aller Art immer im Ueberflufs, und in mäfsigem Preise. Fische werden von Livorno gebracht, schlechtere im Arno gefangen. Alle Gegenstände des Luxus sind wegen der Nähe der leztern Stadt vorhanden. Für Vergnügungen ist mehr, als an jedem andern Ort Italiens gesorgt; die Einwohner sind sehr gefällig gegen die

Fremden — lauter Gründe, welche diese in der schönen, gesunden Gegend mächtiger anloken, als überall sonst.

II.

Mehr, als an jedem andern Orte Italiens ist in Florenz für Vergnügungen gesorgt.

Was fast jeder andern Stadt dieses Landes fehlt, und was wir Nordländer so ungern entbehren, sind schattichte Spaziergänge. Der Italiener begnügt sich, des Sommers den Untergang der Sonne abzuwarten, und erfrischt sich gewöhnlich durch die kühlen Lüfte der Nacht. Diejenigen, welche am wirksamsten jenem Mangel abhelfen könnten, halten sich meist eigene Wagen, und mit diesen fährt man nicht wohl in schattichte Alleen. Die übrigen, welchen ein geringerer Wohlstand diesen Aufwand verbietet, haben keine Stimme, und müssen es abwarten, bis

der gütige Himmel seinen Schattenschleier über die Erde ausbreitet.

In Florenz hingegen machte der Bürger immer Ansprüche, welche man ihm nicht wohl versagen konnte. Nach dem langen Streit zwischen dem Volke und dem Adel mufste, wenn auch das erstere unterlag, doch immer ein gewisser Grad von Achtung gegen dasselbe zurükbleiben, da es doch mit Ehren sein Haupt gebeugt hatte. Den Mediceischen Fürsten war die Volksgunst gegen ihren neidischen Adel sehr nöthig; der unvergefsliche Leopold zeigte bei allen Gelegenheiten seine Vorneigung für die Klasse der Bürger; es kam bei diesen noch ein hoher Grad von Wohlstand hinzu — lauter Gründe, die es sehr begreiflich machen, warum in Florenz der öffentlichen Vergnügungsorte so viele sind.

Man findet überhaupt in der Gegend der Stadt so manches schöne Pläzchen, wo man gerne hinwandelt, und mit Vergnügen ein

Stündchen weilt. Bei der hohen Kultur der Gegend aber sind die lieben einsamen Oertchen, die ein gefühlvolles Herz so gern aufsucht, schwer zu finden. Man mufs sie im besuchtesten Spaziergang der Stadt sich wählen, wo man auch alles antrift, was man nur wünschen mag.

Die Cascine sind ein sehr angenehmes Gehölz, das an der westlichen Seite der Stadt beginnt, so wie man zu der Porta prato herauskömmt. Es liegt auf dem nördlichen Ufer des Arno, und erstrekt sich einige Miglien weit hinaus, bis wo derselbe den Mugnone aufnimmt. Zwei sehr breite, gut unterhaltene Strassen führen dahin, die sich in kleine Aeste ausbreiten, und nach dem Geschmak des Wanderers, entweder in dikes Gebüsch, oder an die Ufer des Flusses, oder auf freie, rings mit hohen Bäumen eingeschlossene Wiesen hinleiten. Die Hauptstrasse aber führt ungefähr in der Mitte des Gehölzes

auf einen grossen, freien Plaz, auf welchem sich ein fürstliches Sommerhaus befindet. Hier halten die Wagen der Florentiner gewöhnlich stille, und der Raum ist so grofs, dafs man oft mehrere hunderte derselben hier versammelt übersehen kann. Eine Stunde vor Anbruch der Nacht fahren sie heraus, machen hier einen Ruhepunkt von einer Viertelstunde, ohne übrigens auszusteigen, und beguken und bekritteln ihren Nächsten. Man nennt diefs frische Luft schöpfen, und die Florentiner halten auf diese Erholung so viel, dafs sie sich dieselbe so oft, wie möglich, zu verschaffen suchen. Viele essen schlecht, um nur des Sonntags einen Miethswagen nehmen und nach den Cascine fahren zu können. Manche halten sich Equipage zu keinem andern, als zu diesem Gebrauch. Die Elegants zeigen sich auf offenen, hohen Faetons, und die Anglomanie äussert sich nirgends lebhafter, als hier. Niedliche Jokeys traben hinter

ihren Herren her, die zum Theil auf wirklich schönen Pferden durch das Gebüsch gailoppiren. Hier besuchen sie zuweilen ihre Damen am Kutschenschlag, verabreden sich für den Abend, oder den künftigen Morgen. Die vielen, sich in Florenz aufhaltenden, Engländer lassen sich auch sehen; es gelingt ihnen aber doch nicht immer, die reichsten Florentiner im Wagen- Pferde- und Bedienten-Luxus zu überglänzen.

Zuverlässig findet man in ganz Italien keinen so reizenden Spaziergang, wie die Cascine. Sie sind ein Geschenk der östreichischen Fürsten, welche diese schattichten Gänge in den, ehemals hier vorhandenen, Wald aushauen liessen. Durch Schweizerhäuser, Pyramiden, Tempelchen u. dgl. hat man ihnen sehr überflüssige Zierden zu geben gesucht, welche ohnediefs während der lezten stürmischen Jahre verfallen, und traurig verlassen dastehn. Mehr bedauert man die

schönen Heerden von Schweizervieh und zahmem Gewild, welche sonst hier geweidet haben, und die Täuschung vollendeten, dafs man sich in der freien Natur befinde. Nach Geschmak kann man sich sein Lieblingspläzchen in schattichtem Dikicht suchen, wo man nur das Rauschen des Arno und den Sang der Vögel hört; oder in einem dünnen Gebüsche, durch das sich die nähern Flufsansichten und die blauen Fernen zeigen; oder auf einer bequemen Bank, wo man die Vorübergehenden sehen, und Grufs und ein paar freundliche Worte anbringen kann. Sommers lagern sich die Florentiner der niedern Stände mit ihren Familien häufig ins Gras, um ein frugales Abendessen zu sich zu nehmen. Die schöne Natur und die gute Gesellschaft stimmt sie dann zur lauten Fröhlichkeit, die sich auch dem vorübergehenden Fremden mittheilt.

Aber wie sonderbar die Mode den Men-

schen auch da beherrscht, wo ihn doch alles auffordert, ihre Fesseln wenigstens auf Augenblike abzuschütteln. Es thut uns weh sagen zu müssen, daſs niemand, der sich zur guten Gesellschaft rechnet, Abends zu Fuſs hieher kömmt, sondern zu Hause bleibt, wenn ihm nicht ein Wagen oder ein rüstiges Pferd zu Gebote steht. Des Morgens erblikt man zuweilen gut gekleidete Fuſsgänger hier; des Abends nicht leicht jemand, als armselige Priester.

Ein anderer, aber weit kleinerer und minder reizender, Spaziergang befindet sich vor der Porta San Gallo, durch die man fährt, wenn man von Bologna kömmt. Es sind zwar mehrere angenehme Reihen von Bäumen, bequeme Bänke, und einiges leichte Gebüsch vorhanden. Man hat hier die Aussicht auf das reizende Gebirge von Fiesole, und auf die zahllosen, schönen Landhäuser dieser Gegend; aber es fehlt doch alles, wo

das Lebendige in der todten Natur, das Wasser mangelt. In dieser Gegend wohnen überhaupt nur die geringern Stände der Einwohner; von diesen wird daher der Spaziergang auch fast ausschliessend besucht. Man mufs Sonntags hieher kommen, um über gewisse Klassen seine Bemerkungen zu machen.

Auch nur von diesen, darf man sagen, wird des Sonntags der reizende Garten Boboli besucht. Er liegt auf dem südwestlichen Ufer des Arno, und ist auf der einen Seite beinahe ganz von den Gebäuden des Pallasts Pitti umschlossen. Ein ungleiches, hügelreiches Erdreich war einer solchen Anlage besonders günstig, und wurde hier auch nach dem Geschmak der ältern Gartenkunst vortreflich genuzt. Minder beschwerlich ist die Regelmäfsigkeit dieses Gartens einem, an moderne Gartenanlagen gewöhnten, Auge, weil der Raum sehr grofs ist, und man nicht bei jedem Schritte auf Eken und Winkel stöfst.

Wohl thut es freilich nicht, die schönsten Gebüsche so mit der Schere in Mauern beschnitten zu sehen; allein der Wanderer braucht doch nicht jeden Augenblik sich durch hervorragende Zweige zu drängen, hat auf der einen Seite des Ganges beständig Schatten, gewinnt manche liebliche Aussicht, und verliert die erfreuliche des blauen Himmels nicht. Der, einander durchkreuzenden, Schattengänge sind so viele, der heimlichen Pläzchen so manche, daſs auch der Garten gedrängt voll Menschen seyn kann, ohne daſs man dadurch in Verlegenheit käme, wenn man gern mit sich selbst, oder mit einem guten Freunde allein seyn möchte. Der Hügel und Thälchen, der dichten und dünnen Gebüsche sind nach den Abwechselungen der Baumarten so manche, daſs man sich seinen Lieblingsort immer nach Gefallen finden wird. Die hohen Pläze, besonders der sogenannte Casino cavaliere, eröfnen eine Menge

der schönsten Aussichten. Das Arnothal, mit seinen grossen und kleinen Städten, und mit seinen zahllosen Landhäusern wird hier aus mehreren, vortreflichen Standpunkten erblikt; die Stadt Florenz selbst zeigt sich von der gefälligsten Seite; der Pallast Pitti imponiert gewaltig, und läſst sich bald mehr, bald minder hinterm Gebüsche verstekt sehen. Der Kunstfreund findet unter den vielen, hier befindlichen, Statuen einige gute, und erkennt in den schlechtern den, ihm auch merkwürdigen, Verfall der Kunst. Es hat in neuern Zeiten nur eine Bildhauerschule gegeben, die Florentinische — ihre Gallerie ist ihm hier eröfnet; und wenn ihm manche schlechte Kopie miſsfällt, so erinnert sie ihn doch an das vortrefliche Urbild. Es wird ihm so doch ein mittelbarer Genuſs zu Theil.

Die alten Gartenkünstler suchten grossen Vorzug in abentheuerlichen Wasserkünsten. Alle Götter des Himmels muſsten sich auch

hier mit diesem Elemente befassen, und man sieht mehrere, gut gearbeitete, Gruppen der Art. Besonders merkwürdig ist die in einem runden Bassin des Gartens befindliche. Wir sagen nichts von ihrem Kunstwerth, möchten aber jedem Reisenden rathen, sie Sonntags Abends aufzusuchen. Das Gebüsche wolbt sich um das Wasser her rund zusammen, und die meisten Spaziergänger finden sich um die angegebene Zeit hier ein. So viele sich auch in den Garten vertheilen, so groſs ist das Gedränge doch oft; und da man sich um einen nicht sehr weiten Zirkel dreht, so hat man Bequemlichkeit genug, ein Gesicht, das einem aufgefallen ist, mehr als einmal zu betrachten.

Viele der hier befindlichen Statüen wurden in den lezten Zeiten verdorben. Durch solche Trümmer gewinnt aber manche Stelle etwas Romantisches, das ihr sonst gewiſs fehlte. Sie sind oft gerade in einem diken, wilden

Gebüsche, und man kann sich wohl auf Augenblike täuschen, dafs man sich auf einem, ehemals merkwürdigen, Grund befinde, über den die Zeit nach und nach ihr Recht geübt hat. Uns wenigstens erwekte diefs manches merkwürdige Spiel der Fantasie.

Dieser schöne Garten wurde 1550 von Kosmus I. angelegt. Mit eigener Liebe verschönerten die Mediceischen Fürsten ihn immer, und jeglicher legte die Probe seiner Lieblingsleidenschaft für Jagd, Fischerei und Gärtnerei in demselben nieder. Er wurde beinah immer als ein Eigenthum des Volks angesehn, und ihm nie der Zutritt in denselben verboten. Die Krankheit Ludwigs I. verschlofs ihn einige Zeit, weil die Zimmer des Königs auf diesen Garten stiessen, und er bei seinen Spaziergängen in demselben häufig von seiner Krankheit überfallen wurde. Seit dieser Zeit ist er nur des Sonntags für jedermann offen. Um ihn sonst zu besuchen,

bedarf es einer eigenen Eintrittskarte, welche aber dem Bittenden nicht leicht verweigert wird. Den Wagen aber ist der Zugang versperrt. Leute von gutem Ton besuchen ihn daher nur Vormittags, weil es eine Schande für sie seyn würde, Abends zu Fuſs auf einem öffentlichen Spaziergang gesehen zu werden.

Neben diesen, bis jezt genannten, öffentlichen Spaziergängen hat Florenz noch ausser seinen Mauern eine Menge der reizendsten Gänge. Wir sagen nichts von der ernsten Cypressen- und Steineichen-Allee, welche nach dem Lustsiz des Königs, Poggio imperiale, führt; nichts von einer Menge schöner Gartenanlagen, welche der Adel besizt; nichts von den unzähligen freundlichen Wegen durch das herrlich angebaute Land — wer Florenz selbst gesehen hat, dem haben wir ohnediefs schon zuviel gesagt; dem, der es noch sehen wird, möchten wir im Genuſs nicht vorgreifen, und die übrigen bitten wir,

die, blofs angezeigten, Grundlinien mit alle den schönsten Farben auszumahlen, welche ihnen nur immer ihre Erinnerungen an schöne Natur anbieten.

Wir haben schon bemerkt, dafs die Italiener gewöhnlich ihren Spaziergang des Abends geniessen, wenn die Sonne bereits hinter die Berge hinunter gesunken ist. Zu diesem Zwek dient ihnen daher jeder freie Plaz, der von den kühlen Abendwinden getroffen wird. In Florenz entscheidet die Mode beinahe unumschränkt über die Wahl desselben, und die vaterländischen Dichter haben manche schöne Schilderung von solchen Orten hinterlassen, für die sich gerade die Vorliebe ihrer Zeitgenossen erklärt hatte. Da es immer die vorzüglichsten Pläze der Stadt sind, so dürfen wir uns auch erlauben, etwas weitläuftiger in der Schilderung derselben zu seyn.

Die langen Strassen am Ufer des Arno

scheinen vom Ursprung an diese Bestimmung gehabt zu haben. Was ist aber auch lieblicher, als am Ufer eines geschwäzigen Flusses zu wandeln, wenn sich der Mond und alle Lichter des Himmels in seinen Wellen spiegeln? Hier ist der gröste freie Plaz, laufen alle Strassen der Stadt zusammen, öfnen sich bei dem Eintritt und Ausgang des Arno aus denselben gefällige Ansichten ins Freie. Wenn irgend ein leichtes Windchen die Gegend trift, so ist es hier fühlbar. Darum ist auch dieser Spaziergang dem Wechsel der Mode weniger unterworfen, als jeder andre; und wenn ihn nur die besuchen, deren Wohnungen sich zunächst an demselben befinden, so erhält er schon eine nicht gemeine Celebrität.

Am schönsten und prächtigsten fällt das Arno-Ufer zwischen den beiden Brüken di santa Trinità und alla Carraja in die Augen. Hier befinden sich beinahe nur in regel-

mäſsigen Linien gebaute Paläste. Der Spaziergang bildet auf den beiden Seiten des Flusses, und mit den zwei sie verbindenden Brüken, einen Zirkel. Die Brüke von santa Trinità, die wir bereits als die gefälligste genannt haben, beschreibt einen Bogen, dessen sanfte Wölbung der Fuſs des Wandlers selbst mit Wohlgefallen empfindet. Sie ist auf beiden Seiten den Wagen und Pferden mit Ketten verschlossen, und dieſs schon ein bedeutender Grund mehr, die Abendwandler anzuziehen. Die gefällige Regierung hat für bequeme Size auf den beiden Seiten der Brüke gesorgt. Alles dieses gab derselben einen so mächtigen Vorzug vor allen andern Orten der Art, daſs sich schon seit mehrern Jahren die schöne Welt des Abends hier ausschliessend versammelte. Der gute Humor der Florentiner äusserte sich oft in den muntersten Sprüngen, und alle Künste der gesellschaftlichen Freude fanden sich hier ein. Das

reiche Talent der Nation zum Improvisiren entwikelte sich auf die mannigfaltigste Weise, und nicht selten sammelte sich die ganze Gesellschaft um zwei Dichter, welche im Wechselgesang das Glük der Liebe und die Vorzüge ihrer Schönen priesen; oder um einen Sänger, der zur Guitarre die zärtlichsten Lieder absang. Bis tief in die Mitternacht hinein war man hier versammelt, und die gänzliche Sicherheit, welche in der Stadt herrscht, hinderte auch den entferntesten Bewohner derselben nicht, sich hier einzufinden.

Die nemliche Stelle behaupteten in frühern Zeiten die Marmorstufen des Domplazes. Ein sehr verdienstvoller Florentinischer Schriftsteller, Doni, verlegte hieher den Schauplaz seiner Gespräche, i marmi überschrieben. „In Neapel," sagte er in diesem Werk, „ist es Gewohnheit, des Abends spazieren zu reiten, um frische Luft zu schöpfen. In Rom

erholt man sich in den kühlen Rebengärten und an den reichen Fontänen. In Venedig fährt man in niedlichen Barken durch die Kanäle und in die Salzfluth hinaus, und Musik und Frauengesellschaft verschönern das Vergnügen. Aber der herrlichste Erfrischungsort, den ich kenne, ist der, den die Florentiner besizen, nemlich der Plaz zwischen dem Dom und dem Taufgebäude. Rings um den erstern herum sind breite Marmortreppen. Hier wehen immer frische, angenehme Winde, und schon die Marmorsteine selbst machen kühl. Hier finde ich die angenehmste Unterhaltung; denn die feinen, wizigen Florentiner haben immer etwas schönes zu sagen. Novellen, Spässe, Scherze, feine Streiche, die eine Frau der andern, oder einem Manne gespielt hat, machen hier den Gegenstand des freundlichsten und edelsten Gesprächs aus.» Und an einer andern Stelle sagte er von dem nemlichen Orte: « Seyd

versichert, ich werde jeden Abend auf den Marmors erscheinen. O welche herrliche Kühlung, welche erfrischenden Winde! Es giebt gewiſs in ganz Italien keinen angenehmern Lustort als diesen. Hieher kommen Musiker und Dichter; hier sprechen Narren und Weise; sagt man Scherze, erzählt man Novellen, bespottet einander, und erfährt aller Welt Neuigkeiten."

Ob dieser Ort nun gleich heutzutage viel von dieser seiner ehemaligen Celebrität verloren hat, so steht er doch immer noch in gutem Andenken bei jedem Florentiner. Auch würde er wohl noch eben so besucht seyn, als ehemals, wenn die Aerzte nicht das Sizen auf den kalten Steinen abgerathen hätten. Aber manche merkwürdige Stelle dieser Marmors ist nicht vergessen, und noch nach langer Zeit zeigt man einem den Sasso di Dante (den Stein des Dante).

Dieſs ist ein Stein, so wie jeder andre.

Aber er hat etwas Heiliges durch den grossen Mann erhalten, welcher sich immer darauf zu sezen pflegte. Von den Florentinern überhaupt ist Dante am meisten geschäzt, und jeglichem, vom Vornehmen bis zum Geringsten herab, ist alles wichtig, was diesen Patriarchen der italienischen Dichtkunst angeht. Unzählige kleine Geschichtchen sind noch von ihm im Munde des Volks, die sich blos durch Tradition erhalten haben, und so noch lange fortleben werden. Alle schildern ihn in den kleinsten Zügen als ein Muster von Tugend und Weisheit, und nach Homer ist wohl kein Dichter mehr einer Nation so Alles geworden, wie Dante der seinigen. Man erlaube uns ein kleines Geschichtchen der Art hier mitzutheilen, das uns auf seinem Stein erzählt wurde, und das wir, als warme Verehrer des Dichters, mit grossem Vergnügen in gleichzeitigen Schriftstellern bestätigt gefunden haben.

Dante, erzählt die Sage, pflegte jeden Abend auf diesem Stein zu sizen. Man war das auch so gewohnt, dafs er über denselben nach und nach eine Art von Eigenthumsrecht erhielt. Niemand fiel es ein, sich auf denselben zu sezen; oder, wer es that, stand auch sogleich auf, dem Dichter Plaz zu machen, wenn er kam. Hier safs er nun eines Abends vor Sonnenuntergang, als einer seiner Freunde eilends vorüberging. Gewohnt mit ihm zu scherzen, rief er Dante'n daher nur die Frage zu: welches ist das beste Getränk? — Das Ei, antwortete der Dichter. Ein Jahr nachher fand der Freund Dante'n wieder da sizen. Zufälligerweise kam ihm nun seine verjährte Frage in den Sinn, und er rief diesem zu: mit was? — Mit Salz, erwiederte der Dichter, sich eben so schnell seiner vor einem Jahr gegebenen Antwort besinnend.

Nur ein Schatten von seiner alten Celebrität

ist dem Plaz von Santa Croce übrig geblieben. Noch jezt sieht man an Sommerabenden auf den bequemen Bänken, mit welchen er eingefafst ist, die Anwohner desselben in langen Reihen sizen. Aber so häufig ist man in Italien genöthigt, in die Vergangenheit zurükzugehen, wenn man sich irgend eine merkwürdige Stelle recht lebhaft denken will. Wir wollen die Geister derer, die im hizigen Calciospiel ehemals oft hier ihren Tod fanden, nicht heraufrufen. Aber noch jezt weifs einem mancher alte Florentiner von der schönen Periode des Santa Croce-Plazes zu erzählen, wo sich Abends immer die ganze feine Welt der Stadt auf demselben einfand. Der Prior Morandi, der Hutmacher Ciottoli und der Stiker Amerighi traten da gewöhnlich mit einander in den poetischen Wettstreit. Mit dem Wort: Ecce! forderte der eine heraus. Cominci! (fang' an!) antwortete der andere, den Handschuh aufhe-

bend. Bis nach Mitternacht dauerte gewöhnlich der Wechselgesang.

Auch scheint die Form des Plazes ihn ganz für dergleichen Belustigungen zu eignen. Beinahe ein regelmäfsiges Vierek laufen in denselben mehrere Strassen zusammen. Er ist mit ansehnlichen Gebäuden umgeben, und würde, wenn die Façade der Kirche von Santa Croce geendigt wäre, eine sehr grosse Ansicht gewähren. Noch regelmäfsiger ist ein innerer Kreis des Plazes, welchen Leopold mit bequemen steinernen Sizen umgeben liefs, die jezt nur noch sparsam besezt werden.

Ehemals wurde hier das Calciospiel gespielt, wofür die alten Florentiner leidenschaftlich eingenommen waren. Der unbändige Geist des Volks zeigte sich bei einer sehr gefährlichen Gelegenheit einst auf eine höchst kühne Weise. Während die Stadt von aussen fürchterlich bedrängt wurde, spielte der Kern der Jugend hier das Calciospiel mit ausser-

ordentlichem Pompe, und um die Feinde zu hohneken, wurden die Musikanten auf die Musikanten auf die Spize der Kirche von Santa Croce gestellt, wo sie von ihnen gesehen und gehört werden konnten.

Der gewöhnliche Vormittagsspaziergang ist im Winter die Uferstrasse des Arno; im Sommer sind es die Säulenhallen des Palastes der Uffícj. Um 12 Uhr ist die Messe der schönen Welt vorbei; und besonders Sonntags wird die Zeit bis zum Mittagessen zu einem Spaziergang benuzt. Die Damen haben dabei die Freiheit, ohne Begleiter zu gehen, und man kann sich leicht denken, dafs diese Spaziergänge nicht selten zur Anspinnung neuer Verhältnisse benuzt werden. Unter den Uffícj ist bei dieser Gelegenheit das Gedränge so grofs, dafs man nicht selten Mühe hat, durchzukommen. Zur Zeit des Karnevals besonders sammeln sich hier alle Masken.

Ausser diesen öffentlichen Orten, an denen sich die Volksmenge einfindet, fehlt es dann nicht an andern, wo der Zutritt schwerer ist. Der Adel und die erste Bürgerschaft haben ihre eigenen Kasino's, die wir in der Folge karakterisiren werden. Ausser diesen sind sechs Theater in der Stadt, welche zu Zeiten alle geöfnet, und alle gedrängt voll Menschen sind. Das Theater della Pergola ausgenommen, sind aber die meisten derselben klein, und es begreift sich so leicht, wie für eine Menschenmenge von nicht einmal 100,000 Seelen so viele Schauspiele nicht überflüssig sind.

Wie überhaupt jede italienische Stadt eins oder mehrere jährliche Volksfeste feiert, so ist Florenz besonders reich an denselben. Die Wagenrennen am Johannistage, die Wettläufe der Pferde um dieselbe Zeit und dergleichen andre mehr, die schon öfters beschrieben wurden, sind für den Fremden

unterhaltend an sich und belehrend in nicht minderm Grade, weil er an denselben beinahe die ganze Volksmenge der Stadt beisammen erbliken kann. Wir heben hier nur eines derselben deswegen aus, weil es minder bekannt ist, und durch das Eigene, was es hat, unsern Lesern eben so willkommen seyn wird, als es uns war, da wir den Herbst 1803 es mit ansahen.

Es heifst la festa delle fierucolone. Dieser Name kommt von fiera (der Jahrmarkt) her. Die satyrische Bildung des Worts für die denselben besuchenden Weiber erklärt sich leicht aus den Endsylben desselben.

Den siebenten September, den Vorabend vor dem Geburtstag der heiligen Jungfrau, ist auf dem Plaze vor der Kirche dell' Aununziata ein kleiner Jahrmarkt. Die Bauerweiber aus dem nahe liegenden Gebirge von Fiesole und Pistoja finden sich mit ihrer Leinwand hier ein, denn der häufige Besuch

der Kirche an diesem Tage scheint ihnen einen guten Markt an diesem Tage zu versprechen. Sie sollen sonst auch Hymnen zum Lobe der heiligen Jungfrau in ihrem bäurischen Dialekt abgesungen haben. Wir hörten aber nichts davon.

Ueberhaupt hat dieser Jahrmarkt gar nichts Auszeichnendes. Nur fallen unter den Verkaufstischen diejenigen auf, welche mit lauter irdenen Pfeifen beladen sind, denen man verschiedene fantastische Formen gegeben hat. Jedermann, der herkommt, versieht sich mit einer oder mehrern derselben für den Abend des Tags.

Vor Sonnenuntergang ist in der Strasse, die von dem Domplaz gerade nach der Kirche dell' Annunziata hinführt, ein kleiner Corso. Das Gedränge ist hier beschwerlich grofs, denn die Strasse ist zu enge für zwei Reihen Wagen, und eine Menge von Tischen, welche auf den Seiten derselben stehen. Mit Son-

nenuntergang müssen sie sich aber alle entfernen; denn alsdann ist der Zutritt nur den Fuſsgängern verstattet.

Schon sieht man die Jungen munter hin und her laufen. Alle haben kleine irdene Pfeifen im Munde, mit denen sie durchdringende Töne hervorbringen.

So wie es dunkeler wird, werden diese Töne häufiger. Die ganze Strasse füllt sich nach und nach mit Menschen an, deren jeder seine Pfeife im Munde oder in der Tasche hat. Es ist ein so durchdringendes Pfeifen, daſs man sein eignes Wort nicht mehr davor hört, und taub zu werden fürchten muſs. Wir haben es als als ein bewährtes Mittel rühmen gehört, und als solches auch gefunden, selbst mitzupfeifen. Wirklich liessen sich auch dann nur diese durchdringenden Töne aushalten.

So wie man im Karneval in Rom dem besten Freunde am liebsten sein Licht ausbläs't,

so pfeift man ihm hier desto stärker in die Ohren. Das schönste Frauenzimmer, welches sich hieher wagt, wird auch sicher am meisten ausgepfiffen. Denn in diesem kleinen Karneval ist dem Muthwillen so viele Freiheit gestattet, daſs man ihm nichts übel nehmen darf, so lange er nur in der Regel des Tages bleibt.

Ehemals gehörte es noch dazu, daſs jeder ein Licht trug. Man durfte sich also der Thorheit nicht schämen. Heutzutage ist noch ein Ueberrest davon in den Papierlampen übrig geblieben, welche das gemeine Volk auf hohen Stangen durch die Strassen trägt. Je höher sie ist, je mehr Lampen sie hat, desto stolzer ist der, so sie trägt, desto bewunderter ist er von der Menge. Sie sezten sogar einen ganzen Popanz von Lampen zusammen, an welchem sie grosse Freude hatten.

Alle Feste, so sonderbar sie auch seyn mögen, haben Sinn und Bedeutung. Nur der

Geist der alten Zeit ist uns häufig fremd geworden. Man weifs, welche schöne Bedeutung dem Fakelfest in Athen gegeben wurde. Jeder machte mit seiner Fakel in der Hand einen gewissen Weg. War er am Ziel, so gab er sie einem andern, um ein Gleiches zu thun. Man sah das als ein fröhliches Bild des Menschenlebens an *).

Einen so hohen Sinn hat dieses Fest nicht. Es ist ein altes Denkmal der Zeiten, wo nur der Stadtbewohner Bürger hiefs. Die Florentiner, welche frühzeitig eine hohe Stufe von Kultur und Luxus erreichten, fanden ihre Nachbaren ausserordentlich lächerlich, wenn sie auf den Jahrmarkt kamen. Der, den Florentinern eigene, Geist der Satyre forderte sie zum Spott auf. Einer ihrer burlesken Dichter beschreibt die Bauerweiber so:

*) *Et quasi cursores vitae lampada tradunt.*
Lucret. II. 78.

Die Wangen scheinen zween gekochte Zwiebel,
Die Lippen gleichen einem Festungswalle,
Wie Esel traben sie einher, so übel,
Wie's um sie duftet, riecht's im Schweinestalle.

Ihr müfstet wahrlich euch zu Tode lachen,
Wenn sie des Morgens zur Frühmesse gehen;
Der Männer Unterhosen würdet ihr da sehen
Zum Kopfpuz sich die dummen Weiber machen.

Heutzutage ist diese karikirte Schilderung nicht mehr wahr. Die blühenden toskanischen Landmädchen dürfen sich kek neben die bleichen Florentinerinnen stellen, und man hat mehr als ein Beispiel gesehen, dafs gute und schlechte Dichter gerade das Gegentheil zu ihrem Lob gesungen haben.

III.

Die Hauptzüge im Karakter der Florentiner möchten wir in solche abtheilen, welche

sich aus der vergangenen Zeit noch wirklich erhalten, und in solche, die sich erst späterhin gebildet haben. Wir müssen dabei auf die Geschichte des Volks hinweisen; müssen oft aus dieser die treffendsten Züge entlehnen. Denn der Karakter der italienischen Nation, so wie der meisten Völker Europa's, hat durch die lange Ruhe und die festen Formen der bürgerlichen Verhältnisse eine gewisse Flachheit erhalten, welche zwar immer noch die alten Umrisse erkennen läſst, wenn gleich das Ganze glätter und ekenloser geworden ist.

Sonderbar ist es, daſs sich, troz den so sehr veränderten Verhältnissen des florentinischen Staats, doch keiner der alten Karakterzüge gänzlich verlöscht hat. Lesen wir die einzelnen Striche zur Zeichnung desselben aus den ersten Zeiten der Medici in Ein Bild zusammen, so ist es heutzutage noch kenntlich. Wenn es uns gelingen würde, das Porträt der jezigen Florentiner richtig zu

zeichnen, so würde es dem ihrer Voreltern gerade so gleichen, wie das Bild eines Greises seinem in der schönsten Mannskraft dargestellten Porträt.

Was Florenz in den frühern Zeiten zu einer so bedeutenden Macht erhoben hat, war der Kunstfleifs und der Handel seiner Bewohner. An allen Küsten unsrer Halbkugel waren florentinische Handelshäuser errichtet. Nur von Wollenarbeiten lebten im vierzehnten Jahrhundert zu Florenz gegen dreissig tausend Menschen, welche jedes Jahr für etwa sechs Millionen Gulden Waaren verfertigten. Dieser einzige Zug ist hinlänglich, den Umfang ihrer Industrie zu bezeichnen.

Man weifs, dafs Sparsamkeit die erste Tugend des Kaufmanns ist. Ohne sie wird auch nie ein Volk zu einem bedeutenden Handel sich erheben. Sie ist mit dem Fleisse so verwandt, dafs sich beide kaum getrennt von

einander finden. Nur durch sie sammelten die Florentiner jene ungeheuren Reichthümer, welche weder die zahllosen bürgerlichen Unruhen, noch die Prachtliebe ihrer Fürsten, noch die Wechsel der Regierungen und die Unglüksfälle der neuern Zeiten ganz zu erschöpfen vermocht haben.

Wucher mit baarem Gelde war es hauptsächlich, womit sich die Häuser der Bardi, Peruzzi und andrer Florentiner im vierzehnten Jahrhundert bereicherten. Aus ihren Kassen wurden die meisten Kriege im Norden von Europa geführt. Fürsten bewarben sich daher um ihre Freundschaft, und pflegten sie sorgsam, wenn sie gewonnen war. Man kann sich denken, wie weit die Betriebsamkeit dieses Volks ging, wenn man weifs, dafs in Florenz ums Jahr 1420 ein Gesez gegeben wurde, welches mehr als fünf und zwanzig Procent jährlich von geliehenem Gelde zu nehmen verbot. Nicht die Seltenheit des

Geldes, sondern der ausschweifende Wucher, welcher damit getrieben wurde, war der Grund dieses Gesezes gewesen.

Mit den Tugenden des Fleisses und der Sparsamkeit steht eine andre, noch weit liebenswürdigere, in unzertrennlicher Verbindung, nemlich die Reinlichkeit. Ohne den Geist der Ordnung ist sie nicht denkbar; aber, wo sie fehlt, kann auch er nicht bestehn. Bei einem reichen Volke ist der Schritt von der Reinlichkeit, über die Eleganz hin, zur Prachtliebe leicht genug. In einer Menge kostbarer, vortreflicher, öffentlicher Anstalten, prachtvoller Denkmale der Baukunst und der, ihr verwandten, schönen Künste, begann sie sich in dem florentinischen Staate auszuprägen. Als die Sitten verdorbener waren, begnügte sich der Bürger nicht mehr mit der Ehre seines Staats. In theuern Stoffen und kostbarem Geschmeide äusserte sich der Luxus seiner Bürger, wel-

chen wiederholte Aufwandsgeseze vergebens einzuschränken suchten.

Ihre grosse Wohlhabenheit machte sie zu Freunden der Freude und der Belustigungen. Unter die frühsten Schaubühnen gehört die Florentinische. Etwas später macht die Pracht derselben in der Geschichte der Schauspielkunst Epoche. In Florenz wurde das musikalische Drama erfunden. Der Geist der Lnstigkeit, welcher sich in den zahllosen Novellen dieses Volks zeigt, brachte mehrere komische Dichtungsarten hervor. Die Karnevalsbelustigungen der vergangenen Zeit, welche bis zur Ausschweifung getrieben wurdon, und andre, ihm eigenthümliche, Spiele sind durch ihn erzeugt worden. Ihm verdankt Florenz die vielen prächtigen Feste, welche es vor allen andern Städten Italiens voraus hat.

Die Freuden des Gesangs, so wie die der gesellschaftlichen Lust, waren nirgends so munter zu Hause, als in Florenz. Schwärme

von Sängern durchstreiften die Strassen bis spät an den hellen Morgen. Für alle gesellschaftlichen Freuden hatten sie bestimmte Lieder. Selbst die im Arno Badenden sangen ihre eigenen Gesänge. Es ist für uns nicht unbedeutend, was die Geschichte von Kosmus I. anmerkt, dafs er dieses Vergnügen immer mit den übrigen Florentinern genossen, und, als Schwimmer berühmt, die schönsten Badelieder zu singen gewufst habe.

Lustigkeit, mit Wiz und Scharfsinn verbunden, erzeugt jene lachende Satyre, welche um so vieles gefälliger ist, als ihre Stiefschwester, die Tochter der bittern Laune. Von den frühsten Zeiten an macht sie einen Hauptzug im Karakter der Florentiner aus, den so manches Werk ihrer Dichtkunst bezeugt. Die florentinischen Sprüchwörter sind die reichsten und treffendsten. Lorenzo Lippi's burleskes Gedicht: il Malmantile, stellt den ganzen Reichthum derselben aufs gefäl-

ligste dar. Die florentinische Sprache eignet sich überhaupt am gewandtesten für komische Darstellungen, so wie die Geberdensprache des Volks die ausdruksvollste für die Satyre ist.

Im geradesten Widerspruche mit dem Geist der Lustigkeit scheint die, von den ältesten Schriftstellern schon bemerkte, Religiosität der Florentiner zu stehn. Abergläubisch nennt sie Firenzuola, und die, so die Sache immer am weitesten getrieben haben. Aber, wenn der erste Zug in ihrem Karakter wahr ist, so wird auch der zweite treffend genug durch die Kirchengeschichte bewiesen, welche ihnen, ausser dem Ursprung der Inquisition, noch die Erfindung der Kasteiungen vorwirft. Es wäre in dieser Hinsicht sehr merkwürdig, die Toskaner der mittlern Zeit mit ihren Ureltern, den alten Etruskern, zu vergleichen. Unter andern Aehnlichkeiten waren diese die Erfinder der blutigen Religionsspiele; und zwischen alt-etrurischen

und neu-toskanischer Kunst liesse sich wohl eine, eben so treffende, Parallele ziehn.

Zu so vielen Zügen, welche die Florentiner mit den alten Athenern gemein haben, rechnen wir noch den Geist der Neugierde, der Zwietracht, und der Undankbarkeit gegen ihre verdientesten Männer.

Die erste, die Neugierde, gestehen ihre eigenen Schriftsteller mit Lachen zu. Sie heben zur Bestätigung davon manche spafshafte Geschichte aus den frühsten Novellen-Erzählern aus. Eine davon, welche beinahe die gefährlichsten Folgen für die Ruhe des Staats gehabt hätte, erzählen wir hier zur Belustigung unsrer Leser dem Novellenschreiber, Sacchetti, nach.

Ein Florentiner wollte ein wildes Pferd besteigen. Es rifs aus, und sprang in der ganzen Stadt umher. Niemand hielt es, denn jedermann sah nur auf seinen Besizer, der ausser Athem hinter ihm herlief, und immer,

heiliger Georg! heiliger Georg! rief. Die Neugierde, was dem Manne sey, zog bald einen grossen Menschenhaufen hinter ihm her, welcher sich, den Alpenlavinen gleich, je weiter er kam, vergrösserte. Niemand kannte den Grund. Jeder fragte den andern was es sey? Keiner wufste zu antworten; und da bürgerliche Unruhen damals so etwas gewöhnliches waren, so fiel man natürlich zunächst. auf diese Erklärung. Die Handwerker schlossen ihre Buden; die ruhigen Bürger eilten in ihre Häuser; wer sich in Staatssachen mischte, bewafnete sich zum Angriff, oder zur Vertheidigung. Der Lärm wurde so grofs, dafs die Regierung die Truppen unter das Gewehr treten liefs, bis sich die bange Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, endlich in ein allgemeines, unmäfsiges Gelächter auflöste, als man die Ursache des Lärmens erfahren hatte.

Sehr oft wurde der Staat von Florenz

durch die Uneinigkeit seiner Bürger dem Verderben nahe gebracht. Kein Volk hat vielleicht jemals so lange und so heftig zwischen den verschiedenen Regierungsformen geschwankt; keines durchlief auch alle möglichen Klassen derselben, als dieses *). So alt das Ansehn der Medici, so entschieden ihre Verdienste waren, so oft litten sie doch durch den unruhigen Geist des Volks. Nur spät gelang es ihnen, die verschiednen Partheien unter Ein Joch zu beugen. Aber früher schon gestanden die besten florentinischen Schriftsteller diesen Fehler ihres Volks ein, und er wird aufs lächerlichste durch jenen Zug ihrer alten Geschichte dargestellt, wo

*) Varchi sagt: „Die florentinische Geschichte stellt ein Beispiel von allen möglichen Veränderungen und Zufällen dar, welche bei einem eben so ehrgeizigen und schlauen, als geizigen, und einem eben so reichen, als edlen und industriösen Volke nur immer eintreffen können."

sie sich einmal über die Wahl ihres Gonfaloniere (der höchsten obrigkeitlichen Person) nicht vereinigen konnten, und, um doch zur Ruhe zu kommen, den Erlöser, Christus selbst, zu dieser Würde erwählten. Aber auch mit diesem Gonfaloniere, merkt Varchi an, waren sie nicht zufrieden.

Die Undankbarkeit der Florentiner gegen ihre verdientesten Männer ist ein, eben so richtig in ihrer Geschichte gegründeter, Karakterzug. Ausser der Verbannung mehrerer ihrer verdientesten Staatsmänner, haben sie sich Dante's und Petrarka's Exile vorzuwerfen, durch die ihnen der Ruhm, diese zwei Erzväter der italienischen Literatur hervorgebracht zu haben, so bedeutend geschmälert wird. Dieser und noch andere Züge möchten die treffendste Parallele zwischen Athen und Florenz, beide Staaten in der Zeit ihrer blühendsten Grösse genommen, weiter bestätigen.

Sonst hat man ihnen auch noch eine entschiedene Neigung zur Trunkenheit nachgesagt, die sich wirklich durch die vielen Weinhäuser, welche ehemals in Florenz waren, bestätigt. Der vortreffliche Wein, den ihr Boden hervorbringt, war wenigstens verführerisch genug, und die alte Sitte, welche es selbst für die ersten Männer des Staats nicht unwürdig hielt, sich in einer Schenke um ein gutes Glas Wein zu versammeln, erkennt sich in so vielen Novellen des Sacchetti und in dem Gedichte des prachtliebenden Lorenzo, worin er die besuchtesten Weinschenken, und die berühmtesten Trinker seiner Zeit verewigte.

In Rüksicht auf Geistesgaben ist es aber ausgemacht, dafs sie eins der feinsten Völker Italiens sind. Die italienische Literaturgeschichte ist beinahe nur die florentinische; die Geschichte Italiens ist immer auf das

engste mit der von Florenz verwebt. Zwar sagt Dante:

Vecchia fama nel mondo gli chiama orbi *).
Inf. 15. 67.

Aber was Boccaccio von den Toskanern überhaupt rühmt, paſst weit besser auf sie: Chi ha far con Tosco, non vuol esser losco. Ausser ihrer Geschiklichkeit im Handel war in alten Zeiten ihre Brauchbarkeit in politischen Negociationen besonders bekannt, und es ist sehr merkwürdig, daſs, lange vor Macchiavelli, im Jahr 1300, am Hofe Pabst Bonifacius VIII. zwölf Florentiner als Gesandten verschiedener auswärtiger Staaten angestellt waren.

*) Eine alte Sage in der Welt nennt sie blind. — Und das andre (aus Boccaccio's Decam. Giorn. 8. Nov. 10.): Wer mit einem Toskaner zu thun hat, muſs den Kopf auf dem rechten Flek sizend haben.

Diese, aus den schönsten Zeiten des florentinischen Volks ausgehobenen, Züge erkennen sich noch meistentheils alle in dem heutigen Karakter desselben. Andre, bei denen diefs nicht der Fall seyn möchte, sind in veränderten Modifikationen noch vorhanden, weil sie sich wegen der, überhaupt veränderten, Verhältnisse in ihrer ersten Gestalt nicht mehr zeigen können. Wir wollen sie verfolgen, wo sie zu finden sind.

Der, schon in den ältesten Zeiten gerühmte, Fleifs der Florentiner hat sich, zu ihrer Ehre sey es gesagt, nicht verloren. Er unterscheidet sie rühmlich genug von ihren Nachbarn den Römern, und selbst von ihren nächsten Verwandten, den Bewohnern der übrigen toskanischen Städte. Wo man durch die Strassen von Florenz geht, ist Alles in der lebhaftesten Thätigkeit. Der frühste Morgen findet die Arbeiter an ihrem Geschäfte; der heisse Sommermittag scheucht sie nicht, wie

in manchen andern Gegenden Italiens, von der Arbeit hinweg; der späte Abend erst erlaubt ihnen Stillstand und Ruhe. In keiner Stadt dieses Landes ist daher der Kunstfleifs noch so grofs, wie in Florenz, und wenn er, in Vergleichung mit den ältern Zeiten, in seinem Umfang abgenommen hat, so ist der Grund davon nicht in einer Umänderung des Volks, sondern einzig und allein in den anders gestalteten Verhältnissen der Nationen überhaupt zu suchen. Noch heutzutage sind den Florentinern einige Industriezweige ausschliessend eigen; in andern übertreffen sie wirklich mehrere der arbeitsamsten und gewerbreichsten Völker; sie sind wohl die Einzigen in ganz Italien, in welchen man das Ringen des Kunstfleisses mit dem Norden bemerken kann. Mit Vergnügen sieht es besonders der Fremde, dafs die Armen den Unrath der Strassen fleissig zusammen kehren, um das Land damit zu düngen.

Wenn man die andern Italiener hört, so ist die ehemalige Sparsamkeit der Florentiner heutzutage in Knikerei ausgeartet. Sie sagen ihnen manche Geschichtchen nach, welche dieses bezeugen sollen. Besonders haben sich die Genueser, welche ungefähr in gleichem Rufe stehn, angestrengt, denselben diesen Fleken aufzuhängen. Ein Florentiner, erzählen sie, ward einst nach Genua geschikt, um die Sparsamkeit bei einem berüchtigten Geizhalse daselbst zu erlernen. Als es Abend war, zündete der Genueser kein Licht an, um seinem Schüler die erste Lehre in der, von ihm zu erlernenden, Kunst beizubringen. Aber der Schüler übersah seinen Lehrer schon weit, wie er bald bemerkte. Denn als dieser den Florentiner fragte, was er im Dunkeln treibe, so gab er zur Antwort: ich size auf dem Boden, und ziehe die Hosen aus, um weder diese, noch die Stühle abzunuzen.

Vielleicht äussert sich die Sparsamkeit der Florentiner auch darin, dafs sich, troz der mancherlei deutschen und englischen Sitten, welche sie angenommen haben, doch die Gewohnheit, in keiner ihrer Gesellschaften Erfrischungen zu geben, bei ihnen erhalten hat. Ueberhaupt aber sind sie in ihrer Lebensart höchst mäfsig, und nirgends kennt man wohl die Ausschweifungen der Tafel so wenig, wie in dieser Stadt. So gesellig und gastfreundschaftlich sie scheinen, so darf man doch nicht leicht darauf rechnen, von ihnen zu Tische geladen zu werden. Der Florentiner, sagt man im übrigen Toskana, begleitet seinen Gast bis an die Hausthüre, und ruft ihm, wenn er sich schon zehn Schritte von derselben entfernt hat, nach: ob er nicht bei ihm zu Tische bleiben wolle? Er verzehrt seine guten Bissen allein, wenn er welche hat, und man kann wohl nicht höher in seiner Gunst stehen, als wenn man

von ihm auf ein Gerichte **granelli** (Hammelshoden) eingeladen wird.

In ältern Zeiten indefs mögen die Florentiner das Lob der Mäfsigkeit eben so wenig, als den Vorwurf der Knikerei verdient haben. Ihre Geseze enthielten manche Verordnungen gegen die Schwelgereien der Tafel, und der getreuste Sittenmaler seiner Zeit, Sacchetti, wirft in einer seiner Novellen (der 154sten) den Genuesern, seine Nation rühmend, vor: dafs man auf den Hochzeiten in Genua, die drei, vier Tage hindurch, welche man tanze und singe, den Gästen auch kein Glas Wein, kein Stükchen Kuchen anbiete. Denn, sezt er hinzu, sie vertheidigen sich mit der Ausflucht: man würde so nur den Gästen zu verstehen geben, dafs man ihrer müde sey.

Durch Wucher freilich können sie sich heutzutage nicht mehr auszeichnen; das Geld ist bei ihnen nach und nach ziemlich selten geworden, und hat sich mehr nach Livorno

hingezogen. Indefs blikt dieser alte Karakterzug doch noch manchmal aus dem hagern Gesicht eines Mäklers oder eines Kaufmanns hervor, und wir wissen, dafs man vielleicht in keiner Stadt von Italien, ausser Genua, so viel und so ergiebig wuchert, als in Florenz.

Aber wie gerne rühmen wir die Tugend der Reinlichkeit an diesem Volke! Sie spricht sich schon so gefällig in den reinlichen Strassen, so liebenswürdig in der ganzen Haushaltung desselben aus. Nirgends sind so viele Anstalten in Italien für die Beförderung dieser Tugend getroffen; nirgends kommt ihnen auch der Geist des Volks so bedeutend zu Hülfe, wie hier. Und an sie schlofs sich dann eine, dieser Stadt ganz eigene, Eleganz an, welche sich in den Kleidungen der Bewohner, so wie in ihren Equipagen, ihren Geräthschaften und Zimmerverzierungen zeigt. Wohl mögen die Verschwendungen der Engländer, welche für diese Stadt eine besondere

Vorliebe haben, die Ursache seyn, dafs sich bei den Reichen die angestammte Liebe zur Eleganz, wie es bei solchen Tugenden so leicht der Fall ist, in das, an sie angrenzende Laster des Luxus verirrt hat, denn dieser hat, ausser Mailand, in ganz Italien wohl hier die höchste Stufe erreicht. Man findet viele Wohnungen im englischen Geschmake eingerichtet, und in Wagen und Pferden ist ohnedies dieser der herrschende. Dadurch hat sich aber auch der gröste Theil des florentinischen Adels so tief in Schulden hineingestürzt, dafs die ältesten Geschlechter nach und nach darüber zu Grunde gehen müssen. Die Menge von Equipagen steht mit der Grösse und dem Reichthum der Stadt nicht im richtigsten Verhältnifs, und an den sogenannten Galatagen findet man darin eine Verschwendung, welche sich kaum mit der sonstigen Sparsamkeit des Volks vereinigen läfst.

Eine andere Verirrung der Eleganz, welche in der Lebensart der Florentiner ersichtlich ist, besteht in den beschwerlichen Gehegen, womit man die Umgangsverhältnisse eingeengt hat. Es wird zwar kaum eine Stadt geben, wo sich die Stände in Erziehung und überhaupt in Geistesbildung so wenig von einander unterscheiden, wie hier; aber der Eintritt in ihre, besonders öffentlichen, Gesellschaften, die beiden Kasino's, des Adels und der Bürgerlichen, ist mit höchst lächerlichen Umständlichkeiten verknüpft. Stiefel und lange Hosen, runde Hüte, kurze Haare und Ueberröke sind schwere Verbrechen in denselben, und man ist in Gefahr, an der Thür abgewiesen zu werden, wenn man nicht an dem Orte, wo man sich doch zur gemeinschaftlichen Erholung versammelt, im hochzeitlichen Kleide erscheint. Der Fremde ist diesem Zwange weniger unterworfen, als der Einheimische; aber er macht doch an den

Galatagen, wo jeder Florentiner, der sich etwas fühlt, im höchsten Glanz, meist schwarz, und mit dem Degen an der Seite, kaum anders, als im Wagen erscheint, eine sehr auffallende Figur. Es ist nicht ohne Bedeutung hier, daſs in Florenz seit mehreren Jahren das gelesenste Modejournal erscheint; denn, nach der geringen Ausbreitung des italienischen Buchhandels, kann dasselbe wohl nur auf den toskanischen Staat berechnet seyn.

Seit sich der alte Reichthum des Volks verloren hat, zeigt sich auch der Geist der Lustigkeit nicht mehr so stark, wie wir es von den ältern Zeiten bemerkt haben. Aber die Gabe der Satyre haben sie, wie die Römer, doch immer noch im allerhöchsten Grade. In manchem beissenden Pasquill hat sich in den lezten Jahren der Unmuth über das Elend des Landes und die Gesinnung der Partheien ausgelassen, und die so schnell wechselnden Staatsverfassungen wurden in

manchem giftigen Epigramm, in mancher treffenden Satyre verewigt, welche erst dann bekannt werden mögen, wenn die Erinnerungen an die Zeit, welche sie gebahr, sammt den handelnden Personen, die sie bewegten, mehr in den Hintergrund der Vergangenheit zurükgetreten seyn werden.

Der Geist der Zwietracht und die Undankbarkeit gegen das Verdienst können heutzutage natürlich nicht mehr sichtbar werden, da beide, als Karakterzüge eines Volks, sich nur in den Zeiten der Volksregierung und einer schwankenden Staatsform äussern dürfen. Auch berechtigt uns die kurze Dauer der neusten toskanischen Republik nicht zu Schlüssen über diesen Punkt. Denn, wo auch ein Volk auf einmal zur Theilnahme an der Regierung zugelassen wird, bilden sich Partheien und Zwistigkeiten. Eben so wüſsten wir den oben angeführten Zug der Neugierde blos noch in dem lächerlichen Interesse

zu erkennen, mit welchem der Italiener überhaupt sich um die nähern Umstände eines jeden bekümmert, mit dem er in eine engere Verbindung kommt.

Schwer würde es seyn, den oben angeführten alten Zug der Religiosität noch an den heutigen Florentinern zu finden, obgleich zuverlässig ist, daſs mehr Religion in Florenz, als in Rom ist. Nur das haben wir bemerkt, daſs, bei aller Freiheit des Gesprächs über Religionssachen, demungeachtet die öffentliche Meinung demjenigen sehr entgegen ist, welcher auch in der Nicht-Beobachtung der äusserlichen Gebräuche seine Denkungsart hierüber darstellen wollte.

Lafontaine hat in seinem Florentin das karikirteste Bild eines Eifersüchtigen aufgestellt, aber wohl ohne gegründete Hinsicht auf den Karakter des Volks. Gegenwärtig wenigstens haben die Umgangsverhältnisse desselben eine Freiheit erhalten, welche den

Eifersüchtigen zum Gelächter der Gesellschaft macht. Dante's Lob: *Firenze sobria e pudica*, Parad. 15. (Florenz, die nüchterne und keusche) ist, wie so manche alte Bürgertugend, nach und nach dahin geschwunden; denn sonst müſste man den Florentinern nicht jene unnatürliche Ausschweifung nachsagen, die sie mit den alten Athenern gemein haben, und welche die englische Gesezgebung mit lobenswürdigem Eifer „das abscheuliche, verfluchte Verbrechen nennt, das unter Christen gar nicht ausgesprochen werden kann."

IV.

So schwer es ist, vernünftig wohlthätig zu seyn, so gefährlich ist es auch für den Staat, wenn das Mitleid der Einzelnen in das Geschäfte der Nationalwohlthätigkeit eingreift. Diese unterhält und befördert den Müssiggang nicht, wie jenes. Ihre Sorge ist, jede geschwächte Kraft wieder empor zu

richten, jedem Grade von Wirksamkeit sein Ziel anzuweisen, und der hülflosen Jugend, dem reuevollen Vergehen, und dem schwachen Alter eine Zuflucht zu eröfnen. Kranken-, Erziehungs- und Invalidenhäuser sind meist durch das Zusammenwirken mitleidiger Seelen unter dem Schuze der Regierungen entstanden, und es gab eine Zeit, wo es nahe dabei war, dafs sich die frommen Stiftungen in den ganzen Westen von Europa theilten. Es war die Periode, in welcher die ganze Christenheit aus Pilgern, Kranken und Krankenwärtern zu bestehen schien; indem die Sehnsucht nach dem heiligen Lande den Werth alles dessen vernichtete, was nicht in seinen Grenzen lag. So wie man nur stritt, um ein Grab zu erobern, so lebte man nur, um sein Grab zu finden, und den meisten Nationen von Europa schien der Himmel so nahe gerükt, dafs sich aller Blike in seinen Reizen verlieren konnten.

Dergleichen Perioden finden sich nicht häufig in der Geschichte. Aber ihre Folgen sind nicht zu berechnen, indem ein so gewaltiges Aufregen der Fantasie ganzer Völker mit wunderbarer Kraft auf ihre Geister überhaupt einwirkt. Es scheint alsdann jener sonderbaren Metamorphose ähnlich, welche manchmal ein heftiges Fieber, oder ein gefährlicher Kopfsturz in den Verstandeskräften eines Menschen hervorbringen.

Was jene fromme Verachtung des, bis daher geschäzten, Besizes für fromme Anstalten gewirkt hat, ist all bekannt. Manche Länder haben deren nur zu viele erhalten. Ihre Einrichtungen und Zweke sind veraltet, und die, sonst so preiswürdige, Ehrfurcht vor dem Willen edler Verstorbenen wird sogar in sehr frivolen Zeiten noch manchmal dem Staate schädlich. In Italien überhaupt ist diefs in hohem Grade der Fall; aber neben so vielen unnüzen, nur Müssiggang und

lasterhaften Schmuz befördernden, Anstalten, findet man auch andre, welche der humanste und weiseste Geist der Wohlthätigkeit erzeugt hat, und die in neuern Zeiten, in andern Ländern vielleicht nur nachgeahmt, doch als Erfindungen bewundert worden sind.

Die Stadt Florenz besizt hierin ganz einzige Vorzüge, und es lag besonders im Geiste der Mediceischen Regierungen, neben dem Glanze öffentlicher Gebäude, im Geiste der Alten, alles Mögliche für die Bequemlichkeit des Volks überhaupt und die Versorgung des dürftigen Theils desselben zu thun. Das schöne Hospital von Sta. Maria nuova rühmte sich in ältern Zeiten jährlich unter hundert seiner Glieder nur vier Todte zu haben, da es sich heutzutage wie 5 4/5 zu 100 verhält. Sein Kredit war einige Zeit lang so groſs, daſs man, wie Varchi erzählt, einmal fürchtete, es möchte nach und nach alle Grundbesizungen von Florenz an sich ziehen, indem

die Schenkungen und Vermächtnisse an diese Anstalt zu jener Besorgnifs berechtigten. Das Irrenhospital hat eine, im ganzen übrigen Italien seltene, Reinlichkeit und Zwekmäfsigkeit, und andre, ähnliche Anstalten bezeugen es auch schon in ihrem Aeussern, dafs der Staat einen Ruhm in der Unterstüzung und Versorgung der Hülflosen suchte.

Die Mannigfaltigkeit des menschlichen Unglüks ist so grofs, als die der Veranlassungen zu demselben, und die Bedaurungswürdigsten sind immer diejenigen, welche ein edles Ehrgefühl, oder falsche Schaam von der Ansprache der öffentlichen Unterstüzung zurükhält. Denn so viele durch falsche Schaam zum Laster gerissen werden, so viele stürzt sie auch vom Rande des Elends in seinen Abgrund hinunter; und es ist die schönste Sorge des Menschenfreunds, auf geheime Seufzer zu horchen, auf stille Thränen zu lauren, und unbemerkt, damit die gebende

Hand die empfangende beschäme, das Unglük zu mildern. Einem solchen Bedürfnifs kommt das Hospital, Orbatello, entgegen, welches nur Schwangern, die sich ihres Zustandes schämen (donne gravide vergognose), und ohne dasselbe vielleicht zum abscheulichsten Verbrechen verleitet worden wären, aufnimmt. Ein ähnlicher Geist ist in der Stiftung des Conservatorium's für unglüklich verheirathete Frauen (Conservatorio delle mal maritate) sichtbar, welches im Anfang nur für öffentliche Mädchen, die sich bessern wollten, bestimmt war, späterhin aber diese bessere Richtung erhalten hat. Gleich zwekmäfsig war das Waisenhaus, la Quarquonia, welches Kinder unter sechszehn Jahren, die Eltern- und Hülflos auf den Strassen irrten, aufsuchte, und erzog. Auch das Rekonvalescentenhospital (Ospedale dei Convalescenti) war eine schöne Einrichtung, und wurde mit einer, seinem ersten

Zwek entsprechenden, Veränderung mit dem Hospital von Sta. Maria nuova vereinigt.

Bekanntlich ist die Erziehung überhaupt in Italien sehr vernachlässigt, wird aber besonders nachlässig für die Bildung des zweiten Geschlechts gesorgt. Die Mädchen werden meistens in den Klöstern erzogen, wo sie eingeschränkten Unterricht erhalten, und auch nicht die geringste Gelegenheit ist, gute Hausmüttern aus ihnen zu machen. In neuern Zeiten werden die Töchter der meisten Adelichen in dem Nonnenkloster delle Murate untergebracht, in welchem einst Katharina von Medicis vom achten Jahre an ihre Erziehung erhalten hat. Die zwekmäſsigste Anstalt der Art ist aber das Conservatorium von Ripoli, welches 1647 eröfnet wurde. Kein verdienstlicher Name soll untergehen; drum sey Eleonora Ramirez Montalvo, eine Frau aus einem der ersten spanischen Häusern, als die Stifterin desselben genannt. Sie hatte selbst

immer als Muster von weiblichen Tugenden gelebt, und berechtigte durch ihre Vorzüge zum allgemeinen Zutrauen. Der Grundsaz, welchen sie aufstellte, war der: « Gewöhnet « die Mädchen an die Entfernung von der « Welt und an die Einsamkeit. Hindert ihre « Vokation nicht, mag sie sie zum Heirathen, « oder zum Zurükbleiben als Erzieherinnen « in dieser Anstalt, oder zum völligen Klo- « stergelübde bestimmen. Aber lasset sie alles « lernen, was zu einer vernünftigen Wahl, « und zu einer Erfüllung aller ihrer Pflich- « ten, wenn sie diese getroffen haben, be- « dürfen. »

Diesem Grundsaz zu Folge erhalten die Mädchen Unterricht im Lesen, Schreiben, Musik, Rechnen, Contomachen und in der Führung eines Hausbuchs. Vor allen Dingen aber geht die Sorge dahin, sie zur Arbeitsamkeit und Thätigkeit zu gewöhnen. Sie lernen nähen, striken, glätten, stiken u. s. w.

und „sie sollen, sagt die Instruktion, nicht „nur die genannten weiblichen Arbeiten ver- „stehen, sondern auch angehalten werden, „Zimmer zu kehren, Betten zu machen, „Kranke zu warten, zu kochen und zu wa- „schen — sie sollen dieses nur zum Vergnü- „gen und zur Uebung thun, weil immer „einmal eine Zeit kommen kann, wo die „dringende Nothwendigkeit sie znr ernstli- „chen Ausübung dieser Kenntnisse zwingt."

Der See von Nemi,

und

merkwürdige Reisen in seine Tiefen.

Der See von Nemi ist schon so oft beschrieben worden, daſs ich mich dessen füglich enthalten kann. Auch weiſs man von einer antiken Barke, welche auf seinem Grunde liegen soll, und wovon man in verschiedenen Sammlungen Fragmente zeigt. Oefters sind Versuche gemacht worden, dieses Fahrzeug, welches unter Kaiser Trajans Regierung versenkt wurde, wieder heraufzuziehn, und der Kardinal, Prospero Colonna, lieſs zu diesem Ende den berühmten Leon Battista Alberti, und einige Taucher von Genua kommen. Allein die Mühe war umsonst. Die Strike brachen, und die Barke blieb unbeweglich. Von einem andern, sehr merkwürdigen, Ver-

such erzählt Fr. Marchi in seiner Architettura militare. Ich will die Stelle übersezt und etwas abgekürzt hier einrüken, weil das Buch sehr selten ist.

« Es scheint mir nicht ausser dem Wege zu liegen, hier der Barke Trajans zu erwähnen, denn Biondo da Forli und Fauno in den Anticaglie di Roma sprechen davon, ohne sie gesehen zu haben. Ich aber, der sie nicht nur gesehen, sondern mit Händen berührt hat, kann melden, was ich mit Zuverlässigkeit weiſs. Ich sage, die Barke Trajans ist in dem See von Nemi versenkt. Schon über 1340 Jahre stekt sie in bemeldtem See, gegen die östliche Uferseite an einem Abschuſs im Grunde. Guglielmo da Lorena erfand eine Maschine, vermittelst deren er hinein kommen konnte. Er lieſs sich damit bis auf den Grund des Sees herab, und blieb stundenlang unter dem Wasser, je nachdem er zu thun hatte, oder bis ihm die Kälte unerträglich

wurde. Vermittelst dieser Maschine kann man jede Arbeit verrichten, sägen, hauen, verstopfen, Strike fest machen, Hammer, Meissel, Zange und andre ähnliche Instrumente gebrauchen. Doch kann auch der stärkste Mann nur wenig Kraft anwenden, weil ihn das Wasser hindert. Zugleich verstattet sie, dafs man sehen kann, wenn die Sonne hell scheint, wie den 15ten Juli 1535 der Fall war, als ich mich mit derselben hinabgelassen hatte. Man sieht durch ein Glas, in der Grösse eines Palms, und zwar so, dafs die kleinste Sache sehr grofs erscheint, d. h. um vieles grösser, als man sie mit unbewehrtem Auge im Wasser sieht. So erscheinen die kleinsten Fische, welche nicht grösser sind, als mein kleiner Finger, so grofs als der Arm eines Mannes. Hätte ich das nicht gewufst, so hätte mich ihre ungeheure Menge, die mich umzingelte, erschrekt. Ich hatte vier Unzen Brods und Käse bei mir.

Da nun das Brod schwarz und hart war, so brökelte es ab, und lokte eine solche Menge dieser Fische an, dafs ich von ihnen, wie von einem Gürtel, umgeben war. Weil ich keine Unterhosen anhatte, zwikten sie mich in die Theile, welche man sich denken kann. Ich schlug freilich mit den Händen unter sie; allein sie schienen sich nichts darum zu bekümmern, als Herren in ihrem eigenen Hause. Einen sehr grossen, welcher mir vorkam, pakte ich, und er war nicht grösser, als der zweite Finger an meiner Hand, und dreissig davon möchten kaum ein Pfund wiegen. Die Ursache, warum ich meine Unterhosen zurükgelassen hatte, ist die. Ein Fischer war zur Zeit Alexanders von Medici mit andern seines Gleichen längs dem Arno fischen gegangen, und hatte sich zu diesem Zwek öfters untergetaucht. Aber einmal kam er nicht wieder zum Vorschein, weil er mit den Hosen an einer Wurzel hängen geblieben war,

von der er sich nicht mehr loszureissen vermochte. Erst später, als das Wasser abgelaufen war, fand man ihn. Und darum zog ich keine Unterhosen an. Indefs zwikten mich die verwünschten Fische lieber an diesem, als an jedem andern Ort. Auch wollte mir Meister Guglielmo die Ohren mit Baumwolle, oder Moschus, oder andern geruchreichen Dingen verstopfen; ich liefs es aber nicht geschehen, und sagte, dafs ich versuchen möchte, ob ich unter dem Wasser hörte, wenn man mir oben riefe. Diefs geschah mehrere Male mit lauter Stimme; aber ich vernahm nichts davon, ob ich gleich nicht tiefer, als sechs römische Stäbe unter dem Wasser war. Wohl aber hörte ich, als man etwa anderthalb Ellen unter dem Wasser zween Steine an einander schlug, so wie auch den Schall von zween zusammengeschlagenen Hämmern, und zwar so, dafs es mir in den Ohren weh that, indessen ich gar

nichts merkte, wenn man dieselben ausser dem Wasser noch so stark zusammenschlug. Meister Guglielmo sagte mir, er hätte, da er sich unten befand, eine Trommel über seinem Haupte rühren lassen, ohne daſs er das geringste davon vernommen. Als ich nun unter dem Wasser war, fühlte ich einen so unerträglich heftigen Schmerz in den Ohren, als ob man mir einen Dolch durch dieselben gestochen hätte. Der Schmerz war so groſs, daſs mir eine Ader im Kopf zersprang, und das Blut aus Mund und Nase lief. Als ich nun anfieng, mit dem Hammer an die Barke zu schlagen, vermehrte sich der Schmerz so sehr, und quoll das Blut mit solcher Heftigkeit, daſs ich gezwungen war, das Zeichen zu geben, und mich heraufziehen zu lassen. Als ich wieder oben war, und aus der Maschine heraus kam, war die weisse Kasake, die ich an hatte, ganz blutig, hinten aber, von der Mitte des Armes an, noch eben so

troken, als sie war, da ich in die Maschine stieg. Noch mehr, ein rother, seidener Hut, mit vielen Federn, war noch eben so troken, wie vorher, eh' ich mich in den See hinabgelassen hatte, und meine Gefährten nahmen mir denselben, um ihn als ein Denkzeichen aufzubewahren. Es befand sich gegenwärtig Meister Lionardo da Udine, ein grosser Baumeister, welcher Rom von innen und von aussen gemessen, und sammt allen Bergen, Theatern, Tempeln und andern denkwürdigen Sachen in Kupfer gestochen hat. Ich half ihm wohl sechs Monate dabei zu meinem Vergnügen, und zur Belehrung. Sein Sohn, Tesiofonte genannt, ein treflicher Musikus, war bei ihm; ferner ein römischer Edelmann, Hippolit Mataleno, der gar herrlich die Laute spielte. Ausser diesen hatte Meister Guglielmo noch zween Diener bei sich, welches ich alles als Beweis anführe. Das erstemal blieb ich eine halbe Stunde

unter Wasser. Ich hatte eine Uhr bei mir, um Alles zu bemerken. Sobald ich wieder oben war, sprang ich in den See, und schwamm herum. Auch nahm ich Wasser in den Mund, und so wie ich den Kopf hineingetaucht hatte, stand das Blut, und floſs nicht weiter, weder aus Mund noch Nase. Dann wollt' ich noch einmal hinunter; legte aber Hosen an, und verstopfte die Ohren mit Baumwolle. So blieb ich von den Fischen befreit, und fühlte keinen Kopfschmerz mehr. Ich blieb eine Stunde unten, und band einen Theil des Randes der Barke an, von deren Holz wir, mittelst einer Winde, die auf einem Floſs über Fässern angebracht war, eine solche Menge heraufzogen, daſs zwei starke Maulthiere hätten damit beladen werden können. Dieses Holz war von verschiedenen Gattungen, Lerchen-, Pignen- und Cypressenholz, als wofür es in Rom von verständigen Leuten geschäzt wurde. Viele

Pflöke waren auch von Eichenholz, und so schwarz gestreift, dafs sie von Ebenholz zu seyn schienen, aber sonst eben so wohl erhalten, als das übrige Holzwerk. Man fand Nägel darin, welche so dik gewesen waren, wie der Daumen einer Mannshand, aber von Rost so zerfressen, dafs sie dünn geworden, wie eine Schreibfeder. Eine Menge metallener Nägel aber hatten sich so unversehrt und glänzend erhalten, als ob sie in derselben Woche verfertigt worden. Dieser Nägel war eine unendliche Abstufung. Von der Länge von zwei Palmen verkleinerten sie sich immer mehr, wie Orgelpfeifen, in Länge und Dike, bis sie nicht grösser waren, als der kleinste Finger. Die leztern hatten Köpfe, ungefähr wie der dritte Theil eines Thalers, und unten waren erhobene Strahlen, welche einen Stern bildeten. Diese Nägel waren von aussen angebracht, und hielten die Platten von Blei und die wollene Deke, welche mit

einer wohlriechenden, leicht entzündbaren Materie überzogen war. Die andern Nägel waren in die Verzahnung des Holzwerks eingeschlagen, und hielten die Barke zusammen, wo sie sich am leichtesten öfnen konnte. Die Pflöke von Holz staken zwischen den Brettern, welche die Verschläge bildeten. An den Brettern, die den Boden und die Seiten ausmachten, war immer, in der Weite einer Elle von einander, eine vier Finger breite Verzahnung, welche in beide Bretter eingeschnitten war. Sie diente dazu diese zusammen zu halten, wo die eichenen Pflöke waren, die über die Hölzer, so die Bretter zusammen banden, hervorragten, aber nicht über den Rand sich erhoben. Dieser bestand aus sechs fingerdiken Brettern, die untern diker, als die obern. Das Tuch, welches mit jenem Mörtel überschmiert, und darüber gezogen war, schien nicht dünne gewesen zu seyn. Die bleiernen Platten waren auf zweierlei Art

angebracht, von der Mitte an nach unten doppelt, nach oben einfach, aber schuppenweise über einander. Bei den Fugen waren diese Platten einen Messerrüken dik, eher mehr als weniger, und ausserhalb an die Wände der Barke angenagelt. Inwendig in dieser war ein Fufsboden von Ziegeln, drei Palm ins Gevierte, vier Finger dik, und roth, wie Carmesin. Wir brachen ein Stük Mörtel vom Fufsboden los, das hochroth und von schöner Farbe war. Es war fünf Spannen breit, acht lang, und eine halbe dik. In der Barke sieht man gewisse dunkle Stellen, nemlich die Kammern des Pallastes, welcher über der Barke erbaut war. Ich wagte mich aber, aus Furcht, mich drin zu verlieren, nicht hinein; denn, wenn ich gefallen wäre, so würde das Wasser in die Maschine hineingedrungen seyn, und mich erstikt haben. Auch hielt mich die Schwere der Maschine ab. Ein guter Schwimmer könnte diese freilich

im Stich lassen, und sich selbst emporarbeiten, wie Meister Guglielmo oft that. Auch er sagte mir, daſs er sich nicht in diese Kammern gewagt habe, denn im Fall man fiele, müſste man die Maschine verlassen, und die Kunst bestünde dann darin, die Thüre wieder zu finden. Ich versuchte es, mich an einem Seile hinunter zu lassen, verlor aber beinah das Leben darüber, indem ich eine Treppe hinunterfiel. So beschloſs er also, die Barke von aussen wegzunehmen, und zertrümmerte sie nach und nach. Am nemlichen Tage fanden wir verschiedene Zangen, welche an den Ketten des Schifs hiengen, und von andern, welche ähnliche Versuche gemacht hatten, zurükgeblieben waren. Wir hatten ein sehr dikes Seil an einen Balken befestiget, und vermittelst einer Winde drehten und zogen wir, um ein tüchtiges Stük von der Barke loszubekommen. Es waren unsrer sechszehn Mann, welche die Winde

drehten; allein das Thau zerrifs, und wir konnten nichts ausrichten. Zum Zeichen der Wahrheit sage ich noch, dafs diefs Männer von Genzano waren, welche aus Andacht zur heiligen Jungfrau nach Alba Longa wallfahrteten. Wir fanden auch noch die Anker, oder ankerähnlichen Instrumente, welche man zur Zeit des Biondo verfertigt hatte, um die Barke herauszuziehn. Es haben noch viele andere von dieser Barke gesprochen, welche ihr mit Schiffen und Brüken zusezten, Instrumente hinunterliessen, um etwas loszureissen, und von dem Wenigen, was sie erhaschten, viel Aufhebens in ihren Schriften machten. Auch fand sich noch darin eine, drei Finger dike, bleierne Röhre, in deren Höhlung man die Faust steken konnte."

„Das Maafs der Barke, welches wir fanden, war 70 Stäbe (Canne) die Länge, 35 die Breite, und 8 die Höhe, vom Grunde bis zu oberst. — Ich brachte ein grofs Stük davon

nach Rom, und nahm mir eine gute Anzahl von Nägeln, die ich alle ausmaafs und wog. Auch wog ich das einfache, und das, doppelt über einander liegende, Blei. — Alle diese Maafse und Berechnungen wurden mir entwendet, nebst vielen Nägeln, weil man zugleich die Beschreibung der Maschine, mit welcher man sich mehrere Stunden unter dem Wasser aufhalten kann, dabei zu finden glaubte. Allein der Dieb verfehlte seinen Zwek, und fand nichts dergleichen. Denn ich habe das Sakrament darauf genommen, so lange Meister Guglielmo lebt, keinem Menschen etwas von dem Geheimnifs zu offenbaren.»

Briefe
aus
Italien
während
der Jahre
1801, 1802, 1803, 1804, 1805,
mit
mancherlei Beilagen.

Vierter Band.

Von

P. J. Rehfues,

Bibliothekar Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Würtemberg.

Zürich, bei H. Gessner. 1810.

Neapel, den 20. November 1804.

Die Gräber der Städte am Fusse des Vesuvs haben sich gerade zu der Zeit geöfnet, als die Studien der Alterthums-Wissenschaften durch philosophische Bearbeitung ein allgemeineres Interesse zu gewinnen anfiengen. Die Begebenheit war so neu und grofs, dafs sich das Zeitalter, welches so viel Ungeheures gesehen, doch noch nicht ganz von seinem Staunen erholt hat. Sonderbar und einzig ergreift es das Gemüth, wenn man in Pompeji's Trümmern herumwandelt. Eigentlich gedrükt wird es, steigt man hinab unter die gewaltige Lavaschale, welche Herkulanum bedekt, und gelangt an die Stellen, wo das aufgewühlte Grab wieder zugeschüttet werden

mufste, wie das Grab eines Geistes, der keine Rast hat, so lange das Licht des Lebens seine Gebeinreste bescheint. Sie sind wieder zur Ruhe gebracht worden; aber die Stimme des Geistes ist noch zurükgeblieben in den schwarzen Blättern, deren Entwiklung die Aufmerksamkeit von Europa jezt mehr, als jemals, auf sich gezogen hat.

Man weifs, dafs alle diese Handschriften in einem Hause von Herkulanum in zwei verschiedenen Kapseln und Zimmern gefunden wurden. Unglüklicher Weise warf man sie zusammen, ohne auf ihren Zusammenhang zu achten. Doch enthielt die eine Kapsel wahrscheinlich nichts, als Werke über die Philosophie des Epikur, welche zu einer Zeit die herrschende unter den Weltleuten Roms war, und die die Mehrzahl unter den, bis jezt aufgerollten, Schriften ausmachen.

Obgleich von der Glut völlig durchgebrannt, hat man doch die Kunst erfunden,

die Kohlen in Blättern zu entwikeln, und ihren Inhalt für uns zu gewinnen. Nahe an 1800 Handschriften waren gefunden worden. Bekannt ist die Art, sie zu entrollen. In den sechs- und vierzig Jahren, welche man ihnen widmete, hatte man nur achtzehn Rollen entwikelt. Die meisten darunter sind Fragmente ohne Sinn. In einem diken Foliobande hat die herkulanische Gesellschaft die Resultate ihrer Bemühungen bekannt zu machen angefangen. Es ward ein Werk über die Musik gedrukt, von dem man bis jezt nur den vierten Theil gefunden zu haben glaubt. Aber die Umständlichkeit und unbehülfliche Weitläufigkeit der italienischen Gelehrten, noch mehr aber, der Drang der Zeitumstände, unterbrachen die Arbeit. Beinahe wäre die Sache auf lange Zeit unterblieben.

Die englische Regierung fieng an, sich für die Sache zu interessiren. Sie benuzte ihren Einfluſs am Neapolitanischen Hofe zur Beför-

derung der Alterthumswissenschaft. Ein sehr gelehrter englischer Geistlicher, Herr Hayter, wurde in Portici angestellt, um die Aufsicht über die Personen zu führen, welche nun in grösserer Anzahl mit den Handschriften beschäftigt sind. Seine Nation — sagt man — zahlt die Kosten. Eilf Personen arbeiten am Aufrollen; zwei haben das Amt, das Entrollte zu kopieren. In der kurzen Zeit von zwei Jahren sind über 140 Handschriften entwikelt worden. Die herkulanische Gesellschaft hat über die Publikation derselben die Aufsicht. Der Erzbischof von Pozzuoli, Monsignor Rosini, welcher für einen der besten Gräcisten im Königreich Neapel gilt — ob mit Recht? wollen einige zweifeln — hat von derselben und der Regierung den ganz besondern Auftrag erhalten, über die Handschriften, wenn sie entrollt sind, zu verfügen. Als Gehülfe ist ihm der sehr gelehrte, würdige Abbate Foti beigegeben.

Die jezige Verfahrungsart ist folgende. Die Rollen werden auf die bekannte Weise entwikelt, und dann sogleich mit der gröſsten Genauigkeit in allen Zügen der Schrift, und allen Umrissen der Blätter kopiert. Diese Kopien werden in Kupfer gestochen mit ihren Lüken. Nebenbei soll der Text mit den Ausfüllungen Hayters, Rosini und Foti, nebst ihren Uebersezungen und Anmerkungen, gedrukt werden. Diese Weitläuftigkeit zieht die Publikation natürlich lange hinaus.

Der Zustand der Handschriften ist nicht der beste. Der Freund des Alterthums darf sich nicht so viel davon versprechen, als er wünschen möchte. Die Zeit hat nicht so sanft auf diesen Blättern geruht — es sind nur Fragmente, die aus der langen Grabesruhe hervorgegangen sind.

Die grosse Weichlichkeit des Materials, welches durch die geringste Erschütterung der Luft, den ungeschikten Griff des Arbeiters,

zerrissen wird, läſst wenig Vollständigkeit erwarten. Es giebt kaum Eine Seite, wo nicht mehrere, grössere und kleinere Lüken sind.

Bei manchen Handschriften ist die Dinte, welche wahrscheinlich aus Vegetabilien bestand, ganz verloschen. Besonders ist dieſs bei mehreren lateinischen Handschriften der Fall.

Die meisten Rollen haben weder Anfang noch Ende. Der Name des Verfassers wurde am Ende angeschrieben. Selten also beruht die Bestimmung des Urhebers auf etwas andrem, als der bloſsen Konjektur.

Dasselbe Werk ist oft in mehreren Rollen fortgesezt, die man nicht gerade ordentlich zusammen gefunden hat. Es dürfte also wohl noch lange dauren, bis man den Umfang und Werth dieser Handschriften völlig und richtig bestimmt haben könnte.

Aus diesen Punkten dürfte man etwa seine

Ideen über den, zu hoffenden, Gewinn berichtigen. Der Anschein, und der Enthusiasmus der, zunächst damit Beschäftigten muſs niemand verführen. Wenn man sie hört, so kann man nie auf den Gedanken kommen, daſs die ganze Arbeit wohl nichts, als reichlichen Stoff für Konjekturen abgeben dürfte.

Der Inhalt der, bis jezt bekannt gewordenen, Handschriften befriedigt den wahren Freund des Alterthums nicht. Die meisten enthalten ja nur dürftige Beiträge zur Geschichte der Philosophie, Abhandlungen über Rhetorik, Musik, Poesie, und Sekten. Diese waren ehmals, was sie jezt sind. Noch ist kein Werk gefunden worden, in welchem uns eine ächt antike Stimme ertönte, die wir noch nie und nicht besser gehört haben.

Nur wenige lateinische Handschriften sind gefunden worden, und alle waren wegen der schlechten Dinte nicht mehr leserlich. Von

griechischen sind folgende bis jezt so weit gediehen, daſs ihre Publikation bloſs noch durch die Mit- und Bei-Arbeit der Gelehrten und Kupferstecher verhindert seyn dürfte.

1. Von Epikur und aus seiner Schule gegen zwanzig Abhandlungen. Die meisten handeln de rebus physicis. Eines enthält eine Widerlegung der stoischen Philosophie. Ein andres etwas über Astronomie. Die übrigen betreffen Gegenstände der Rhetorik und Poesie, und Gedanken über die Atome. Neuerdings ward eine andre Rolle gefunden, welche etwas über die Lebensumstände Epikurs enthalten soll, und diese möchte wohl — wenn es anders so ist — eine der erfreulichsten Entdekungen seyn. Sie wird Herrn Hayter um so mehr zu statten kommen, da er mit einer Biographie dieses Philosophen beschäftigt ist.

2. Von Philodemus, welchem das, bereits von der herkulanischen Gesellschaft bekannt gemachte Werkchen über die Musik zugeschrieben wird, sind eines περὶ τῆς ὀργῆς (über den Zorn), und zwei andere, περὶ θανάτε (über den Tod), und περὶ κακίων καὶ τῶν ἀντικειμένων ἀρετῶν (über Tugenden und Laster) entwikelt worden, und bereits für die Publikation gefertiget. Von dem nemlichen Schriftsteller hoft man noch manches andere zu finden.

3. Mit dem Namen des Demetrius Phalereus ist eine Schrift, πρὸς πολυαῖνον ἀπορίας bezeichnet, welche übrigens leider nur ein Bruchstük von wenigen Linien ausmacht.

4. Ein Werkchen von Kolothis, welcher gegen Plato geschrieben hat.

5. Von Polystratus, περὶ ἀλήθε καταφρονήσεως, del disprezzo irragionevole, wie sie es hier übersezt haben.

6. Ein Buch über die Natur der Götter ist bloſs mit den Anfangsbuchstaben eines Namens bezeichnet. Hayter glaubt es von Phädrus, welchen Cicero als seinen Freund und Lehrer rühmt, und behauptet, daſs viele Stellen in des Leztern Werke, de natura Deorum, wörtliche Uebersezungen aus diesem seyen.

Soviel habe ich auf mancherlei Nachfragen an Monsignor Rosini, Abbate Foti, und Hayter erfahren können. Mehreres zu sagen hinderte eine gewisse Zurükhaltung, welche in Sachen des Wissens nicht sehr lobenswerth ist, und dieser Unternehmung bis jezt viel geschadet hat.

Neapel, den 10. *Jenner* 1805.

Schon verschiedene Male bin ich in Pompeji gewesen, ohne Ihnen je eine Nachricht über das, was ich da gesehen, und etwa gedacht habe, mitzutheilen. Allein ich getraute mir bis jezt kaum, Ihnen etwas zu sagen, was Sie nicht in jeder Reisebeschreibung finden können. Man hat hier zu wenig Zeit und Bequemlichkeit, und nicht einmal Erlaubniſs, etwas auf der Stelle aufzuzeichnen. Es ist sogar noch nicht einmal ein Plan von der alten Stadt aufgenommen, wenn Sie sich anders nicht mit dem kleinen Umriſs in dem, so unvollständigen, Prospetto storico-fisico degli Scavi di Ercolano e di Pompei (di Gaetano d'Ancora. Napoli 1804.) begnügen wollen, welchen ich Ihnen hier beilege. Man kann sich daher nicht sogleich in die Ansicht des

Ganzen finden, um das im Museum zu Portici Aufbewahrte wieder an seine Stelle zu denken; denn das mufs man doch thun, wenn man hier Etwas mehr, als nur Ruinen, sehen will.

Gestern habe ich wieder eine Fahrt zu den Trümmern gemacht. Man sprach in Neapel so viel von den neuen Entdekungen, welche die Belohnung der, schon seit mehreren Monaten mit grösserer Thätigkeit fortgesezten, Grabungen sind, dafs meine Neugierde sehr gespannt wurde. Die Königin selbst war auf der Stelle gewesen, und hatte ihre grosse Zufriedenheit bezeugt. Man versichert sogar, dafs sie die Kosten für die Arbeit, welche sie bisher aus ihrer Privatkasse hergegeben, verdoppelt habe, und schmeichelt sich mit den schönsten Hofnungen für die Zukunft; besonders da der alte Aufseher über dieselbe, la Vega, gestorben ist, und der hochverdiente

Ritter Landolina, aus Syrakus, leicht sein Nachfolger werden dürfte *).

Es springt in die Augen, wie planlos man bisher beim Graben zu Werke gegangen ist. Man verwendete die meiste Mühe auf die Strassen der Stadt, welche nur mit Buden und kleinen Häusern umgeben sind, statt bei dem Glanzpunkte derselben fortzufahren, den man längst zu finden das Glük gehabt hatte. Da, wo sich die Tempel, die Theater und ähnliche Gebäude ganz nahe beisammen befinden, müssen wohl die Wohnungen der ersten Bürger der Stadt gestanden haben, und da wäre auch wohl die meiste Hofnung, für Kunst und Literatur wichtige Entdekungen zu machen. So fährt man aber jezt noch fort, beim Eingang in die Strassen zu graben, und wenn man etwas Merkwürdiges gefunden

*) Dieses ist nicht geschehen. La Vega'n folgte sein Bruder in dieser Stelle.

hat, so ist es nur dem Glüke zuzuschreiben, welches über diese alte Stadt erst dann zu wachen anzufangen schien, als es sie zerstört hatte.

Man ist hier auf eine, ziemlich grosse, Wohnung gestossen, welche an der Strasse steht. Noch ist sie nicht ganz ausgegraben; aber man erkennt doch schon den Plan des ganzen Gebäudes, welcher sich von den verschiedenen andern, längst gefundenen, nicht unterscheidet. Das Haus ist ein Quadrat, mit einem Hofe von gleicher Form in der Mitte. Auf denselben öfnen sich die, meist kleinen, Zimmer, welche sonst kein Licht haben, und nur selten in Verbindung mit einander sind. In der Mitte des Hofs ist eine vierekigte, einen halben Fuſs tiefe, marmorne Wanne in dem Boden, welche einen Abführungskanal hat. Auf dieser Wanne stand ein, ungefähr vier Fuſs langes, gleichfalls marmornes, Beken, von länglichter Quadratform, das sich

in einem halben Zirkelbauch rnndet, und auf zween Füssen ruht. Ueber dasselbe waren zwo bronzene Figuren gestellt; ein Jüngling, welcher einen, eben fallenden, Hirsch erhascht, aus dessen Munde das Wasser sich ergiefst. Beide sind bereits weggenommen, und nach Neapel gebracht. Ich selbst sah sie noch nicht, habe aber die Arbeit daran sehr loben hören.

Eben so wichtige Entdekungen sind einige Gemälde auf den Mauren verschiedener Zimmer. Eins, das die ganze Wand eines, ziemlich ansehnlichen, Saals einnimmt, ist noch nicht ganz ausserhalb der Erde. Doch sieht man bereits seine Hauptfigur. Es ist der Jäger, Actäon, wie er von seinen Hunden zerfleischt wird, und enthält wahrscheinlich noch die keusche Göttin mit ihrem Gefolge, was sich aus einem Frauenzimmer-Arme schliessen läfst. Es ist ganz vorzüglich gut erhalten. Die Farben sind, wie überhaupt,

noch sehr frisch; aber die Darstellung scheint mir von mittelmäſsigem Werthe. Der neugierige Jäger ist nakt, und von ganz brauner Hautfarbe. Unter seiner Stirne erhebt sich schon ein kleines Hirschgeweihe, und an den Schenkeln hängen ihm bereits zween seiner Hunde, deren er sich vergebens mit dem, in Wuth geschwungenen, Prügel erwehrt. Verzweiflung ist in seinem Gesichte ausgedrükt, seine ganze Stellung gut gedacht, sein Körper nicht übel, und vielleicht nur zu mager, gezeichnet. Er ist unter Lebensgrösse, und das übrige im Verhältniſs zu ihm, dargestellt.

An der Wand, welche diesen Saal von einem kleinen Zimmerchen trennt, befinden sich einige Figuren als Ornamente, und eine weibliche, namentlich mit einem Körbchen auf dem Haupte, ist als Karyatide angebracht. Dieses Zimmerchen ist bis jezt wohl das merkwürdigste. Ein Fenster aus demselben

öfnet sich in den grössern Saal mit dem Gemälde von Actäon. Es ist mit verschiedenen kleinen Figuren ausgeziert, enthält aber an der Wand, die dem Eingang gegenüber ist, ein kleines Gemälde, welches leicht das schönste seyn dürfte, was überhaupt gefunden ist. Es enthält zwo grössere Hauptpersonen, und eben so viele Nebenpersonen. Die ersteren sind ein nakter Held, nur mit einem Gewand über den Schoofs, vertraulich neben einer, eben so dürftig bekleideten, Frau sizend. Alles ist ausserordentlich zart gedacht, und spricht sich sogleich deutlich für den Heroen aus, welcher im Arm der Liebe von seinen Thaten ausruht. Er hat seine Waffen weggeworfen. Sie sind schon das Spiel von zween Liebesgöttern geworden, deren einer den schweren Schild von der Erde gehoben hat, und ihn, wie ein Rad, fortschieben möchte. Dem andern ist der Helm zu Theil geworden, welchen er sich aufzu-

sezen sucht, und der gerade groſs genug ist, die ganze, kleine Person zu fassen. Er ist in lieblichen Verkürzungen von hinten anzusehen; von vorne hingegen zeigt sich sein Brüderchen, und zwischen ihnen inne sizen die beiden grösseren Figuren.

Das Gemälde hält nur zween Fuſs Höhe, und etwa drei in der Breite. Aber es ist mit einer Bestimmtheit ausgeführt, wie kein andres unter den, noch im Museum zu Portici befindlichen *). Dem schönen, leichten Gedanken entspricht die flüchtige Zeichnung mit vollkommener Treue. Die Farben sind mit weit mehr Geschmak gewählt, als man sonst in den alten Gemälden bemerkt, und es ist dadurch eine grosse Wärme in das

*) Ueber die schönsten derselben, welche seit ihrer Wanderung nach Palermo nicht mehr sichtbar geworden sind, kann ich nicht urtheilen, da ich die Originale nicht gesehen habe.

Ganze gekommen. Ganz vorzüglich schön sind die Gewänder, und namentlich das, was die Beine der Frau umschwebt. Es ist transparent, und von einer Feinheit und Anspruchslosigkeit des Faltenwurfs, welche man vielleicht nur in den schönsten Werken des griechischen Meissels finden dürfte.

Verschiedene andre Zimmerchen enthalten kleinere, fantastische Malereien, meist mit vieler Leichtigkeit gezeichnet. Zwei Schweine, zum Beispiel, die einen Früchtekorb angrunzen, welchen ein Hahn bewacht, und dergleichen. Beinahe alle sind im chinesischen Geschmake entworfen, dem man in diesen alten Mauren mit Erstaunen begegnet. Solche magere Säulenpfähle, auf denen ein Dach ruht, welches vom Wind hergeblasen scheint, mit Blumen umwunden, und mit abentheuerlichen Figuren besezt — diese flüchtigen Spiele einer wollüstigen Fantasie waren also auch schon von den Römern gekannt und

geliebt. Wenn sie sie nicht daher erhalten haben, von wannen sie zu uns gekommen sind, so würde es ein Beweis weiter seyn, wie die ganze Kunstgeschichte sich überall ähnlich sieht, und schon in dem armseligen Umrisse liegt, welchen jener griechische Jüngling um den Schatten seiner Geliebten gezogen hat. Es würde also auch in der sinkenden Kunst immer dieselbe Epoche statt finden müssen, auf welche die Poesie beinah aller Nationen gekommen ist; die Zeit, wo im Abentheuerlichen und Künstlichen Wahrheit und Natur untergehen *).

*) Schon Vitruv klagt über den ausgearteten Geschmak seiner Zeit in den Verzierungen. Ganz hieher pafst seine Stelle: (Buch 8. Cap. 5.) « Sed hæc, quæ a veteribus ex veris rebus exempla sumebantur, nunc iniquis moribus improbantur. Nam pinguntur tectoriis monstra potius, quam ex rebus finitis imagines certæ. Pro columnis enim statuuntur calami, pro fastigiis harpinetuli striati cum crispis

In allen diesen, neu ausgegrabenen, Malereien erkennt sich der sonderbare Farbengeschmak der Alten, durch den man versucht würde, ihnen allen Sinn für dieselben geradezu abzusprechen, wenn man auch nicht wüſste, daſs die schönsten Basreliefs von Phidias, in den Tempeln von Athen, bemalt waren. Wer hat das nicht schon gedacht, wenn er in den Tempeln und Arkaden dieser Stadt die eine Säule mit hochrother, die andern mit grüner, gelber und blauer Farbe übermalt sah?

foliis et volutis. Item, candelabra ædicularum sustinentia figuras supra fastigia earum surgentes ex radicibus cum volutis coliculi teneri plures habentes in se sine ratione sedentia sigilla, non minus etiam ex coliculis flores dimidiata habentes ex se exeuntia sigilla, alia humanis, alia bestiarum capitibus similia. Hæc autem nec sunt, nec fieri possunt, nec fuerunt. Ergo ita novi mores coëgerunt, ut inertia mali judices conniveant artium virtutes."

Noch auffallender wird es hier, wo man einige Säulen aufgegraben hat, welche mit brennendem Dunkelroth übertüncht sind, und oben ein weisses, marmornes Kapitäl tragen. Am auffallendsten aber ist es in einigen andern Theilen dieses neu entdekten Hauses, wo die Mauer in Quadrate eingetheilt ist, welche alle mit den verschiedensten und schreiendsten Farben bemalt sind, und davon einzelne sogar, wie eine Pallete, alle mögliche Farben enthalten. Gerade, als ob sie nichts davon gewufst hätten, eine durch die andre zu mildern, entsteht eine so grosse Armuth auf ihrer Pallete, als auf ihrer Leier, welche uns die Wunder ihrer Malerei nicht weniger unglaublich machen, als die von ihrer Musik.

Wir sind so von Jugend auf an die Abgötterei gewöhnt, welche wir mit den Alten treiben. In unserm frommen Wahne denken wir sie uns immer als die Vollendetsten in

der Kunst, wie im Leben, ohne uns in unserer Bescheidenheit einfallen zn lassen, dafs Cicero, wenn er wieder aufstände, doch noch manches andre zu bewundern haben möchte, ausser unsern Taschenuhren, Pistolen und Buchdrukerpressen. Es würde eine weitläuftige Arbeit seyn, die merkwürdige Parallele zu ziehen zwischen der alten und neuen Zeit, besonders wenn man sie auch noch auf das höhere Leben des Staatsmannes und des Kriegers ausdehnen wollte. Hier, unter diesen Trümmern spricht mich keine Erinnerung an grosse Thaten an; wenn ich hinaufsteige die Leiter der Jahrhunderte, so komme ich an unter den Säulen dieser alten Stadt, wo die Bürger im süssen Nichtsthun vom Krieg mit den Parthern sprechen, oder im innern Hofraume eines Hauses, wo die Familie versammelt ist. Da sizen sie unter den Hallen, welche den Brunnen in der Mitte umlaufen, die stille Matrone mit ihren Töchtern und

Söhnlein. Am Wasser stehen die Sklavinnen, gerade mit Waschen beschäftigt, und vielleicht ein Liedchen von Horaz trillernd. Kein Besuch kommt wohl hieher, ausser, wenn ein wandernder Gastfreund anlangt. Die Männer sehen sich an den öffentlichen Orten; die Frauen dieses Standes sind nicht mit Anbetern umgeben; den Töchtern hält kein schmachtender Liebhaber den Spinnroken. Sie können nicht am Fenster sizen, die Vorübergehenden zu sehen, und von ihnen gesehen zu werden; denn keines geht ja auf die Strasse. Wenn sie etwas sehen wollen, so müssen sie unter die Hausthüre sizen, und das wird nicht schiklich seyn. Sie müssen sich trösten aufs Theater, auf das Opfer im Tempel, wo es ihnen allein vergönnt ist, sich öffentlich zu zeigen.

Wenn Sie ins Haus kommen, steigen Sie nicht erst eine prächtige Treppe hinauf, gehen Sie nicht durch mehrere, mit seidenen

Stoffen ausgeschlagene, Zimmer, in welchen Gemälde in goldenen Rahmen prangen. Sie treten durch die Hausthüre gleich in den Hofraum, wo die Familie ist; denn in den Zimmern können Sie sich nicht wohl aufhalten; sie sind viel zu klein, und immer von bestimmtem Gebrauche. Hier, wie das Wetter auch immer sey, lassen Sie sich nieder, und Sie werden es sich nicht einfallen lassen, auch in die Zimmer hineinzugehen, wenn Sie anders kein Verbrechen herausbegleiten soll.

Ich überlasse es Ihnen selbst die Vergleichung anzustellen. Nehmen Sie eine Wohnung aus dem Mittelstande, und betrachten Sie sie in Hinsicht auf die eines alten Römers — da werden Sie bald den grossen Abstand finden, zwischen uns und den Alten. Und legen Sie den Maafsstab noch höher an, und messen den königlichen Pallast in Kaserta mit Nero's goldnem Hause, so brauchen

Sie sich nicht einmal zu erinnern, daſs das eine die Wohnung eines Weltherrschers, der andre eines Königs über einen kleinen Theil von Italien ist, um sich sogleich für die Neuern zu entscheiden.

Ist irgendwo Veranlassung und gute Gelegenheit, den Streit zwischen den Alten und Neuen, wenigstens in einzelnen Fächern, zu entscheiden, so ist es hier und in der Sammlung zu Portici. Und wenn irgend einer unsrer Vorzüge vor ihnen keinem Zweifel unterworfen ist, so findet dieſs bei der Vergleichung der Landschaftsmalerei aus der alten und der neuen Zeit statt. Bewiese dieſs auch nicht der Augenschein in ihren noch übrigen Werken, und ihr Mangel an demjenigen, was die Landschaftsmalerei nicht entbehren kann, an Kenntniſs und Behandlung der Farben, so gäbe uns schon die Ansicht, welche die Alten von diesem Zweige der Kunst hatten, ein Recht, zum Vortheil der Neuern zu

entscheiden. Erst unter Augustus kam die Sitte auf, die Zimmer mit Landschaften, Abbildungen von Seehäfen, Wäldern u. dergl. auszuzieren *), und Vitruv beklagt sich darüber, daſs vor diesen Zeiten der Inhalt der Gemälde an den Wänden der Wohnungen lehrreich gewesen, weil er aus der Geschichte der Götter und Helden genommen worden. Wenn um diese Zeit noch Römer so urtheilten, wie müssen dieſs erst die Griechen angesehen haben? Lucian macht sich in mehreren Stellen über diese leeren Gemälde, wie er sie nennt, lustig, weil sie ihm nichts, als Städte und Berge, und keine Menschen in merkwürdiger, lehrreicher Handlung zeigten; und ähnlicher Stellen dürfte man wohl noch mehrere finden, wenn diese nicht schon hinlänglich die Ansicht der Alten von Landschaftsmalerei bezeichneten.

*) Plin. hist. nat. III. c. 37.

Merkwürdig ist daher die Frage, warum die Griechen, welche für alles Schöne einen so feinen Sinn und so tiefe Empfänglichkeit hatten, einen Zweig der Kunst vernachlässigen konnten, welcher vielleicht den ruhigsten und wohlthuendsten Genufs gewährt, und dennoch einer ächt historischen Behandlung fähig ist? Mir scheint, dieses Volk war zu lebhaft, zu wizig, zu verständig, und ermangelte ganz jener Gemüthsstimmung, welche in Empfindelei ausartet. Vielleicht böte hier die Vergleichung des Idylls der Neuern und der Alten den Aufschlufs an; ersteres einem Landschaftsgemälde, lezteres einem historischen ähnlicher. Denn, gleich wie unsere Dichter bei der Darstellung des frohen Hirtenlebens auch unschuldigerer Menschennaturen und der Reize eines stillen, von der Welt abgetrennten, Hirtenlandes bedürfen, wo sie nie ermangeln, mit den schönsten Farben den Schauplaz auszumalen, so genügte

den Alten für ihr Idyll der Geist eines fröhlichen, zwar harmlosen, aber darum nicht mehr unschuldigen, Hirtengeschlechts, dem alle Empfindsamkeit gänzlich fremd ist. Der Mensch, und in diesem der Gott, war den Griechen alles, weil in lezterem der erste kühn emporstieg. Der Anfang aller Landschaftsmalerei ist in der historischen, und nur nach und nach erzeugt sich das Bedürfniſs, den Schauplaz der Scene auszumalen. Aber wie vermochte der griechische Künstler dem Dichter auf den Ida, nach Paphos, und in die Urwelt zu folgen, wo die Götter noch unter den Menschen wandelten? Wenn Aphrodite zum erstenmal die entzükte Welt betritt, unter den Füssen der neugebohrnen Göttin die Erde zum erstenmal sich in einen Schmuk kleidet, den sie nie gekannt hatte, da vermochte der Maler dem Dichter eben so wenig nachzugehen, als heutzutag; der Kontrast zwischen dem höhern Wesen und der

niedrigern Erde muſste ihnen zu unangenehm werden, wenn ihn nicht die eigene Phantasie ausgleichen durfte.

« Was einmal seyn muſs, muſs vortreflich seyn! » sagt Euripides, und der Grieche konnte nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Seine Kunst muſste sich über die Natur erheben können; aber die Landschaftsmalerei hat alles gethan, wenn sie diese nur erreicht hat.

Ueberhaupt war die Kunst der Griechen zu schnell fortgeschritten, als daſs nicht manche untergeordnete Theile des Materials zurükbleiben muſsten, wie z. B. die Farben. Die Vervollkommnung der leztern sezt eine Menge von anderweitigen Kenntnissen voraus, und mancher Maler wird Ihnen sagen, daſs gar keine Landschaftsmalerei ohne den Ultramarin möglich ist. Wie kann sie überdieſs ohne Perspektive bestehen? — Und, was man auch sagen mag, diese war ihnen zwar nicht unbekannt, aber sie waren immer sehr ungeübt

in derselben. Die Landschaftsmalerei blieb ihnen nur Nebensache; und als sie Hauptsache wurde, war die Kunst schon zu tief gesunken, als dafs sie es vermocht hätte, diesen einzelnen Zweig zu einer Vollkommenheit zu erheben, der auch der Spötter Lucian seine Ehrfurcht nicht hätte versagen dürfen.

Verzeihen Sie mir diese Abschweifung; aber es ist erfreulich, die Alten zuweilen übertroffen zu haben. Und nirgends ist wohl mehr Ermunterung zu dieser Freude, als in Pompeji und Herkulanum, wo die Vergleichung allein angestellt werden kann. Zwar weifs ich wohl, was für die Sache der Alten gesagt worden ist, dafs man nach den Kunstwerken einer kleinen Provinzialstadt Italiens nicht über die von Athen urtheilen dürfe; aber, ich frage Sie, wenn die historische Malerei in einer solchen Provinzialstadt in manchen Rüksichten den höchsten Foderungen

genügt, darf man diese nicht auch in der Landschaftsmalerei hinaufstimmen? — Und da ist es doch in die Augen springend, dafs die leztere sich zu der erstern bei den Alten nicht so verhält, wie bei den Neuern.

Neapel, den 20. April 1805.

Es giebt wohl nicht leicht einen merkwürdigern Flek auf dieser Erde, als der Weg von Neapel nach Salerno ist. Hast du dich aus dem gewaltsamen Treiben des Menschengewühls von Neapel herausgearbeitet, so empfängt dich der, etwas ruhigere, Meeresstrand, und begleitet dich an den Fuſs des Vesuvs, in welchem sich andre, mächtigere Kräfte bewegen, als die der Menschen sind. Du durchwanderst die Dörfer, welche sorglos an seinem Fusse liegen, und gelangst nach einiger Zeit in das Freie, wo du auf der einen Seite den Anblik eines grossen Lavastroms hast, auf der andern in den kleinen Meerbusen von Castellamare hinunterblikend, gerade vor dir die reizendsten, gesegnetsten Felder siehst. Und wenn du eben über der hohen Fruchtbarkeit des Landes den furchtbaren Grund derselben vergessen hast, so

fallen dir die Trümmer von Pompeji ins Auge, und deken die ganze Jammergeschichte dieser Gegenden wieder vor dir auf.

Ich habe sie so oft gesehen, dafs es mich diefsmal nicht verführte, bei ihnen abzusteigen. Lieber fuhr ich weiter in den segensvollen Gegenden vorwärts, um mich der schönsten Natur zu erfreuen. Sie hat hier ihr reichstes Füllhorn ausgeleert, und man erkennt, was in diesen Südländern so selten ist, ihre Güte auch in den fröhlichern Gesichtern von den Bewohnern der kleinen Dörfer, durch welche der Weg führt. Erst Torre del Greco, dann Torre dell' Anunziata, und zulezt Torre antico, bei dem ich am liebsten weilte. Ich sezte mich so gerne auf die Brüke, durch welche der klarste Bach hinunterfliefst, sich unten im lieblichen Grün vertheilt, wo die Kalkbrennereien sind, und die Kinder sich baden. Neben an steht ein alter romantischer Thurm, der dem Orte

wohl den Namen gegeben hat, und an die Zeiten erinnert, da Italiens Küsten, unaufhörlich von Einfällen der Barbaren bedroht, sich rings mit Wachtthürmen umschirmten. Daher scheint der Name so vieler Orte, die mit Torre beginnen, entsprossen; daher wohl, und aus den andern Vortheilen, die die Nähe des Meers dem Fleisse und der Betriebsamkeit eröfnet, überhaupt das Eigene dieser Ufergegend, welche, der völkerreichen Hauptstadt ungeachtet, auch die ferneren Bewohner um die Schuzthürme versammelte, und eine, beinahe an einander hängende Kette von Dörfern bildete.

Hier beugt sich der Weg in das Land hinein, und das Meer verschwindet hinter den Gebirgen, welche sich von Sorrento herziehen, und bei Castellamare enden. Er wird auch hier breiter und schöner. Auf beiden Seiten ist er mit hohen Pappeln umgeben, an denen sich die Reben kühn hinaufschlingen,

und oft die vortreflich angebauten Felder, und die ferneren Dörfer und Landhäuser verbergen.

Am Wege steht eine Kirche der Madonna della Scavata, in welcher eine Quelle ist, die nur an Einem bestimmten Tage des Jahrs fliefst. Krüppel, und Lahme und Aussäzige aller Art finden sich dann ein, sich in dem wunderbaren Wasser zu baden; Gesunde kommen, um da zu beten und zu schmausen, und der, sonst einsame, Altar ist alsdann mit einer grossen Menge von Gläubigen umgeben.

Bei Pagano, und weiterhin bei Nocera de' Pagani, wird das Thal immer enger. Die Hügel ziehen sich näher zusammen, und verleihen der Landschaft eine neue Ansicht. Sie sind meist von runder Form, beinahe bis an ihre Spize angebaut, welche immer mit den Trümmern eines alten Kastells, öfters mit einem Kloster gekrönt ist. Ziemlich steil

sind die Berge auf der Seeseite, und meist ohne Anbau.

Von Nocera de' Pagani geht der Weg langsam in die Höhe. Die Umgebungen werden immer schöner, je weiter er sich erhebt, und erreichen zwischen la Cava und Vietri einen Grad von Reiz, den man vielleicht nur hier finden.

Es ist ein kleiner Flek im Grunde, den die Natur so herrlich ausgemalt hat; aber er ist ungemein reich, und mannigfaltig geschmükt. Ein Hügel reiht sich hier an den andern, und neben jedem ruht ein kleines liebliches Thal, durch welches eine Quelle herunterrieselt. Ueberall stehen reizende Landhäuser, und weisse Klöster; über alle ragen lange, Säulen ähnliche, Thürme heraus, welche zahllose Tauben beherbergen, die in diesem Thal, als auf der Insel der Venus, am allerliebsten zu wohnen scheinen. Die vielen schönen Wasserfälle, die diken Haine, welche in den

Gründen stehn, stören die hohe Ruhe der Gegend nicht; sie kommt dem Gedanken freundlich entgegen, dafs sich hier eine Kolonie guter Menschen niedergelassen habe, welche dem Lärm der übrigen Welt entfliehen wollten. Den Künsten des Friedens ist ihr Leben geweiht. Den fruchtbaren Boden in jeder seiner guten Eigenschaften zu nüzen, Leinwand zu weben und zu bleichen, Papier zu machen — das ist ihr Geschäft. Es hat ihnen auch zu einem hohen Wohlstand verholfen, der so sehr gegen die, ziemlich nahen, Thäler absticht, und sich in den freundlichen Häusern selbst erkennt, welchen man begegnet. Das schöne reiche Benediktinerkloster von la Cava stört den Wandrer nicht, wie es sonst die Wohnungen der Müssiggänger thun; denn der Arbeit und den Wissenschaften denkt man sich so gern das Leben der Mönche dieses Ordens geweiht, selbst die vielen Kirchen machen keinen

unangenehmen Eindruk — Eine, die dem Tempel der Venus gleicht, ist sogar fast einzig mit Tauben verziert.

Einen ganz andern Karakter gewinnt die Gegend, wenn man ihre höchste Höhe erreicht hat. Hinter dir liegt das Thal von la Cava: vor dir aber unten in der Tiefe steht die ungeheure Trinkschale der Natur, das Meer. Auf der einen Seite ist es durch mehrere Vorgebirge begrenzt, auf der andern liegt Salerno, und dehnt sich eine unübersehbare Ufer-Ebene hin, welche sich für das Auge endlich mit dem Himmel und der Erde vermischt.

In Salerno erkennt man nur wenige Spuren noch von seinem alten Ruhme. Es ist nicht mehr der Siz der Wissenschaften, wie ehmals. Nur zur Zeit seiner beiden Messen gewinnt es eine schnell vorübergehende Lebhaftigkeit; und selbst der wohlhabende Kaufmann, der die Stadt um diese Zeit besucht,

wohnt in dem nahen Vietri auf dem Berge, und kehrt jeden Abend, wenn seine Geschäfte geendigt sind, aus Furcht vor der schlimmen Luft wieder dahin zurük.

Merkwürdig ist das Domgebäude, und häufig noch die Zeiten der Sarazenenherrschaft über einige italienische Ufer verrathend. Die Säulenhalle vor dieser Kirche spricht den Geschmak dieses Volks aus, und eben so deutlich erkennt er sich in einigen alten Grabmälern. Mit grösserem Wohlgefallen verweilt man aber bei mehreren antiken Sarkophagen, welche sich in demselben Gebäude befinden. Einige darunter sind von vorzüglich schöner Arbeit, und vielleicht auch durch die seltenere Wahl der, in ihren Basreliefs vorgestellten, Gegenstände merkwürdig. Sie sind zum zweitenmal zum Dienste der Todten gebraucht, und auf einem vermischt sich auf eine sonderbare Weise die alte Zeit mit der neuen. Die erhabene Arbeit

an demselben stellt den Raub der Sabinerinnen dar; auf dem Dekel ruht ein geharnischter Ritter, dessen Pflicht es war, Frauen zu schüzen gegen jeden Anfall des Muthwillens. Er rührt sich nicht oben, wenn sie gleich unten schon Jahrtausende hindurch die furchtsamen Mädchen hinwegschleppen. Mit Vergnügen sah ich ein schönes Gemälde, welches über einem der lezten Altäre steht, rechts, wenn man hineintritt. Ich kenne den Meister nicht, aber es gab mir einen schönen Genufs.

Einige Theile der Stadt scheinen ganz für die Zeit der Messe gebaut. Es sind eine Menge Buden, welche während derselben vermiethet werden. Obgleich der Handel der Stadt gewöhnlich nur höchst unbedeutend ist, so herrscht doch eine gewisse merkantilische Thätigkeit, welche in Italien selten ist, in dieser Gegend. Die Bewohner eines Orts in den benachbarten Gebirgen, Namens Passidania, zeichnen sich durch ihre Betrieb-

samkeit im Kleinhandel ausserordentlich aus. Sie haben durch ganz Kalabrien eine Handelsgesellschaft gebildet, welche manchmal grössere Spekulationen mit den Landesprodukten unternimmt, hauptsächlich aber sich mit dem Absaz im Kleinen von den Artikeln beschäftigt, welche sie im Auslande, und namentlich in Livorno, und während der Messe in Salerno selbst, aufkaufen. Die meisten Glieder der Gesellschaft durchwandern das Land zu Fuſs, und haben häufig ihren ganzen Kram auf dem Rüken. Ihr Name, so wie ihre Geschäfte, erinnern an die alten Bewohner von Pästum (ehmals Possidonia), welche sich auch bloſs durch den Handel und Industrie Reichthümer erworben hatten.

Der Weg von Salerno nach Pästum führt im Anfang zwischen Gärten hindurch an des Meeres Ufer, welches eine Zeitlang schön bekränzt ist durch die nahen, angebauten

Hügel. Sie machen aber später den unfruchtbaren Felsen Plaz, worin sich viele künstliche und natürliche Höhlen befinden, und entschädigen nur durch die Aussicht auf das lange Thal von Eboli, welches sich an der See hinschlingt, eingeschlossen durch ferne Berge.

Schön gelegen ist das Städtchen Eboli, mit welchem das Thal beginnt, auf einer Anhöhe, und scheidet hier die Strasse nach dem Ufer und in das Innere von Kalabrien. Nahe dabei ist die Gegend treflich angebaut, und sind die Wege vorzüglich gut, bis in die Gegend von Persano. Diefs ist ein Jagdschlofs des Königs, das eine ganz vorzügliche Lage hat, in Rüksicht auf Schönheit der Natur, und den Geschmak des Monarchen, welcher es häufig besucht. Ganz frei ruht es auf einem Hügel, beinahe auf allen Seiten vom Flusse umströmt, und an seinen Ufern nur niedriges Gehölz, welches von

Wild aller Art wimmelt. Hier verliert sich der Anbau des Landes mit dem guten Wege. Dieser windet sich beschwerlich durch Moräste, jenes nährt beinahe nur Dornen, Disteln und wildes Kraut. Heerden von mehreren 100 Büffeln weiden in dem niedrigen Grase, und haben in der, fast unumschränkten, Freiheit, welche sie hier geniessen, eine Gutmüthigkeit und Zahmheit, über die man sich wundern mufs. Ein einziger Hirtenknabe leitet die gröste Heerde, und jedes einzelne Thier folgt ihm auf den Ruf seines Namens, deren jedes seinen eigenen hat. Bringt man aber einmal eines dieser Thiere nach Neapel, so wird es durch die Menge ungewohnter Gegenstände, durch das grosse Treiben und Lärmen der geräuschvollen Stadt in eine Wildheit versezt, welche man in dieser Wildnifs nicht kennt, und die eine gute Anzahl starker Männer nur zu bändigen vermag. Bekanntlich ist das Fleisch der Büffel nicht

sehr geniefsbar. Besser ist die Milch, und viel des Käses, welcher daraus verfertigt wird.

Das alte Pästum lag in einer schönen Ebene, die auf der einen Seite durch liebliche Hügel, auf der andern durch den Meeressaum begrenzt ist. Der Hafen war wohl etwas ferne von der Stadt; denn heutzutage noch erkennt man die Trümmer der Mauren auf jener Seite. Es ist kein Zweifel, dafs da, wo Sümpfe und Heideland ist, ehmals reizende Villen und stolze Gärten standen; denn wo sich heutzutage noch die stolzen Tempelruinen erheben, da ist ja auch beinah jede Spur von Menschenwohnungen hinweggewischt.

Ich kam zu einer, für diese Trümmer merkwürdigen, Periode nach Pästum. Es wurde gerade auf Befehl des Königs in der Gegend der Tempel gegraben, und diese selbst zum Theil von Unkraut und Schutt gereinigt, zum Theil restaurirt. Das leztere Glük ver-

diente besonders der mittlere und gröste Tempel, an welchem der Blizstrahl eine der Hauptsäulen, die den Fronton tragen, der Zerstörung nahe gebracht hatte. Die Reinigung kommt dem Reisenden sehr zu statten, den das viele Unkraut bei seinen Forschungen besonders der, in diesen Gegenden nicht unbedeutenden, Gefahr aussezte, von Vipern gebissen zu werden. Merkwürdige Aufschlüsse über die Stadt werden die fortgesezten Grabungen in derselben geben, welche bereits mit glüklichen Resultaten begonnen haben. Einige alte Wasserleitungen sind von geringer Bedeutung; wichtiger sind mehrere Gräber, die man geöfnet hat, und deren vielen man noch auf der Spur ist. Viele alte Vasen im etrurischen Geschmak, mancherlei antikes Geräthe, Rüstungen und dergleichen sind die Ausbeute dieser Bemühungen. In dem Schiffe des ersten Tempels selbst, desjenigen, der, dem Styl der Architektur nach zu urtheilen,

der jüngste ist, hat man mehrere Gräber geöfnet, von denen einige aber, wie ich aus den darin gefundenen Panzern schliesse, aus neuerer Zeit sind. In dem, den Tempeln zunächst gelegenen, Hause ist bereits ein kleines Museo Pestano angefangen, das sich beträchtlich vermehren dürfte, wenn mit gleichem Eifer die Grabungen fortgetrieben, und die Hofnungen zur Fortsezung der Strasse bis hieher erfüllt würden, zu denen das Interesse berechtigt, welches die neapolitanische Regierung seit einiger Zeit an diesen Trümmern genommen hat.

Rom, den 19. *Mai* 1805.

Pius VII. nahm die wohlwollendsten Besorgnisse seines Volks mit sich auf die Reise. Der grosse Haufen glaubte nicht an seine Zurükkunft, und sah mit Mitleid und Traurigkeit seinem Zug nach, als er sich mit thränenden Augen beim Ponte molle von ihm verabschiedete. Diese Empfindungen giengen bei dem lebhaften Volke natürlich schnell vorüber, und man fieng an, die Veranlassung zu seiner Reise zu untersuchen, und die Gründe abzuwägen, die ihn dazu bestimmt hatten. Sie waren natürlich bald gefunden in der gegenwärtigen Abhängigkeit Italiens von Frankreich; aber die Römer, welche so gerne über der Vergangenheit die Gegenwart vergessen, konnten es nicht ganz begreifen, warum der heilige Vater gehorchen sollte, da er, ihrer Meinung nach, nur befehlen mufste. Es sank darum in ihren Augen sein

Werth unendlich herab, und, als sie vollends sahen, dafs die Sachen in Rom giengen, wie vorher; sich keine dringende Veranlassung zum Wunsche nach seiner Rükkehr zeigte; sich verschiedene Gerüchte über die Rolle verbreiteten, welche er in Paris spielte, da konnte sich der satyrische Geist nicht mehr zügeln; er ergieng sich in bittern Satyren über den heiligen Reisenden und das Geschäft seiner Reise.

Ein sehr starkes Pasquill über die Pariser Krönung endigt mit den Worten:

Il sesto Pio, per conservar la fede
Abbandonò da Martire la sede;
Con atto vile a conservar la sede
Abbandonò Pio settimo la fede *).

*) « Pius, der Sechste, verliefs als Märtyrer seinen Thron, um den Glauben zu erhalten; um seinen Thron sich zu erhalten, verliefs der siebente Pius auf eine niederträchtige Weise den Glauben. »

Es bedarf keines Commentars, um zu zeigen, wie weit der Vorwurf gerecht sey, welcher Pius VII. gemacht wurde. Die Stimmung, die die Verse ausdrüken, scheint übrigens ziemlich allgemein gewesen zu seyn, und zeigte sich auffallend genug bei seiner Ankunft.

Viene il successor di San Pietro

Con una mani davanti, coll' altra da dietro,

spottete eine Pasquinade noch wenige Tage, eh' er in Rom eintraf.

Zwar hatte der Kardinal-Staatssekretär, Gonsalvi, alle möglichen Anstalten zum prachtvollen Empfange des frommen Reisenden gemacht. Das Volk hatte sich, troz des schlechten Wetters, ihm überall entgegen gedrängt; aber es war deutlich zu sehen, dafs nur das Eigene des Spiels die schaulustigen Quiriten herbei gezogen. Als er an Ponte molle kam, stimmte zwar das versammelte Volk durch Vivatrufen in die Komplimente der Kardinäle und Gesandten, und es

mag leicht wahr seyn, dafs es mehr dabei fühlte, als diese, und jene; aber, als er dort die Kleider gewechselt, und seinen gewöhnlichen Staatswagen bestiegen hatte, der Zug sich langsam gegen das Thor del popolo, und durch dieses den Corso hinauf bewegte, erkannte man die innige Theilnahme des Volks nicht mehr, welche es bei seiner Abreise gezeigt hatte, und doch durfte man vermuthen, dafs die leicht beweglichen Gemüther sich eben so gut in Freudenthränen auflösen würden, als sie sich damals in Zähren der Wehmuth ergossen hatten. Denn am Ende mufs es der billige Richter denn doch gestehen, dafs Pius VII. ein redlicher, wirklich frommer, wahrhaft für das Wohl seines Volks und seiner Kirche besorgter, Pabst ist. Es hat wohl seit Jahrhunderten kein Priester auf St. Peters Stuhl gesessen, welcher so wenig an sich und seine Familie gedacht, troz der Noth der Zeiten so viel

für seinen Staat gethan, so wenig für Liebhabereien und eitle Prunksucht verschwendet hat. In seinem Privatleben ist kein Fleken, nichts als Frömmigkeit und Wohlthätigkeit; und wenn man ihm etwas vorwerfen möchte, so könnte es nur seine Hingebung seyn, welche freilich aus der Rolle des obersten Seelenhirten heraustritt, wie sie sonst gespielt wurde.

Sehr vortheilhaft spricht für ihn die Laune, in welcher er seinen Einzug hielt, und die, wie wir gewifs wissen, öfters laut geworden ist. Er war sehr ernst, vielleicht wehmüthig, weil sein sanfter Karakter sich eher für zärtere Empfindungen, als für stärkere Stimmungen eignet. Es that ihm wehe, so viel Geld für Beleuchtungen und Ehrenpforten ausgegeben zu sehen, da ihm überall auf dem Zuge durch seinen Staat nicht freudige Glükwünsche, sondern nur herbe Klagen über das Unglük des Volks, die starken Auflagen

und den Mangel an Erwerb entgegen gekommen waren. Und die dürftigen Vivatrufe für das Zuwinken mit den Taschentüchern und die bunten Tapeten konnten ihn nicht für das niederschlagende Gefühl entschädigen, über ein unglükliches Volk zu herrschen.

Sehr festlich waren indeſs doch die Strassen aufgepuzt, durch welche der Zug gieng. Vor allen Fenstern hiengen bunte Tapeten, die Strassen waren mit Menschen angefüllt, die, troz des schlechten Wetters, in ihren Festtagskleidern erschienen. Die Erwartung war ausserordentlich groſs auf ihn gewesen, die Unterhaltung, als er vorübergezogen, sehr lebhaft. Ob er blässer geworden? ob fetter? u. dgl. waren Fragen, welche diesen Abend sehr viele Menschen aufs angelegentlichste beschäftigten. Der Fremde, dem wenig daran lag, hatte wohl den besten Genuſs bei der Sache. Er nuzte die schöne Gelegenheit, einen grossen Theil der Volksmenge

von Rom zu sehen, bis der Zug herankam; und als er da war, konnte er immer auch noch seinen Spafs haben. Der gewöhnliche Staatswagen des Pabsts hat eine so eigene Form, als die Regierung, die er zur Schau führt. Er ist darauf eingerichtet, dafs der segnende Oberpriester von allen Seiten gesehen werde, und daher beinah nur aus Glasscheiben bestehend. Diese sind in geschmaklose, goldene Verzierungen gefafst, und das Ganze etwa den Kutschen ähnlich, welche man auf dem Titelkupfer einer der älteren Ausgaben von Göthe's Werther findet. Dieser Wagen ist mit sechs Pferden bespannt; auf jedem Paare sizt ein Postknecht in einem kurzen, dunkelrothen, seidenen Rok von eigenem Schnitt, dessen Leichtigkeit gegen die Schwerfälligkeit der Kurierstiefel wunderbarlich absticht. Nebenher geht immer noch ein andrer ähnlicher Rothrok, die Pferde führend.

So bewegte sich der Zug den Corso hinauf, und bog sich durch die Strada papale gegen St. Peter zu hinein. Vorher hatten keine Wagen in den Strassen, wo der Zug durchkam, erscheinen dürfen; nun eilten sie alle auf Umwegen nach dem Petersplaze zu, um da den Pabst aussteigen zu sehen. Sehr grofs war die hier versammelte Menge. Der heilige Vater fuhr bis an die Hauptthüre hinauf, und betrat, da zum zweitenmal bewillkommt von der höhern Geistlichkeit, den Dom. Er verrichtete an verschiedenen Altären sein Gebet, segnete auf allen Seiten, und kehrte dann, gewifs höchst ermüdet, nach seinem Pallaste auf Monte cavallo zurük.

Es war Abend gewoüden, als er da ankam. Schon fieng die Beleuchtung der Stadt an, schimmerte St. Peters Kuppel in mattem Feuer. Später war die grosse Beleuchtung, und erfolgte das bekannte Feuerwerk vor der Engelsburg (la Girandola). Den andern

Abend wurden diese Festlichkeiten wiederholt, und wenige Tage nachher der grosse Segen, orbi et urbi, von dem Balkon des Laterans herab ertheilt.

Das Merkwürdigste in diesen Feierlichkeiten war wohl die Beleuchtung des Kapitols. Die Regelmäſsigkeit der, seine Spize einschliessenden, Gebäude begünstigte sie auf eine eigene Weise. Ich kam eine Stunde nach Mitternacht hin, als bereits die meisten Lichter und Fakeln erloschen waren. Kolossal malten sich die Statuen auf dem Geländer, und Mark Aurels Roſs schien herabzuwandeln von seinem hohen Postament. Hoch hob sich der, noch beleuchtete, Thurm in die Nacht hinein, und erinnerte, schwach genug, an die ehmalige Höhe des alten Berges.

Venedig, den 24. August 1805.

Gestern Abend um 11 Uhr bin ich hier angekommen. Noch habe ich wenig mehr von der Stadt gesehen, als die Wände meines Zimmers, und ich benuze diese Zeit der Ruhe dazu, Ihnen zu schreiben, weil ich weiſs, daſs ich es später nicht mehr mit derselben Fassung von hier aus werde thun können.

Meine lezten Briefe waren aus Bologna. Ich sagte Ihnen nichts von dieser Stadt, da ich mich dieſsmal nicht viel länger daselbst aufgehalten habe, als nöthig ist, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daſs der krumme Thurm nicht gerade ist. Doch erprobte ich es dieſsmal wieder, daſs Gastfreundschaft einer der vielen Vorzüge Bologna's ist, wodurch es sich vortheilhaft von den übrigen grossen Städten Italiens unterscheidet.

Bei einer Gelegenheit, wo ich dieſs erfuhr,

fiel das Gespräch auf die Schwierigkeit für die Bologneser und die Fremden, sich gegenseitig zu verstehen. Wirklich ist die Mundart der erstern die unverständlichste, die ich kenne, und immer noch schwerer zu verstehen, als das geradbrechte Toskanische, welches der Fremde gewöhnlich spricht. Die Dame des Hauses, eine äusserst verständige Frau, nahm die Parthie der leztern, und bezeugte, wie angenehm in ihren Ohren das Italienisch der Fremden klänge. Mit vieler Naivetät verglich sie es dem Stammeln der Kinder, wenn sie zu sprechen anfangen; und diese Töne, sezte sie mit herzlicher Gutmüthigkeit hinzu, sind für mich mehr, als die wohlgesezteste Rede.

Sie sind gewifs auch der Meinung der edlen Bologneserin, meine liebenswürdige Freundin, wenigstens was den lezten Punkt betrift. Aber Sie können sich nicht enthalten, mich über das Kompliment, welches

mir damit gemacht werden sollte, tüchtig auszulachen — mich, von dem man, nach einem langen Aufenthalt in Italien, doch erwarten kann, dafs er die Sprache dieses Landes nicht mehr stammle. Ich mufs Ihnen gestehen, ich lachte mich selbst herzlich aus.

Von Bologna fuhr ich in einem halben Tage nach Ferrara. Ich wüfste Ihnen von diesem Wege nichts andres zu sagen, als dafs seine Schönheiten nicht so ermüdend sind, wie die der andern, welche im obern Italien durch das ebene Land führen. Es ist nicht dieselbe Regelmäfsigkeit in den Feldern und in ihrem Anbau, wie in der Lombardie, und ich bin recht froh, diesen für mich ganz neuen Weg nach Venedig gewählt zu haben.

Ferrara ist eine von denjenigen Städten, der man wegen ihrer längst abgeblühten Jugendreize huldigen mufs. In ihren, nun so öden, Strassen bewegte sich ehmals das regste

Leben eines reichen, fein gebildeten Hofes, einer wohlhabenden und glüklichen Volksmenge. Heutzutage ist nur noch das Revier der Juden belebt, und Sie können sich kaum hineinwagen, ohne mit den Haaren zu einem Handlungsgeschäfte gezwungen zu werden, sollte es auch nur ein Thaler zu wechseln seyn, auf dem der Israelite einen halben Bajok gewinnt.

Wie Sie denken können, machte ich eine Wanderung nach Ariosto's Grab. Es befindet sich auf der öffentlichen Bibliothek, und ist des grossen Dichters nicht würdig. Mit vieler Liebe hat man daselbst andre Reliquien aufbewahrt, welche immer so viel werth sind, als die jedes Heiligen. Ein hölzerner, sehr unbequemer, Lehnstuhl ist eine derselben, um den wahrhaftig niemand den Dichter beneiden wird. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem des heil. Januarius in den Katakomben von Neapel, und ist wenigstens um nichts

bequemer, obgleich ein finstrer Heiliger sich mit weniger begnügen mufs, als ein lustiger Sänger, der seinen Himmel in dem Herzen der Nachwelt sucht. Das Dintenfafs, aus welchem der rasende Roland, wie man mir sagte, entsprungen ist, fand ich eben nicht sehr merkwürdig. Ein Amorino auf demselben, in erhabener Arbeit, welcher den Finger auf die Lippen legt, giebt einigen Aufschlufs über das Geheimnifs, mit welchem Ariosto seine geheimern Verhältnisse behandelt. Manche italienischen Schriftsteller, welche gar gerne der Welt auch die Frauen genannt hätten, die Ariosto verehrt hat, können ihm sein Stillschweigen nicht verzeihen, und dürften sich wohl durch jenen Amorino belehren lassen, dafs sie das weder zu wissen, noch zu sagen brauchen. Auch ohne Gallianer zu seyn, wäre es offenbar merkwürdiger, Ariosts Schädel zu sehen; denn aus jedem Dintenfafs konnte ein Heldengedicht, aber nur aus

Homers Kopfe eine Ilias hervorgehn. Brouillons von seinem Orlando beweisen, dafs die leichte, unübertrefliche Ungezwungenheit, welche sein Gedicht karakterisirt, eben nicht so leicht entstanden ist, wie man es uns glauben machen will. Es mufste Manches weggestrichen werden, bis es seines Rangs unter den unsterblichen Gedichten würdig dastand *). Sein Bildnifs, welches auch unter den Reliquien hängt, spricht einen Mann aus, der das Leben nicht nur in der Poesie, sondern auch in der Wirklichkeit genossen hat. Es ist ihm übrigens der starke Karakter

*) Wirklich genügte er sich niemals. Darum auch die 30jährige Arbeit an seinem Roland, eh' er ihn herausgab. Noch hat man die vielerlei Veränderungen, welche er mit der schönen 142sten Stanze des 18ten Gesangs vornahm, ehe er sie, wie sie jezt ist, liefs. S. hierüber Pigna, libro de' Romanzi libro II. e III. wo diese Aenderungen angeführt sind.

aufgedrukt, welcher es zu einem Portrait des Zauberers Merlin eignen könnte.

Der Bibliothekar, Giuseppe Faustini, ist ein sehr artiger Mann, und wenn Sie einst bei Ihrer Durchreise durch Ferrara Ariosto's Manen opfern sollten, so gehen Sie gewifs mit Dankbarkeit für den guten Alten weg. Er wird Ihnen zuerst eine Sammlung von etlichen 20 alten Mefsbüchern zeigen, welche mit Miniaturen geziert sind. Sie sind natürlich von verschiedenen Meistern, und darum an Verdienste sich nicht gleich; aber mehrere darunter sind Clovio's würdig — erinnern Sie sich des Dante'schen Codex im Vatikan, dessen Miniaturen uns einen so schönen Genufs verschaft haben? *) — und alle zusammen

*) Das Paradies in diesem Codex ist's allein, was die Aufmerksamkeit jedes andern Kunstwerks in Rom verdient. Ohne Zweifel ist es von dem genannten Clovio gemalt, da hingegen das Fegefeuer und die Hölle von unbedeutenden Künstlern

eine reiche Schule für Künstler, besonders in Rüksicht auf Gewänder und Attitüden der Andacht und Hingebung. Dann führt er Sie in das Zimmer, wo die Reliquien Ariosts sind, und endigt damit, Ihnen von seinen

mit sehr fleissigen, aber eben so geschmaklosen, Figuren ausgeziert sind. Jene ersten Miniaturen sind wirklich himmlisch unschuldig und erhaben gedacht. Die hohe Bedeutung des Gedichts ist in denselben nach den Foderungen der Kunst wiedergegeben, und Manches in denselben übertrifft an Tiefe des Gefühls und des Sinns jenes selber. Sie sind zugleich mit der Reinlichkeit und Rundung gearbeitet, welche die unerläſsliche Bedingung des hohen Kunstgenusses sind. Würdiger, als Manches andre, was so oft nachgezeichnet und gestochen wird, wären diese kleinen Meisterstüke, und der Künstler, der es unternähme, hätte noch das Verdienst, einen Künstler der Nachwelt bekannt zu machen, welche über leerem Kunstgeschwäz die richtige Schäzung des wahren Verdienstes zu verlieren in Gefahr ist.

Untersuchungen über die Literaturgeschichte Ferrara's zu sprechen *). Er zeigte mir eines seiner Manuscripte über die drei ältesten Ausgaben des Orlando Furioso, welches reich an merkwürdigen Notizen, besonders Tasso betreffend, ist. Es enthält einige noch ungedrukte Gedichte von ihm, deren eines an Eleonoren von Este gerichtet zu seyn scheint; besonders aber Stellen aus den Briefen Verdizotti's (eines Schülers von Tizian) an Ora-

*) Ich sah nur den Artikel von Savonarola durch, und überzeugte mich mit Erstaunen von dem Reichthum der hier niedergelegten bibliographischen Kenntnisse. Barotti's Werk über die Ferraresischen Schriftsteller wird in dieser Arbeit Faustini's die, ihm nöthigen, Zusäze erhalten, welche auch dem jüngst erschienenen Buche: Luigi Ughi (von Ferrara), Dizionario storico degli uomini illustri Ferraresi, nella pietà, nelle arti, e nelle scienze; Ferrara, 1804; 8. 2 tomi, treflich zu statten kommen werden.

zio Ariosto, einen Verwandten des Dichters, welche einige neue Aufklärungen über die Entstehung des befreiten Jerusalems geben. Gegen die Behauptung des Ab. Serassi erhellt daraus, dafs es in Venedig von ihm auf den Rath Verdizotti's angefangen worden ist; dafs dieser ihn mit der Vorstellung, neben Petrarcha sey doch kein Lorbeer mehr zu pflüken, von seiner Nacheiferung dieses Dichters zum Uebergang zur heroischen Gattung bewogen, und ihm zur Wahl des Sujets gerathen hat, das er auch gleich auszuführen anfieng, und dessen ersten Gesang noch in Venedig beendigte. — Andre Stellen aus gleichzeitigen Ferraresischen Schriftstellern sollen in eben diesem Werkchen Faustini's beweisen, dafs es mit dem Wahnsinn Tasso's, welchen man, nebst seinem Gefängnifs, als eine gelinde Strafe für seine stolze Liebe, und ein Heilungsmittel von derselben ansah, denn doch seine Richtigkeit habe. Offenbar ist diese

Entdekung nicht sehr erfreulich; denn lieber sehen wir doch eine so schöne Natur, wie Tasso's, der Ungerechtigkeit und Gewalt unterliegen, als den Verirrungen des Geistes, in welchem wir den Spiegel der idealischen Welt erkannt haben. Aber zu Ihrem Trost, l. Fr., kann ich Ihnen sagen, daſs die Stellen, welche Faustini anführt, offenbar nichts weiter beweisen, als daſs man in Ferrara das Unglük Tasso's wirklich glaubte; was ganz begreiflich ist, wenn man bedenkt, mit welchem Geheimniſs eine, die Ehre des Este'schen Hauses betreffende, Sache behandelt werden muſste.

So viel über Ferrara. Ich nahm von da den Weg über Padova und Mestre nach Venedig. Eine angenehmere Strasse, als diese ist, besonders nach dem Eintritt in das Venezianische, habe ich nie gemacht. Am schönsten aber wird sie von Padova nach Mestre. Eine Menge Kanäle durchschneiden hier das Land, welche nicht mit der Aengstlichkeit

gezogen sind, die sogleich das Werk von Menschenhänden erkennen läfst. An ihren Ufern liegen eine Menge von Dörfern und Villen der reichen Venezianer. Unter diesen ragt manches stolze Werk von Palladio hervor; aber die Natur hat hier, wie überall, wo sie will, die Kunst übertroffen. Ich lobe mir die lieblichen Häuserchen, welche sich im Wasser spiegeln. Ein Kranz von Thränenweiden umschlingt den Rasenplaz, der sich zwischen der Thüre und dem Ufer dehnt, und ein dikes Gehölz hinten fächelt ihnen Kühlung zu. Oft sind sie beinah völlig im Gebüsche verstekt, oft zeigen sie sich nur im Hintergrund einer Alleeperspektive, häufig stehen sie halb im Wasser, in dessen Spiegel sie sich malen. Eine ernste Gondel ruht an der Thüre, und begünstigt die Vorstellung, dafs hier die Ueberfahrt auf eine Zauberinsel sey, wo nur Glük und Ruhe wohne. Grosse und kleinere Fahrzeuge sind auf dem Wasser

sichtbar; aber ferne ist der Lärm der Schiffenden, wo keine bewegten Elemente das Fahrzeug treiben. Die Fahrt gewinnt vielmehr einen eigenen Reiz von Neuheit, wenn die Barke durch ein paar Pferde, und das Wasser einen seltenen Schein von Gutmüthigkeit, wenn das gröste Fahrzeug durch einen einzigen Esel gezogen wird.

Nicht vergessen darf ich die grauen Strohhütten, welche unter dem Gebüsche hervorragen. Sie erinnern, wie in den wohlhabendsten Gegenden der Schweiz, an eine patriarchalische Zeit, wo die Bedürfnisse der Menschen noch nicht so vielfach waren, als heutzutage. Das glükliche Klima des Landes und der einfache Sinn seiner Bewohner hat sie hier erhalten, sie sind geblieben zur Verschönerung dieser, an Reizen der Natur so reichen, Gegend.

Hier möchte ich meine Hütte aufschlagen dürfen, so nahe bei Venedig, Mailand,

Florenz und Rom. Aber nur wenige Stunden konnte ich weilen, rastlos gieng es vorwärts bis nach Mestre.

Da liefs ich meinen Wagen stehen, und schifte mich auf einer Gondel nach Venedig ein. Schon dämmerte der Abend, und als ich hinauskam auf die Lagunen, war die Nacht herabgesunken. Lange suchte ich in der dunklen Ferne die stolze Stadt, lange sah ich dem Spiel der Ruder in der See zu, in welcher ich, wie in Neapel, das sogenannte Leuchten des Meers erkannte; manche Laterne auf einem Fischerboot betrog mich, als ob es die Fenster Venedigs wären, aber ich befand mich mit einemmal in dem grossen Kanal der Stadt, als ich eben anfieng, die Täuschung umzukehren, und die Lichter in den Häusern für Lampen auf den Schiffen zu halten.

Beilagen.

Gemälde aus Livorno.

Livorno, 1801, 1802.

Allgemeine Ansicht der Stadt.

Livorno liegt, ungefähr eine deutsche Meile von der Mündung des Arno entfernt, an dem tyrrhenischen Meere. Die Apenninen dehnen sich in einiger Entfernung nordwärts von derselben in das Land hinein, und bilden eine, durch das Flufsthal unterbrochene, Zirkelkette, welche sich in dem Vorgebirge von Monte nero endet. Diese grosse Ebene ist flach, den Meereswellen sehr ausgesezt, und war in ältern Zeiten beinahe nur Ein grosser Sumpf. Grosse Streken ziehen sich noch

heutzutage am Arno hinauf bis in die Nähe von Pisa, und bringen einige Gegenden des Thals und der Stadt Livorno selbst in den übeln Ruf einer ungesunden Luft. Leopolds Veranstaltungen haben durch Dämme und Kanäle manches fruchtbare Stük Lands gewonnen, und der Stadt wenigstens eine gute Strasse in das Innere von Toskana erworben. Die ganze nördliche Seite des Thals ist indeſs weniger angebaut; besser ist es die südliche. Wenn dort grosse Sumpfstreken liegen, so sind hier fruchtbare Felder; zwischen beiden in der Mitte dehnt sich ein dünner Wald bis in Pisa's Nähe. Die Strasse dahin ist die einzige Verbindung Livorno's mit dem festen Lande Italiens.

Die Stadt selbst war im Anfang zur Vestung bestimmt. Sie ist mit Mauren und Gräben umschirmt, aber darum auch zu enge geworden. Zwei Vorstädte, die eine an der Strasse nach Pisa, die andre am Wege gegen

Monte nero, nehmen die Menschenüberzahl auf. In den neusten Zeiten hat man sogar angefangen, die Festungswerke zum Ueberbauen herzugeben. Durch zwei Kastelle nur ist der Hafen noch vertheidigt. Auf beiden Seiten desselben stehen zween Thürme mitten in der See; der eine ist der Leuchtthurm; eine ähnliche Bestimmung hatte wohl auch der andre, il Marzoccho genannt.

Die Stadt ist ziemlich regelmäfsig gebaut. Eine gerade, breite Strasse führt von einem Ende derselben zum andern. Der nördliche Theil ist von Kanälen durchschnitten, und heifst darum Neu-Venedig. Die Beleuchtung in den Hauptstrassen ist neu und gut. Die Besazung besteht aus einigen tausend Mann. Häscher, ohne Uniform, erhalten die Polizei. Es sind unzählige Bettler in der Stadt; es wird wenig gemordet, aber viel gestohlen. Die ganze Volksmenge mag zwischen 60—70,000

Menschen schwanken. Die Einwohner selbst nennen eine weit grössere Zahl *).

Der Hafen ist ein Freihafen, und ziemlich sicher. Gefährlicher ist die Rhede. Dem heftigen Südwestwind (Libeccio) widerstehn die Schiffe auf derselben nur selten.

Allgemeine Ansicht der Bewohner.

Die Duldungspolitik der Mediceischen Fürsten hat in dem, einst unbedeutenden, Livorno ein Asyl für alle Unterdrükten, für alle Vaterlandslosen, alle Fleissigen und alle Faulen eröfnet. Der Geist der Zeit kam ihren Planen treflich zu statten — man jagte in vielen Ländern Europa's alle diejenigen fort, welche nicht auf die Worte der Priester

*) Im Jahr 1780 war die Bevölkerung 45,000 Seelen. Im Jahr 1805 aber betrug sie 62,009, wovon 42,219 in der Altstadt, und 19,790 in den Vorstädten lebten. Hierzu sind nun noch mehrere Tausend Fremde zu rechnen.

schwören wollten. Am Ufer von Toskana stand die ſreundliche Göttin, und lud sie ein, und verhieſs ihnen, daſs sie den Ewigen loben dürften, auf welche Weise, und in welchen Zungen sie nur immer wollten.

Da kamen an Völker aus Süden und Norden, Völker aus Osten und Westen, und sie brachten mit sich ihr Gold und ihr Silber, und brachten mit ihre Geschiklichkeiten und ihren Fleiſs.

Hier ists gut wohnen, sagten sie, denn hier darf man nicht nur leben, sondern auch denken. Und sie bauten sich Hütten, und trieben ihr Gewerbe über Land und über Meer. Sie wurden reich, und errichteten sich stolze Palläste, welche schon in weiter Ferne dem schwellenden Segen entgegen lachen.

Von allen Bewohnern der Stadt mögen nur diejenigen Aboriginer seyn, welche dem Fischfang sich ergeben, und den Theil der Stadt bewohnen, der Venedig heiſst. Wie überall,

sind die Aboriginer den Kolonisten dienstbar geworden; sie wurdens hier durch den Ueberfluſs, welcher die Gewandtheit der Fremden belohnte.

Was die Intoleranz sonst wirkt, daſs sich der Schwarze nicht vermischt mit dem Weissen, der Blonde nicht mit dem Braunen, das hat hier wohl die Duldung hervorgebracht. Um die Kolonisten ihrer Unabhängigkeit zu versichern, lieſs man die von jeder Klasse sich zu einem kleinen Staat im Staate zusammen thun. Sie haben ihre eigenen Geseze, wie ihre eigene Religion, und sind in manchen Fällen sogar von den Landesgesezen ausgenommen.

Namentlich ist dieſs bei den Juden der Fall, deren Zahl die gröste ist. Nicht minder ansehnlich ist die griechische Gemeinde, aber nicht, wie sie, von den andern Bewohnern der Stadt durch bestimmte Grenzen getrennt. Sie unterscheiden sich wenig von

den Juden; am allerwenigsten durch grössere Reinlichkeit. Bei beiden sind die ächten, festen Reichthümer Livorno's zu suchen.

An die erstern schliessen sich die Türken an, welche ehmals eine eigene Moschee, noch heutzutage, wie jene, einen eigenen Kirchhof besizen. Aber ganz liefs sich doch der Geist der Zeit nicht abläugnen! Ihr Todtengarten ist neben dem Anger, auf welchem die Verbrecher, die Galeerensklaven, und die öffentlichen Weiber begraben werden.

Die Engländer bildeten sonst eine, sehr angesehene, Gemeinde. Der Revolutionskrieg, und das, während desselben wechselnde, Schiksal Toskana's hat sie vermindert. Doch haben sie noch ihren eigenen Geistlichen, und nie berührte der Partheigeist ihren prächtigen Kirchhof.

Die Deutschen und die Holländer, und in neuern Zeiten auch die Dänen, machen Eine Gemeinde aus. Ehmals hatten sie einen katho-

lischen Pfarrer; heutzutage nur noch einen protestantischen in dem würdigen Manne, Johann Paul Schultesius.

Unter den Franzosen herrscht keine ähnliche Verbindung. In den gesellschaftlichen Verhältnissen vermischen sie sich nach Geschmak und Interesse mit allen. Ihr Ansehn ist in den lezten Zeiten gestiegen, ob sie gleich weniger geliebt sind, als die andern Fremden.

Die Fremden überhaupt unterscheiden sich durch ihre Plane. Die Juden und Griechen haben sich auf immer festgesezt — doch bis der Messias kommt, und Perikles wieder aufsteht. Die Uebrigen sind als Fremdlinge zu betrachten. Sie sind meist gekommen, um sich zu bereichern, und verlassen die Stadt wieder, wenn es ihnen gelungen ist, oder nicht.

Das Judenquartier.

Livorno ist das Jerusalem der Juden. Sie geniessen hier grössere Freiheiten, als an

irgend einem Orte in der Welt, und haben sogar Glieder im Magistrat sizen. Ihnen gehört beinahe die ganze Stadt; denn sie haben nach und nach die meisten Häuser und Grundstüke an sich gekauft, und ihr Geld dabei nicht übel angelegt, da die Miethe ausserordentlich hoch ist. Hier können sie sagen, was sie nirgends sagen können, wir sind hier zu Hause. Und könnten sie sich nur ihren geerbten Gedanken, einst in das Land ihrer Väter zurükzuziehen, und dort ihrem Herrn zu dienen, aus dem Kopfe bringen, sie möchten es noch besser haben. Aber ob sie gleich hier fest angesiedelt sind, so erkennt man sie doch bald am Schiboleth. Die Juden sind das einzige Volk, welches immer dasselbe war, und überall dasselbe ist.

Wie überall, ist hier das Judenrevier (il Ghetto) beschaffen. In Egypten vermehrten sie sich, wie die Häringe; hier sind sie, wie diese Fische, zusammengepökelt. Auch

hier hat ihre Menge Schmuz ohne Grenzen zur Folge; und ob die Italiener gleich überhaupt unter ihre Tugenden die der Reinlichkeit nicht zählen können, so unterscheiden sie sich doch hierin auffallend vortheilhaft von dem Volke Israels.

Auch hier waren die Juden die ersten, welche den Freiheitsbaum pflanzten, weil sie, wenn dieser auch nicht, wie die Stäbe im alten Testament, in Einer Nacht Zweige trieb, überall dadurch gewinnen, aber nur hier verlieren konnten. Als man in Toskana beinahe einen Kreuzzug gegen die Neufranken predigte, fiengen die Livorneser auch, wie einst die Kreuzfahrer, ihre Expedition mit der Plünderung der Juden an. Es gab Walthers ohne Habe genug, die das Volk hafsten, weil es besafs, was ihnen fehlte. Aber das Gouvernement fand doch noch Mittel, sich des Volks Gottes anzunehmen. An den öffentlichen Opfern der Ordnung, die aus diesem

Volke genommen wurden, liefs dagegen der aufgebrachte, treue, raubsüchtige Haufen seine Rache desto grausamer aus.

Ein Deutscher, der nach Livorno kömmt, geht gerne in das Judenquartier. Er hört hier viel deutsch sprechen. Die Klagen der deutschen Judenmädchen, welche häufig hieher zu ihren Glaubensgenossen in Dienste gehen, wird der Deutsche mit Vergnügen belauschen. Manche kann die kalten Eisgegenden über den Alpen nicht vergessen, und findet an dem Lande, wo die Citronen blühn, eben nicht sehr viel Behagen. — Erst vor wenigen Tagen stürzte sich eine in das Wasser, vielleicht im Glauben, wie die afrikanischen Negersklaven in Amerika, durch das Todtenreich den Weg wieder in ihr Vaterland zurükzufinden.

Der Porte-Dieu.

Seit der lezten Besiznehmung der Franzosen von Livorno wurden hier, wie überall, die

Priester sehr scheu. Sie konnten die hierarchische Katastrophe unter Pius VII. unmöglich voraussehn, und trieben mehrere Jahre hinter einander ihr Wesen ganz in der Stille. Die Monstranz zog nur incognito aus, statt dafs ihr die vorige, kaiserliche Besazung durch die lautesten Zeichen der Andacht einen Glanz gegeben hat, den sie bei dem, nun zwar auch wieder einbiegenden, französischen Militär kaum zu erreichen hoffen darf.

Man kennt diese religiösen Züge, die sich fast in allen Städten Italiens gleich sind. Hier machte die allgemeine Duldung Zusäze nöthig, welche man eher für höchste Intoleranz auslegen dürfte.

Vor dem Porte-Dieu (Gott-Träger) und dem ganzen Zuge geht nemlich eine Person mit einem laut und durchdringend klingenden Glökchen her. Es heifst das Judenglökchen, und dient dazu, die Beschnittenen zu warnen, sich zu entfernen. Ihre unhöfliche

Religion erlaubt es ihnen nicht, den Hut vor demjenigen abzuziehen, welchen ihre Väter gekreuzigt haben.

Gott ist ein liebevoller Vater aller Menschen. Aber hier dürfen sie sich nicht alle vor ihm sehen lassen, und man wird unwillkührlich an die despotischen Geseze des Orients erinnert, wo die Unterthanen erst vorher aus den Strassen gejagt werden, wenn ihr gnädiger Landesvater durchzieht.

Montenero.

Der Livorneser ist in seine Mauren und in seine wenigen Spaziergänge eingeschränkt. In der ganzen Umgegend sind keine Dörfer, keine Wirthshäuser, nach welchen man, wie in Deutschland, beinahe überall, eine Lustparthie machen könnte. Von dem Vergnügen, hinauszuwandern in grosser Gesellschaft nach den benachbarten Dörfern, da sich durch fröhliche Gespräche und muntere Tänze

zu erfreuen — davon weifs man nichts in Italien, wo man kaum die Anfangsgründe der Kunst zu leben kennt. Nirgends in der Welt findet man die tollste aller Vergnügungen, das Corsofahren, als in diesem Lande, und wenn man gleich in Livorno dieses Vergnügen nicht kennt, so ist doch kein andres da, um es zu ersezen.

Aber hier hat die Religion gesorgt, welche diesem Lande, ohne es zu verdienen, so manchen Vortheil verschaft hat. Die Madonna von Monte nero zieht die Leute an sich, wenn sie auch schon wegen der, auf demselben herrschenden, gesunden Luft und herrlichen Aussicht zu Hause blieben. Nicht nur Kranke, die von dem wunderthätigen Bilde Genesung hoffen, sondern auch Gesunde, nicht nur Fromme, sondern auch Profane, wandern auf dieses ungefähr anderthalb Stunden von Livorno sich befindliche Vorgebirge.

Der Weg dahin geht erst durch die Vor-

städte, dann durch hübsche Gärten, und endlich durch das freie Feld, bis man am Fusse des Berges ankömmt. Hier bleiben die Wagen meist stehen, weil es sehr beschwerlich ist, den Berg hinaufzufahren, und man tritt die Wandrung zu Fuſs an den Berg empor. Durch fruchtbare Bepflanzungen, angenehme Wäldchen, und zwischen hübschen Landhäusern hindurch kömmt man an die schöne Kirche der Madonna. Es ist daneben ein Kloster, dessen Mönche den reichen Erwerb der heiligen Jungfrau geniessen.

Wie leicht es doch einst war, die Menschen zu betrügen, und wie schwer es ist, alte Irrthümer auszurotten! Jederman glaubte die Erzählung des schlauen Priesters, als er auf die Wundergeschichte, welche er erzählte, dieses Haus gründete.

Vor Olimszeiten, sagte er, weidete einst ein blinder Schäfer am Meeresufer seine Schafe. Auf einmal fühlte er etwas in seinen

Armen, das ihn forttrieb, bis er mit demselben an dem Orte ankam, wo die Kirche nun steht. Hier hielt es ihn fest. O Wunder! Mit einemmal öfnete er die Augen, und sah das herrliche Geschenk, das er in seinen Armen hielt. — Ein blinder Schäfer? fragte ich einen der Chorherrn der Kirche, welcher die wunderbare Geschichte ganz treuherzig erzählte. — Wer weiſs? Es war in alten Zeiten, wo vielleicht die Blinden die Schafe hüteten — war die Antwort des dummen Pfaffen. — Und noch heutzutage glauben es die Meisten!

Einige Gewölbe neben der Kirche sind voll von Krüken, Votivtafeln und Ankertauen, die hier zum ewigen Gedächtniſs der Hülfe aufgehängt sind, welche die heilige Jungfrau den Bedrängten angedeihen lieſs, die zu ihr riefen. In diesen Gewölben riecht man den Aberglauben.

Das Stift ist sehr reich. Leopold, dessen

Andenken in Toskana ewig unvergeſslich seyn wird, bei Guten und Bösen, hob es auf, und verwendete die Einkünfte zu andern nüzlichen Zweken. Sein Nachfolger stellte es wieder her, und noch jezt erzählt man von dem frohlokenden Zug der Pfaffen, als sie wieder in ihre Hütten — so nennen sie ihre Palläste — einzogen. Das war der Triumph des Aberglaubens über die gesunde Vernunft.

Ein fremder Maler besuchte von Livorno aus einst diesen Berg. Es war ein heisser Tag, und er flüchtete sich vor den stechenden Sonnenstrahlen in die Kirche der Madonna. Er sezte sich, und las in einem französischen Buche. Ein neugieriger Pfaffe sah ihm von hinten ein. Ein französisches Buch? Und Voltaire, und das ganze Heer von Streitern für die Sache der Vernunft stand vor seinen Augen. Der Maler wurde plözlich arretirt, nach Livorno geschaft, und

dort der heiligen Inquisition übergeben. Nur schwer ward er wieder frei gemacht.

Von diesem Berge aus hat man die herrlichste Aussicht. Auf der einen Seite die ungeheure Fläche des Meers, auf der andern die fruchtbaren Gegenden von Livorno, hinten von den Apenninen umschlossen, und vor sich die schöne Stadt mit ihren freundlichen Häusern.

Hieher fahren manche, um zu frühstüken, oder zu Mittag zu essen. Wer aber nicht hungern will, mufs sich seine Küche selbst mitbringen.

Fallimente.

Der Mann steht sich gut, er hat dreimal fallirt. Diefs ist eine sehr gewöhnliche Redensart in den Gegenden von Livorno.

Daraus scheint also zu folgen, dafs ein Falliment in dieser Stadt ungefähr das ist, was eine etwas schmerzhafte Operation für

die künftige Befestigung der Gesundheit. Vielleicht hat es noch grössere Aehnlichkeit mit den Geburtsschmerzen, weil die Ursache beider ziemlich gleich ist. Freude und Vergnügen und Genufs haben bei Frauen die Wehen, bei Kaufleuten Bankerute zur Folge. Wie jene in Italien weit gelindere und kürzere Wochen haben, als im Norden; so ist hier ein Falliment auch weit bequemer. Es giebt Leute, die so wenig Furcht davor haben, dafs sie die Operation so oft als möglich wiederholen.

Man findet in Livorno solche, bei denen das Falliren eine periodische Krankheit ist, wie das Häuten bei den Schlangen. Ich habe einen Mann gekannt, der dik und fett war, und siebenmal schon fallirt hatte, und lebte, als ob er noch siebenmal falliren wollte.

Ist eine solche Katastrophe sehr nahe, so flüchtet der, dem sie bevorsteht, in die Madonnenkirche, und harret bei den Franziska-

nern an derselben mit aller Bequemlichkeit des Tages der Erlösung. Von diesem Asyl aus kapitulirt er mit seinen Gläubigern; und da sich diese, um etwas zu bekommen, gerne mit einem Finger abfinden lassen, wenn ihnen auch die ganze Hand gehörte, so dauert die Belagerung nur einige Tage. Der Belagerte zieht nach dieser Zeit aus, und fängt seine Geschäfte wieder von neuem an.

Man erzählt von einem der ehmaligen türkischen Galeerensklaven, der viele Jahre dazu gebraucht wurde, die Geldsäke nach den Stanze — dem öffentlichen Zahlungsorte — zu tragen, es sey ihm auch einmal der Einfall gekommen, zu falliren. Mit einem Sake von einigen hundert Zecchinen, den er gerade auf dem Rüken hatte, sezte er sich auf die Schwelle der Madonnenkirche. Man wartete lange auf ihn, suchte, und fand ihn endlich. Io star fallito — ich habe fallirt — gab er in gebrochenem Italienisch zur

Antwort, und die Polizei war wirklich in Verlegenheit, ihn wegzubringen.

Niemand hält es aber auch für eine Schande, zu falliren. Manche der ersten Kaufleute haben ihren Reichthum auf glükliche Fallimente gegründet, wie jener, der über einen grossen Stein fiel, und seine Nase an einem grossen Diamant wund schlug, welcher ihn zum reichen Manne machte.

Die Synagoge.

Die jüdische Synagoge in Livorno wird für die schönste in der Welt gehalten. Sie ist ein hohes, einfaches Gebäude, und bildet ein länglichtes Vierek. Ueber dem Eingang steht eine Inschrift, die das Lob des Groſsherzogs enthält, unter welchem es seine jezige Einrichtung erhalten hat.

Auf drei Seiten des Innern ziehen sich Säulengänge herum. Sie tragen die vergitterten Size des andern Geschlechts. Hieher

kommen sie, und sehen: aber nicht, wie die römischen Damen, um gesehen zu werden, und beten und singen. Der einzige Wandschmuk, den sich diese bilderhassende Religion, wie die muhamedanische, erlaubt, sind grosse hebräische Inschriften. Eine Menge Lampen erhellen das Haus. Sie waren ehmals sämmtlich von Silber, haben aber seit den lezten Revolutionsbegebenheiten ein weit populäreres Ansehn gewonnen. Sie bestehen jezt nur aus Glas. Die erstern schienen vor dem Theophilanthropismus der Sieger, und der Noth der Zeit überhaupt nicht mehr genug gesichert.

Ich war einmal da, als sie ihr altes Jahr zu Grabe trugen, und ihrem neuen entgegen sangen. Gedrängt voll Menschen war das Gebäude, und zusammengesezt die Zuhörer aus Gliedern aller Nationen und Welttheile. Man hätte sich gerne überreden mögen, sie seyen hier von allen Windseiten hergekommen,

um das: wir glauben all an Einen Gott mit einander zu singen.

Der Rabbi stand und safs abwechslungsweise auf seinem erhöhten Plaze, in schwarzem Talar, dreiekigtem Hute, mit dem weissen Schleier (Taled) über denselben geschlagen, doch so, dafs er das Gesicht nicht bedekte. Er sang immer. Oefters stimmte das ganze Volk mit ein, und dann klang es einfach, erhaben und des Gottes würdig, der mit seinem Worte die Welten hervorgerufen hat. So wie er aber allein sang, war es schwer, ernsthaft zu bleiben. Nichts von seinem Gesicht zu sagen, welches einem, nach Luft schnappenden, Karpfenkopf glich — man ward an Giththith, Neginoth und die Hindin der Morgenröthe erinnert. Ach, er gab sich ja alle mögliche Mühe, es seinem Gott zu Dank zu machen! Unaufhörlich lief ihm das Wasser die Wangen herab, so grofs war seine Anstrengung; aber man

mufste ein isräelitisches Ohr haben, um es anhören zu können.

Dazu kam noch die abscheuliche Athmosphäre. So viele Menschen, und so viele Juden, deren Reinlichkeit blos im Händewaschen besteht, und die hunderte von Lampen, mit dem elendesten Oel gefüllt, es war kaum auszuhalten.

Das Gebäude heifst: la scuola (die Schule) und ist wirklich ein Mittelding zwischen Schule und Tempel, so wie der Gottesdienst zwischen Religionsunterricht und Religionsverehrung. Während desselben ist nirgends ein Zeichen von Andacht sichtbar. Sie unterhalten sich miteinander, laufen umher, suchen Bekannte auf, reden von Geschäften. Jedermann ist bedekt, sei er beschnitten, oder nicht. Jedermann darf herein und heraus, wenn er will. Nur die Wache an der Thüre und vor der Kanzel des Rabbi erinnert, dafs man sich in einem

Lande befinde, wo die Toleranz denn doch noch mit Bajonetten gehandhabt werden mufs. Aber erfreulich wirkt die Toleranz des Volks, mit der sie den Andersdenkenden unter sich herumgehen lassen, wenn man überlegt, wie viel es durch die Intoleranz schon gelitten hat.

Als der Gottesdienst zu Ende war, kam der Rabbi herunter und lief unter den, noch zurükgebliebenen, Haufen umher. Alle drängten sich herbei, ihm die Hand zu geben, und ihn zu grüssen, und jedem schien es eine Ehre zu seyn, wenn er das Glük hatte. Viele ermunterte er öfters zu kommen, andern warf er freundlich scherzend vor, dafs sie so selten erschienen.

Es ist sonderbar, dafs gerade das Volk, welches doch am hartnäkigsten an seiner Religion hängt, so wenig eigentliche, innere Religion hat. Unter den vielen Juden, die ich bei oft wiederholten Besuchen dieser

Versammlung sah, war auch nicht Einer, in dessen Gesichte eine Regung von Achtung zu erkennen gewesen wäre. Daraus ergiebt sich die, eben nicht sehr erfreuliche, Bemerkung, daſs der Mensch für das sinnlose Bild und Zeichen eine weit grössere Anhänglichkeit gewinnt, als für den vernünftigen Gedanken, und daſs er die Sklaverei des Geistes weit behaglicher findet, als die Freiheit desselben, weil er sich gerade von dem, was ihn am schwersten beherrscht, am seltensten losmacht.

Auffallend ist hier der durchgängige Ausdruk des Nazionalkarakters. Ich habe bemerkt, daſs er sich bei den europäischen Juden meist häſslich darstellt, bei den asiatischen und afrikanischen hingegen schon um vieles veredelt. Die bessere politische Lage derselben in den Ländern des Ostens und Südens kann es nicht wohl machen; denn wo sollte sie besser seyn, als in Li-

vorno? — Es muſs die Wirkung des Himmels seyn, welcher sich in allen Formen jener Länder schöner und karaktervoller darstellt.

Mäkler.

Es ist vielleicht für ganz Italien karakteristisch unterscheidend, daſs sich da die Erwerbzweige in weit mehrere Sprossen vertheilt haben, als in andern Ländern. Die Barbiere und Friseurs machen wohl allein die Ausnahme. Sonst haben sich die Beschäftigungen so sehr vereinzelt, daſs es begreiflich ist, wie so viele Menschen nichts thun, und doch leben können.

Das Mäklerwesen, zum Beispiel, ist in solchem Umfang nur in Italien zu Hause, und dürfte wohl auch im vorsichtigen Gang der Geschäfte gegründet sein, welchen sich der Italiener in der Voraussezung, daſs Jeder ihn eben so gerne hintergehen möchte, als

er Jeden, zum Grundsaz gemacht hat. Die Miethkutscher zum Beispiel haben ihre Mäkler, es giebt Bedienten-, Hunde-, Mädchen-, Jungen-, Schiffs-, Vetturini-, Mäkler; ach, Mäkler ohne Zahl!

In Livorno machen sie eine sehr ansehnliche Kaste aus. Sie sind gleichsam die Räder, auf welchen sich die ganze Handlung bewegt. Es giebt da Mäkler, die sich jährlich gegen 10,000 Piaster verdienen, und andre, welche kaum zu essen haben. Beider Geschäfte ist dasselbe; nur dafs der Eine im Grossen, der Andre im Kleinen mäkelt; aber sie mäkeln Beide.

Der Gang des Livorneser Handels macht sie unentbehrlich. Merkwürdig ist es, dafs die meisten dieser Mäkler Italiener sind.

Ganz eigen ist das Gewerbe der jüdischen Mäkler, welche blos mit deutschen Mädchen ihres Glaubens handeln. Unsre Nazion geniefst überhaupt in Livorno den Ruf der Ehr-

lichkeit und des Fleifses, und die Juden besonders haben ein grosses Vorurtheil für deutsche Mädchen. Der Spekulationsgeist hat diesen Zweig daher nicht übersehen. Mehrere Juden machen jedes Jahr Reisen nach Deutschland, woher sie immer eine Schaar Israelitinnen mitbringen. Sie vermiethen sie auf eine gewisse Zahl von Jahren in Dienste, nach deren Verlauf das Mädchen frei ist. Es hat sich alsdenn ein kleines Vermögen gesammelt, und nicht selten Gelegenheit gefunden, sich vortheilhaft zu verheirathen. Die meisten kommen aus Schwaben, Franken und Baiern.

Eine andere Art von Mädchenmäklern treibt ein weit schändlicheres Gewerbe. Es sind die sogenannten Ruffiani, (Kuppler) vor denen man niemals sicher ist, wenn man Abends durch die Strafsen geht. Der Fremde besonders wird einen solchen Menschen nicht so leicht wieder los, welcher

seine Waare gewöhnlich in irgend einer ausländischen, besonders in englischer Sprache — ich bitte diesen Umstand ja nicht zu übersehen — anzubieten weiſs. Seine Waare ist die schönste in ganz Livorno, ist, wie er sagt, beinahe noch Jungfrau, ist ganz rein und gesund. — Glaube ihm nur, unerfahrner Jüngling, du wirst deine Leichtgläubigkeit schwer genug zu büſsen haben!

Ich frug einst einen solchen Menschen, der ein Junge von zehn Jahren war, und mir seine Schwester aufdringen wollte: ob sie noch Jungfrau wäre? Jungfrau? war seine Antwort — das sind ja die Mädchen von acht Jahren heutzutage nicht mehr!

Ich erschrak — denn fürchterlich klang mir die schwere Wahrheit in dem Munde des zehnjährigen Buben.

Was soll ich eingehn in die Unterredungskünste solcher Niederträchtigen? Ich werde ihm nicht nachrühmen, daſs die,

welche er mir verspricht, im achten Monat schwanger, dafs sie hinkend, dafs sie alt, dafs sie jung sei, und dafs er immer den verschiedenen Geschmak des raffinirten Wollüstlings zu treffen sucht.

Finis bonorum.

Nach was streben wir Alle hienieden? — Man frage das einen Livorneser, und er wird antworten: nach einer Loge im Theater, einer Equipage und einem Landhaus.

Man mufs gestehen, diese Leute haben die höchste der Fragen bald gelöfst; um so glüklicher gelöfst, da sie den Strebungspunkt alle erreichen können.

Wer nur immer Brod in dieser Stadt hat, der will noch eine dieser drei Ingredienzien zum glüklichen Leben als Salz haben. Wer Geld oder Kredit hat, fügt auch noch die beiden andern hinzu, und für ihn ist der fette Lebenstisch gedekt.

Es macht häufig einen Hauptpunkt in den Heirathsverträgen aus, dafs der Mann es seiner Gattin an keinem dieser drei Bedürfnisse fehlen lasse. Man hat Beispiele gesehen, wo Frauen ihre Männer vor Gericht gezwungen haben, sie glüklich zu machen.

Aber nöthiger, als man glauben sollte, sind diese drei Gegenstände für die Glükseligkeit hier.

Wer keine Loge hat, kann wenig Gesellschaft sehen. Die elegante Welt ist Abends im Theater. Hier werden die meisten Besuche gegeben und angenommen. Wer nicht ins Theater geht, ist ausser dem Curs. Er erfährt nichts von alle dem, was die Unterhaltung der Gesellschaft überhaupt ausmacht.

Ein Landhaus ist in dem geräuschvollen Livorno freilich für Jeden nöthig, der die Stille liebt. Allein die Landhäuser der Gegend sind auch blos dazu angelegt, Stille zu geniessen, und nichts weiter. Sie gehö-

ren gröfstentheils den Juden, und sind also ein Kapital, das wuchern mufs. Der Besitzer hat daher immer mehrere Miethleute zugleich. Diejenigen, welche das Haus inne haben, und den freien Gang im Garten herum geniessen können; und eine Bauernfamilie, die das Erdreich für den halben Ertrag an Besizer baut, — sind die Bewohner eines solchen Gartens. Wiesenpläze, Wäldchen, Alleen und dergleichen findet man hier nicht. Aber man hat doch das Ansehn, eine Villeggiatura zu machen, langweilt sich einige Monate unter Gottes freiem Himmel, und geniefst dann die Freuden der Stadt wieder desto besser.

Eine Equipage wäre in Livorno, wo die Menschenmenge so eng konzentrirt beisammen, das Strafsenpflaster so vorzüglich ist, und Belustigungsorte ausser der Stadt gänzlich fehlen, eben nicht nothwendig. Allein, wenn die Kultur die Köpfe hellt, so macht

sie dafür die Füsse schwer. Ohnediefs, wo weder Adel, noch hohe Obrigkeit ist, da müssen sich die ersten Stände doch auszeichnen, und sollt' es auch durch beschwerliche Abzeichen geschehen.

Piazza grande.

Es giebt eine Zeit, wo man zufrieden ist, die Welt nur im Gukkasten zu sehen. Aber Alle wollen sie sehen; sei's durch das Glas des Gukkastens, oder des Reisewagens.

Mit welcher Neugierde ich auch mich einst zum Gukkasten drängte! Wie ich mein Auge gar nicht wegwenden konnte, als der Petersplaz, die Festung Belgrad, das Strasburger Münster an demselben vorüber schwammen! Vor Allem aber gefielen mir die Ansichten von Venedig. Die Brüke von Rialto und der Markusplaz sind mir allein im Gedächtnifs geblieben.

Der lezte war meine erste Erinnerung, als

ich zum erstenmal aus einem Fenster auf den grossen Plaz von Livorno herabsah. Es war eines Sonntags Abend. Der ganze, grosse, Raum war mit Menschen angefüllt, die sich in allen Richtungen hin und her bewegten. Die vielfach verschiedenen Kostums gaben dieser Scene ein so buntschekigtes Ansehen, als ob es ein illuminirter, Augsburger Kupferstich wäre.

Hieher kommt man gerne, um sich Bewegung zu machen. Alle Hauptstrassen ergiessen sich auf diesen Plaz. Die sonstigen Spaziergänge haben nichts Anziehendes. Der Geschäftsmann gewinnt oft nur einzelne Augenblike zur Erholung; und, sich erholend, kann er oft hier ein Geschäft abmachen, weil er gewifs ist, immer Jemand zu finden, der gleichen Willen hat.

Eine sonderbare Ansicht gewinnt dieser Plaz, von oben herab betrachtet, wenn an einem trüben Abend sich plözlich ein Regen

einstellt. Jedermann hat in Italien einen Regenschirm. Alle öfnen sich auf einmal, und als ob vielfarbige Schwämme in einem Augenblike aus der Erde hervorgeschossen wären, verändert sich eben so schnell das Ganze. Eilend bewegen sie sich durch einander, wie wenn sie, gleich Deukalions Steinen, Leben bekommen hätten. — Ein Moment! der Plaz ist leer, die flüchtige Erscheinung vorüber.

Es bleibt dann nichts, als das grosse Vierek mit den Pallästen und Häusern, die es umgeben. Die Domkirche, welche eine breite Seite begrenzt; der grofsherzogliche, jezt königliche, Pallast von kleinlicher Baukunst, unterscheiden sich unter denselben. Einen Schritt vor die andern hervor tritt der Lezte. Die Erste weicht bescheiden zurük, und verstekt sich, wie ihre Religion, hinter ihre Façade.

La Tromba.

So heifst der Eingang vom grossen Platze in die grosse Strasse gegen das Thor Colonella zu.

Hier ist der Brennpunkt von Livorno. Hier sind die Theaterankündigungen, die Abbildungen der zu sehenden Merkwürdigkeiten, die Schiffsnachrichten, die Buden der Wechsler — ist Alles, was du nur verlangst.

Per Genova! per Genova! (nach Genua! nach Genua!) ruft Dir hier ein rauher genuesischer Seemann zu. Per Napoli! (nach Neapel!) dort ein Neapolitaner. Zigarri buoni! (gute Zigarren!) schreit ein Bube mit gällender Stimme, und hält Dir die brennende Lunte unter die Nase. 'Zugleich hat Dir ein Savojarde den Fufs ergriffen, und Dir schon einen Schuh gepuzt, ehe Du noch weifst, was Du am Fusse hast. Erkundigst Du Dich nach Schiffsnachrichten, so gehst Du hierher, und erfährst Wahres und

Falsches. Hast Du einen falschen Zeugen, einen Mädchen-, einen Jungen-Verkäufer, einen Mörder nöthig, Du findest ihn hier.

Es ist das bunteste Gemisch von verkäuflichen Dingen. Gemälde, Kupferstiche, Bücher, Schuhe, Pistolen — Alles ist mit Allem vermischt.

Es ist in Italien nicht blos in den Pallästen der Grossen Sitte, sie mit Gemälden zu verzieren. Auch die Hütten der Kleinern wollen diesen Schmuk. Wo man den Himmel in effigie, in einen schönen Ramen gefaſst, um eine Kleinigkeit kaufen kann, warum sollte man es nicht thun?

Hier liesse sich das Bild zum grossen Gemälde von Livorno auffassen. Die beiden Kaffehäuser il greco nuovo, il greco vecchio sind der Sammelplaz der Ausländer und der Orientalen. Es käme nur darauf an, aus diesen vielfach gestalteten, vielfach redenden Menschen, glükliche Gruppen zu

bilden, und ein niederländisches Gemälde in Teniers Geist wäre fertig.

Liqueurbuden.

Dem Menschenbeobachter ist nichts gleichgültig. In den unbedeutendsten Zügen ist oft das Geheimnifs begraben. Der gemeine Mann ist wohl der, in welchem sich das Volk überhaupt am leichtesten erkennt.

Für das, was über Liqueurbuden zu sagen ist, ist diese Betrachtung freilich etwas zu ernsthaft. Sie scheint hier gar nicht an ihrer Stelle zu sein, da in Liqueurbuden doch selten ein vernünftiges Wort gesprochen wird.

Ich will dich aber auch nicht in diese Gifthöhlen führen. Ueber die Schilde, welche an denselben hängen, lassen sich auch gerade keine artistischen Bemerkungen machen. Die Seligkeit der Trunkenheit ist eben nicht zum lokendsten darauf dargestellt. Aber die Aufschriften dieser Schilde sind merkwürdig.

Fast durchgängig sind sie in englischer Sprache abgefaſst. Wenn man den Engländern damit ein Kompliment machen, und beweisen wollte, daſs der gemeine Mann unter ihnen immer lesen könne, so hätte man das doch etwas schief angegriffen. Der Einfältige wird auf den Gedanken kommen, daſs diese Buden hauptsächlich für die Nation errichtet sind, welche es mit den Gesezen der Mäſsigkeit so wenig genau nimmt, als mit denen des Wohlstands.

Le Loggie.

So heissen die zwei Säulengänge zu beiden Seiten der Tromba. Die kosmopolitische Menge der leztern findet bei schlechtem Wetter unter ihnen ein Obdach. Sie sind der gastliche Ort, wo niemand verjagt wird.

Vor einigen Jahren verbreitete sich unter den Madonnen Italiens der Aufruhr. Eine, in der Werkstätte eines Schusters unter die-

sen Gängen befindliche, fing an die Augen zu verdrehen. Seit Jakob Böhm sind die Schuster bekanntlich grosse Seher; aber Jedermann, der hieher kam, sah, glaubte, und schrie: Wunder!

Das heilige Bild wurde in die Kirche der Madonna gebracht. Der Zulauf des Volks war ausserordentlich. Wie rasend lief man in der Stadt umher, und umarmte sich vor Freude über das grosse Glük. Die alten Weiber nahmen besonders lebhaften Antheil, so wie der niedrigste Pöbel an den Kanälen. Die französische Besazung hatte grosse Ursache, einen Aufstand zu fürchten. Der Befehlshaber derselben, ein besonnener Mann, ging nach der Kirche, und liefs den ersten Geistlichen vor sich fordern. Zitternd erschien dieser. «Wenn Eure Madonna» — fuhr ihn der erzürnte Krieger barsch an — «noch einmal die Augen verdreht, so werde ich Euch ein Duzend Kugeln durch den Kopf

jagen lassen, dafs Ihr gewifs die Augen noch mehr verdrehen sollt.»

Und, o Wunder! die Madonna verhielt sich von da an mausestille.

Man hat nachher erfahren, dafs das Bild Augenbraunen von Silberglätte hatte, welche sich natürlich bei der geringsten Bewegung der Luft rührten. Das Dunkel der Kirche, die erwartungsvolle Menge, das Gedränge, der Aberglauben — lauter Umstände, die eben nicht znm erstenmal solche Wirkungen hervorgebracht haben.

Porta Pisa.

Dieses Thor hat seinen Namen von der Strasse, welche von da aus nach Pisa führt. Es ist eines der volkreichsten Thore, das Du Dir denken kannst. Die Stadt hat überhaupt nur zwei Ausgänge, sie ist stark bevölkert, der Zuflufs der Fremden grofs, der Bewohner der Vorstädte sind viele — kein Wunder, dafs

man in dem grossen Gedränge, wo nicht sein Leben, doch sein Taschentuch verlieren kann.

Ehe man durch die eigentliche Porta Pisa in die Stadt kömmt, geht man erst durch ein Brükenthor, neben welchem das Zollhaus steht. Hier zahlt das Brod, das häufig in den Vorstädten gebaken wird, eine gewisse Abgabe. Aber hier hat der Schleichhandel auch alles ausgesonnen. Die Leute von der niedrigsten Klasse, besonders die Weiber, haben zwei besondre Säke, welche unter dem Oberroke hängen. In diesen cynischen Taschen tragen sie die Brode am Zollhause vorüber. Mancher stekt sie sich ins Hemde, und bildet sich damit einen grossen Bauch, und grosse Bäuche sind ja bekanntlich zollfrei, mehr noch als die Gedanken. Gleich zunächst am Zollhause werden diese Brode auf der Erde aufgeschichtet, um sie zu verkaufen. Bei jedem solchen Haufen sizt ein schmuziges, hungriges Ungeheuer, welches

an Tantalus Strafe erinnert. Es klaubt zwar immer an den Broden herunter, so weit es angeht, um sie nicht unscheinlich zu machen, aber satt wird es doch nie.

Unter dem Zollhause wird alles untersucht, nur die Särge der Todten nicht. Bringt man diese wieder aus dem Gottesaker zurük — denn die Todten werden ohne Sarg verscharrt — so liegt gewöhnlich, wo eben der Todte lag, ein Vorrath von Brod, welches auf Rechnung des Todes zollfrei durchgeht. Der Kreislauf der Natur wird hier, wie du siehst, beschleunigt, der Tod nähret die Lebenden. Jedermann weiſs das; aber ohne Scheu kauft man das Brod.

Die Zollbedienten haben übrigens wahre Argusaugen. Troz des grossen, unter dem Thore herrschenden, Gedränges, entgeht doch nichts ihren Bliken. Werbern gleich, messen sie den Vorübergehenden mit den Augen, und eine gute Kleidung schüzt nicht immer vor ihren Fragen.

Porta Colonella.

Ein gleicher Menschenstrom fluthet durch dieses Thor. Es führt zum Hafen und einem Theil der Vorstädte. Griechen und Deutsche, Türken und Franzosen, Engländer und Spanier — alle treten vielleicht auf einmal hier herein.

An diesem Thore, innerhalb der Stadt, ist ein kleiner Plaz, auf welchem die Fiakres stehen. Für Livorno ist ihre Anzahl beinahe zu groſs, und ihr Preis doch sehr theuer. Es sind vierrädrige Kaleschen mit Einem Pferde, worauf sich Don Quixote selbst zu reiten schämen würde. Doch pakt man sechs bis sieben Personen in solch einen Wagen. Man fährt schnell, und es ist unbegreiflich, wie die armen Thiere das aushalten können. Es ist aber freilich auch gar nichts seltenes, daſs sie mitten im Laufen, wie todt, zur Erde stürzen, und vor Mattigkeit nicht mehr aufstehen können, so fürchterlich auch die

Schläge sind, womit sie der grausame Wagenlenker zu ermuntern sucht.

Strasseneken.

Eine herrliche Einrichtung ist es, dafs die Häuser nicht rund gebaut sind. Wäre es auch nur darum, weil es alsdann keine Strasseneken geben könnte.

Offenbar würde man sich nie in eine Stadt finden, welche keine solche Eken hätte. Ich liebe die regelmässig gebauten Städte gar nicht, weil sie da meist rechtwinklicht sind.

An den Strasseneken von Livorno sind immer eine Menge von Papieren angeklebt. Papiere von höchst verschiedenem Inhalt.

Ein invito sacro — Einladung zu irgend einer religiösen Funktion — ist immer bescheiden auf ein kleines Papier gedrukt, und niemand widmet ihm einige Aufmerksamkeit.

Gefälliger lokt ein avviso teatrale — ein Theaterzettel — durch sein buntes Papier

und die hochtönenden Versprechungen, welche er macht.

Die motupropri — Fürstliche Befehle — sind auf grosse Bogen gedrukt, und beherrschen die Eke mit allen übrigen avvisi. Sie verhalten sich zu den avvisi sacri, wie die Religion zur Sittlichkeit. Man liest aber immer eher den Theaterzettel, als die Willensmeinung des Monarchen.

Sie heissen motupropri, wie ähnliche Edikte im Deutschen, Willensmeinungen. Der nemliche Widerspruch findet in beiden Benennungen statt. Sie wirken häufig so viel als die inviti sacri. Gestehen mufs man doch, dafs sich die Kirche weit höflicher und bescheidener ausdrükt, als die Politik und Theaterdirektion. Sie ladet nur ein, wenn die erste zwingt, und die zweite nöthigt.

Die Avvisi überhaupt, deren immer noch mehrere angeklebt sind, laden auch zu öffentlichen Verkäufen. Diese finden das gröfste

Publikum. Wenn man die andern alle früh abreifst, so läfst man diese doch mit Ehrfurcht stehen.

Porta di San Marco.

Dies ist der Name eines verrammelten Thors, welches durch eine grosse Schanze gleiches Namens auf die Nordseite der Stadt führte.

Livorno ist noch immer im Wachsen. Der Raum wird täglich enger, und schon manche Schanze mufste den Wohnungen des Friedens weichen.

Auch diese Schanze ist nun verkauft worden, und wird mit Häusern überbaut. Auch zu einem Theater wurde hier bereits der Grund gelegt. Nach der Berechnung des Baumeisters wird es in zwei Jahren fertig. Zum Voraus aber sind die Logen bereits verkauft. Jede im ersten und zweiten Range kostete 1500 Piaster. Die in den übrigen verhält-

nifsmässig weniger, und die dadurch zusammengebrachte Summe ist so grofs, dafs die Unternehmer wohl 40,000 Piaster gewinnen werden. Der Konkurs um diese, eine Zeit lang nur idealischen, Logen war so stark, dafs Viele keine mehr bekamen, Andre das, was sie noch nicht hatten, mit Vortheil verkauften, und Viele sich nur aus Spekulazion in die Sache einliessen.

Rangordnung der Gottesäker.

Man dürfte vielleicht die Gottesäker als Glaubensbarometer betrachten. Am höchsten stände wohl diejenige Religion, welche an die Auferstehung des Leibes glaubt, und sich durch die Vermischung der Gebeine am allgemeinen Ruheort nicht irre machen läfst.

Die katholische Religion ist schon etwas delikater. Die Gebeine des ehrlichen Mannes dürfen sich wohl mit denen des Schur-

ken vermischen. Aber, daſs ja kein Juden-knochen unter sie komme.

Als Glaubensbarometer werden die Gottesäker in Livorno in Ordnung und Rang gestellt. Wie der Glaube Heilige, Selige, Sünder im Fegfeuer und Sünder in der Hölle klassificiret, so hat die Intoleranz an diesem Orte die Gottesäker mit Namen taxiret.

Campo santo — heiliges Feld — heiſst der Gottesaker der Römischkatholischen und der unitarischen Griechen. Ist einer hier begraben, so war es nur seine Schuld, wenn er nicht in Abrahams Schoſse sizt.

Giardini — Gärten — heissen die Gottesäker der protestantischen Gemeinden, der englischen und der deutsch - holländischen Nazion. Auch diese sind ja durch das decretum absolutum von der Seligkeit ausgeschlossen. Allein das Ansehen, welches sie sich durch Fleiſs und Gentlemans-Aufführung verschaft haben, zwang die Sprache zur Toleranz.

Campaccio hingegen, welches man im Geiste des Livorneser Pöbels durch S...Aker übersezen müſste, heiſst der Gottesaker der Juden und Türken, der Schindanger der öffentlichen Weiber und der Todesverbrecher. Vor diesen spukt der Rechtgläubige aus; für die hier Schlafenden ist kein Heil zu hoffen.

Es ist zu verwundern, daſs auch der Schindanger in diese Klasse gesezt wurde, da doch die Religion über die dort Begrabenen den Fluch nicht ausgesprochen hat.

Aber gestehen muſs man doch, daſs diese Sprache sehr fein unterscheidet.

Wenn ein galantuomo ein ehrlicher, ein uomo di coscienza ein Mann von Stande ist, taxirt die Sprache Sittlichkeit nicht wie die Religion die Gottesäker?

Die Facchins.

A lui — a lei — a loro! wer dieſs hinter sich sagen hört, dem rathe ich,

schnell auf die Seite zu gehn, wenn er nicht tüchtig angestossen, oder völlig niedergerannt werden will.

Es sind ein paar Facchini, welche eine Last wegschleppen, und nie aus dem Wege gehn. Ihre Stärke verdient Bewunderung, wie ihre Geschiklichkeit. Keine Last ist ihnen zu schwer, und so viele auch oft dazu gebraucht werden müssen, Eine Kiste wegzutragen, so benehmen sie sich doch so gut dabei, dafs keiner dem andern hinderlich ist.

Diefs gilt von den Facchini des Zollhauses so gut, als von den andern, welche das Lasttragen als eine freie Kunst treiben. Jene sind zu gewissen Arbeiten verbunden, machen eine, nicht nur durch gleiche Geschäfte, sondern auch durch eine gemeinschaftliche Kasse verbundenes, Corps aus, sind beeidigt, und müssen sowohl für den Verlust durch Dieberei, als durch Beschä-

digung bürgen. Meist Bergamasken, und somit fleissige und mässige Leute, erwerben sie sich bald ein kleines Vermögen, sind wohl gekleidet, wohlgenährt, und von Jedermann geschäzt.

Nicht so die andern. Es sind die vielen breitschultrigten, halbnakten Kerls, welche in allen Strassen stehen, und wenn sie nichts zu thun haben, entweder schlafen oder singen, oder essen. Die wenigsten sind eingebohrne Livorneser, und das Gesindel von Genua, Lucca, Pisa und andern Nachbarorten sammelt sich zu ihnen. Sie sind die thätigsten Leute, wenn sie Hunger haben; und die trägsten, wenn sie satt sind; die freundlichsten und schmeichelndsten, wenn sie Arbeit suchen; die gröbsten und am schwersten zu befriedigenden, wenn sie sie geleistet haben. Die Noth zwingt sie zu den äussersten Vergehungen; nie verschmähen sie den kleinsten Diebstahl, und

es ist dabei manchmal eben so sehr ihre Schlauheit, als ihr treues Zusammenhalten zu bewundern. Oft werden sie von den beeidigten Lastträgern, wenn diese mit Arbeit zu sehr überhäuft sind, in Sold genommen, und murrend verrichten sie die freiwillige Arbeit, weil sie den Lohn mit jenen zu theilen haben.

Altes Herkommen, lange Erfahrung und viele schönen Züge von Ehrlichkeit, Verschwiegenheit und Ordnung haben den bergamaskischen Facchins das allgemeine Zutrauen erworben. Auch sind sie höchst besorgt, jeder Gelegenheit vorzubeugen, es zu verlieren. Die Geseze welche unter ihnen bestehen, verbieten jedem vor einem bestimmten Alter Uhren und Zöpfe zu tragen, und Abends nach acht Uhr ausser dem Hause zu seyn. So suchen sie sich vor den Verführungen der Eitelkeit und der nächtlichen Vergnügungen zu sichern, und erreichen

wirklich ihr Ziel, ehrliche Leute zu seyn, und dadurch wohlhabende zu werden.

Kaffeehäuser.

Wie die Kaffeehäuser von Livorno zu der Ehre kommen, welche ihnen Herr von Archenholz angethan hat, indem er sie für die schönsten in der Welt erklärte, begreife ich nicht. Ich habe sie in Mailand, Florenz, Rom, Neapel und Palermo eben so schön, und oft noch schöner gesehen.

Wie in Italien gewöhnlich, sind sie alle zu ebener Erde. Eine Menge kleiner Tische mit Marmorplatten, Bänke an der Wand hin, und kleine gepolsterte Stühlchen ohne Rüklehne. Des Sommers stehen noch Bänke vor der Thüre auf der Strasse, welche Abends alle besezt werden. Morgens sind Chokolade und Kaffee, Mittags Caffée und gebrannte Wasser, Abends Eis und Punsch

die Haupterfrischungen. Alles wird auf Silber bedient.

Die Vermischung so vieler Nazionen macht diese Orte äusserst merkwürdig. Für Geschäftsleute, und besonders für die kleineren, geheimen Industriearten ist hier das reichste Feld. Manche leben ganz allein auf den Caffeehäusern, und begnügen sich mit einem blossen Nachtaufenthalt ausser denselben. Ihre Briefe aber, Rechnungen und dergleichen, machen sie hier, mitten unter dem Lärmen, und das Caffeehaus ist ihnen, was dem Diogenes sein Fafs war.

Abends kommen auch Frauenzimmer von Stand in männlicher Begleitung hieher; besonders geschieht es an Sommerabenden, um Erfrischungen einzunehmen. Den Tabaksdampf müssen sie übrigens ertragen können; sonst ist ihres Bleibens nicht hier.

Sprüchwörter.

Ein solches Gemisch von Nazionen, wie die Bewohner von Livorno sind, hat keinen Karakter. Es wäre also überflüssig, einzelne Züge aufzuzählen, welche einem Karakter gleich sehen. Nur in einigen Sprüchwörtern verrathen sich zuweilen gewisse Ansichten, die man vielleicht allgemeine nennen darf.

Wenn der Livorneser sagt: Chi ha quattrini, è Signore; e chi ha più quattrini, è più Signore, (wer Geld hat, ist ein Herr, und wer noch mehr Geld hat, ist ein grösserer Herr,) so zeigt er freilich, dafs es in Livorno eben so sei, wie im Grunde überall. Sein Sprüchwort erhält aber bei ihm nur eine öftere Anwendung, weil der Fall so häufig vorkommt, dafs ein Mensch ohne Erziehung, Stand und Bildung ein recht grosser Herr wird.

Sagt er alsdann:

Con arte e con inganno,
Si campa mezzo l'anno;
E con inganno ed arte,
Si campa l'altra parte,

(Mit Kunst und Betrug kommt man die eine Hälfte des Jahrs durch; und mit Betrug und Kunst reicht man die andre aus.) So erklärt er damit, daſs es nicht schwer ist, sich, wie er in einem andern Sprüchwort sagt, auf seinen Bart lustig zu machen, und daſs es eigentlich gleichgültig sei, wie man durch die Welt komme, wenn man nur durch komme.

Venedig.

Beinahe die Hälfte der alten Stadt von Livorno ist mit Kanälen durchschnitten. Sie sind alle wohl ausgemauert, und meist mit steinernen Brustwehren eingefaſst. Die Strassen ziehen sich neben ihnen hin, und sind

durch viele Brücken mit einander verbunden.

Darum heifst auch dieses Quartier das von Venedig. An den Ufern der Canäle wohnt die niedrigste Klasse der Bewohner, sind die Aboriginer der Stadt zu Hause. Hier wimmelt es von kleineren Fahrzeugen, und in den Strassen neben den Canälen herrscht immer grosse Thätigkeit mit Aus- und Einladen, Zimmern und Ausbessern der Fahrzeuge.

Man versichert, dafs die Bewohner von Venedig nur aus drei Familien bestehen, und findet auch wirklich eine Art von Gemeingeist unter ihnen, welcher so häufig durch gleiche Beschäftigung, gleiche Roheit und Wildheit erzeugt wird. Bei Volksaufständen ist diese Klasse die schreiende, und leicht bewegt man sie zum Murren und zum schnellgereizten, aber bald unterdrükten, Widerstand. Im Ganzen sind sie ziemlich

wohlhabend, und es hat manchen unter ihnen gegeben, welcher sich ohne Erziehung und Kenntnisse blos durch Thätigkeit und kühnen Unternehmungsgeist unter die ersten Klassen der Stadt geschwungen hat.

Diebereien.

Es wird vielleicht nirgends so viel gestohlen, wie in Livorno. Besonders kommen die kleinen Diebereien hier so häufig vor, dafs man auf gewisse Waaren, wie Stokfische z. B. schon einen gewissen Abgang durch diesen Industriezweig rechnet. Auch giebt es viele Buden, in welchen nichts, als gestohlne Sachen, verkauft werden.

Die Menschen erfinden sich immer gerne Ausdrüke für ihre Schwachheiten, durch welche sie dieselben zu mildern vermeinen. Dem Livorneser ist daher für Stehlen der gewöhnliche Ausdruk rubare zu stark, und er hat sich ein zärteres in dem Wort bul-

gare (eigentlich buscare) verfertiget. Man erzählt davon folgende lächerliche Anekdote.

Ein fremder Geistlicher, welcher diesen Ausdruk nicht kannte, saſs Vielen aus der niedrigsten Klasse zur Beichte. Ho bulgato, (ich habe gestohlen) war das Bekenntniſs aller dieser Leute, und der Beichtiger verstand darunter irgend ein unbedeutendes Vergehen, um so mehr, da das Nemliche beinah von allen wiederholt wurde. Endlich frug er einen, was denn das heissen wolle? — Man erklärte es ihm, und er rief aus: oh Signori Bulgatori, (o ihr Herrn Diebe) die Absolution gilt nicht!

Gelindigkeit der Regierung.

Vor allen Toskanern zeichnen sich die Bewohner von Livorno durch Freiheit der Denkungsart, Stolz auf ihren Wohlstand, und durch Starrsinn aus. Von jeher wurde

die Stadt daher auch von den Regierungen mit mehr Schonung behandelt, als andre, ob man diefs gleich bei Abgaben und dergleichen wieder herein brachte. Man erzählt auch von einem der Grofsherzoge, aus dem Hause Medici, dafs er einigen unruhigen Köpfen in Florenz gesagt habe: „wenn ihr in Florenz bleiben wollt, so müfst ihr euch nach der Ordnung fügen; wollt ihr diefs nicht, so gehet nach Livorno."

Grofsherzog Leopold, nachher Kaiser von Deutschland, welcher Toskana sehr gut kannte, wich nicht vom Sistem der vorigen Regierungen, in Bezug auf Livorno ab. „Livorno ist durchs Glük geworden, was es ist, erklärte er öfters: man mufs es auch als einen Glükspilz behandeln."

Tivoli.

Ein Landschaftsgemälde.

Tibur sit meæ sedes utinam senectæ!

Lage von Tivoli.

Abends, wenn die Sonne am Horizont niedersteigt, geht man in Rom gerne auf erhabenere Orte, von denen man die Stadt und ihre Umgebungen übersieht. Ein reiches Farbenspiel giebt allen Ansichten um diese Zeit einen Zauber, in welchem das Auge mit tiefer Rührung schwimmt, und das Gemüth sich in hoher Innigkeit sammelt. Der Geist wird ernster, je tiefer die Sonne niedersinkt, mit dem Tage, welcher dahin gieng, steigt ein Jahrtausend auf; die Gegenwart ist verschwunden, eine grosse

Vergangenheit hebt sich in kühnen Bildern empor, und der Augenblik ist gekommen, wo es die Seele mit Begeistrung bekennt, dafs sie in Rom ist.

In die Ferne strebet das menschliche Auge, wie der menschliche Geist. Hier erblikt es eine schöne Kette von blauen Bergen, deren Farbenreiz vielleicht in keiner Gegend der Erde gefunden wird. Da, wo die ersten Stufen des Sabinergebirgs in lieblichen Hügeln sich lagern, und durch eine wilde Schlucht der Anio hervordringt, liegt das Städtchen Tivoli. Je näher du ihm kommst, desto kleiner wird alles; aber in weiter Ferne schon schimmert der Schaum seiner Wasserfälle dir entgegen. Du kannst es kaum erwarten, bis du am Fufse des Gebirgs angekommen bist. Ein Wald von Oliven empfängt dich in seine bläuliche Schatten. Bald vernimmst du das Geräusch der Gewässer. Mäcenas Villa steht dir

schweigend, aber stille mahnend zur Seite. Du hast die Höhe erreicht, wirfst den Blik zurüke auf Roms grosse Ebene, und fährst in die Mauren des Städtchens, in welchem sich einst die gröſsten Geister der ersten Weltherrschaft in ländlicher Sitte vergnügten.

Tempel der Vesta.

Gerade am Rande des Abgrunds über der Neptunsgrotte oben steht der Tempel der Vesta, welcher so oft fälschlich der Sibyllentempel genannt wird. Wer nach Tivoli kommt, begnügt sich, dieser Ruine und ihrer schönen Lage zu lieb, mit dem schlechten Wirthshause, welches neben ihr gebaut ist. Man hat da nur zehn Schritte bis zum Tempel, kann in demselben frühstüken und essen, und hat alle mögliche Bequemlichkeit, die schöne Natur zu geniessen.

Dieser Tempel ist eine der schönsten Ruinen, die ich kenne. Sie ist hundertfältig

dargestellt von den Künstlern der heutigen und der ältern Zeiten. Nicht grofs, aber von schönem, edlem Geschmak ist die korinthische Architektur desselben. Ganz rund, und von oben offen, umzieht ihn eine bedekte Halle von Säulen der genannten Ordnung, welche sich auf der Seite gegen den Flufs ganz vortreflich erhalten hat.

Von wannen man ihn ansieht, nahe oder ferne, ist er die Zierde der Gegend. Vom entgegengesezten Ufer aus, oder von unten aus dem Abgrund herauf, erscheint er immer gleich reizend, und wenn die Abendsonne seine Säulen bepurpert, so kann man sich täuschen, dafs es der Wiederschein des ewigen Feuers sei, dessen die keuschen Jungfrauen darin warten.

Der Anio über dem Ponte Lupo.

In schnellem Flusse eilt der Anio durch schöne Gärten, mit Erlen bekränzt, der

einzigen Brüke zu, welche Tivoli mit den wenigen Häusern des andern Ufers verbindet. Ueber derselben hat ihm der Menschenfleifs auf beiden Seiten zween Arme abgeleitet, von denen der eine gleich in der Nähe einige Mühlräder treibt, und sich dann unter der Neptunsgrotte in starkem Falle mit dem Hauptflufs wieder vereinigt; der andre aber, in mehrere Zweige sich vertheilend, die vielen Gewerke Tivoli's belebt, seine Gärten benezt, und zum Theil durch Mäzenas Villa, zum Theil durch andre Gärten fliessend, wieder in vielfachem Sturz dem Vaterstrome zueilt.

Dieser aber bildet über der genannten Brüke einen künstlichen Fall, der zwar reich an Wasser, aber von zu regelmäfsiger Form ist. Er wirft sich auf wilde Felsen, in denen er sich zu verlieren scheint, und sprüht einen gewaltigen Regen in die Höhe, in welchem das Licht mit seinen

schönsten Farben spielt. Auf beiden Seiten ist er mit Gebäuden eingefaſst; auf der einen mit einem Kanal, an welchem die Mädchen von Tivoli zu Duzenden stehn, und waschen; auf der andern durch unbedeutende Häuser.

Die Brüke, welche ihn gegen die Neptunsgrotte hin begrenzt, ist mit Mauern umgeben. Durch einige Gitter nur blikt man von derselben in den Wasserfall hinab, und ein kalter nasser Wind strömt da dem Wanderer entgegen.

Die Sirenengrotte.

Auf der, dem Tempel entgegengesezten, Seite dieses abentheuerlichen Fluſsbettes steigt man zu der Sirenengrotte hinab. Man geht im Anfang durch angebautes Feld, und einigemale unter Rebendächern weg. Es ist ziemlich steil, und zikzak wendet sich der Weg. Er führt auf einen etwas freien Plaz, welcher ein kleines Vorgebirge bildet. Gerne

bleibt man da einige Zeit stehen, und blikt hinunter in das fürchterliche Loch, das man ergründen will. Tief unten braust das empörte Element; aber der Wasserstaub näfst selbst hier oben, wo er eine Höhe von mehr als hundert Fufs erreichen mufs, bis er treffen kann. Man sieht sich gerne um, weil die Einfassungen des Kessels, die Häuser von Tivoli und der reizende Vestatempel noch von diesem Standpunkt aus gesehen werden.

Gefährlich ist der Pfad, welcher weiter führt. Glüklicherweise hat ihn der Furchtsame noch nicht gesehen, sonst würde ihm sein Genufs auf dem vorigen Ruheort verbittert worden seyn. Wie im Leben das Schwerste mit dem Leichtern beginnt, so sezt er seinen Fufs muthig auf, und steigt tiefer. Aber je weiter er kommt, desto gefahrvoller wird seine Bahn. Es sind enge, um Felsen und nasses Erdreich sich windende, Treppen, auf welchen nicht zwo Personen, nicht zween

Füsse zugleich stehen können. Links geht es tief hinunter auf das grause Gestein und die wilde Fluth. Schwache Schranken verführen, sich an sie zu halten, aber die Hand fühlt gleich, dafs hier keine Stüze sey. Der Boden ist nafs, und von Erde und Wasserstaub glitschich — nur die gröste Vorsicht und der feste Muth führen zum Ziele.

Der gefahrvolle Weg ist zurükgelegt. Wir stehen nun auf wildem Gestein, wie es das gewaltige Element aus der Erde Bauch herausgewühlt hat. Der grofsblätterige Huflattig *) dekt es zum Theil, macht aber den Gang darüber hin nur beschwerlicher noch. Endlich sind wir unter den Felsenbogen gekommen, die vier lezten schmalen Treppen hinabgestiegen, und stehen, durch ein schwaches Geländer getrennt, an diesem fürchterlichen Wasserrade.

*) *Tussilago hybridas.* Linn.

Ein Wasserrad dürfen wir es nennen, eines der schnellsten im ganzen Uhrwerk der Natur. Nichts geht über die Eile, womit sich das Element hier, wie in sein Grab, hinunterstürzt: nichts über den Stolz, womit es in seine Zerstörung zu eilen scheint. Gewaltig bäumt es sich im Fall in die Höhe, geisselt die Felsen, die es empfangen, droht herauf noch aus der Tiefe, und bezeugt es, dafs kein Element sterben kann.

Wunderbar ergreift es die Seele hier. Gedanken an die Eile der Zeit, an die Raschheit der Zerstörung Alles dessen, was ist, füllen sie ängstigend aus. Das Leben oben ist vergessen, betäubt steht man da, blikt stier den Fluthen nach, die immer durch neue ersezt werden, und wenn man einen Gedanken an den andern reihen kann, so ist es nur der: was ist es um Ein, um tausend Leben? Sie werden ja immer wieder durch tausend neue ersezt, die nur kommen, um wie-

der zu gehen! Gerne versenkt man sich in diesen Gedanken. Nichts stört ja hier die finstere Fantasie. Kein Wort des Freundes, der Freundin erreicht dein Ohr; kein Laut ward jemals in diesem Schlund gehört, als der Donner des empörten Elements. Du könntest dich hinabstürzen, und das Angstgeschrei deiner Mutter verhallte ungehört in den harten Felsen.

Weg von diesen Vorstellungen, welchen sich die Seele nur zu leicht öfnet! Wenden wir das Auge rükwärts, und sehen, woher der gewaltige Strom kömmt!

Es ist ein beinahe runder Kessel, in welchem wir stehen. Gegen die Seite zu, wo der Strom herab kömmt, rundet sich eine, mehrere hundert Fufs hohe, Felsenmauer, welche von der Zeit, dem oft veränderten Gang des Flusses, und der Arbeit der Menschen vielfach durchlöchert ist. An ihr erkennt man noch einige Bogen, welche Ueber-

bleibsel von Substruktionen alter Villen sind; sieht man Gitterlöcher von, in den Felsen gegrabenen, Kellern; alte Oefnungen, durch die sich der Strom einst herausarbeitete. Häufig ist sie mit frischem Grün überwachsen. Zahllose Vögel nisten sicher in ihren Höhlen und Gebüschen, und lassen das Auge, wenn sie in die Tiefe flattern, die Grösse des Abgrunds ermessen.

An dieser Felswand stürzt sich der eine Arm des Flusses, nachdem er oben eine, auch hier noch sichtbare, Beugung gemacht hat, als ein langer Schneestreifen herab, und verbindet sich mit dem andern Arm, welcher aus der Neptunsgrotte kommt, unter gewaltigem Donner und Sieden des Wassers. Vereint ergiessen sie sich in geringem Falle über ein zweites, engeres Bassin, um hier gleichsam neue Kräfte zu sammeln. Aber sie drängen sich gleich wieder durch zween Felsen hindurch, gegen die Tiefe. Im Anfang ist

der Fall nicht so rasch; aber auf einmal gewinnt er eine Schnelligkeit, der das Auge nicht mehr folgen kann.

An diesem Standpunkte haben wir den Strom zuerst gesehn. Wir sind da unter dem gewaltigen Felsbogen gestanden, in welchem er sich verliert. Die wilden Massen, die in lauter abentheuerlich runden Steingedärmen bestehen, lassen nur undeutlich die Aehnlichkeit mit der Gestalt einer Sirene erkennen, welche der Grotte den Namen gegeben haben soll, und begünstigen die wahrscheinlichere Erklärung, daſs er von der Familie des Sirenus herstammt, welche eine Villa in diesen Gegenden besessen hat.

Neptunsgrotte.

Nahe beim Wirthshause zum Vestatempel kommt man durch einen engen, schmuzigen Winkel zu einem Garten, durch welchen der Weg nach der Neptunsgrotte führt. Er ist

nicht steil, und nicht gefährlich; aber merkwürdig durch die Form der Felsen, neben denen er eine Zeitlang fortgeht. Man sieht, daſs er blos aus Versteinerungen besteht, und erkennt da ein Rad, dort einen Baumast, oder etwas dergleichen. Auch sind an manchen Orten kleinere und grössere Grotten darin, welche aber zu eng sind, um sie untersuchen zu können. Lieber wandelt man unter den Rebendächern, und läſst sich gerne auf einem runden, mit Gebüsch umkränzten, Size nieder, von dem man schon einen Theil desjenigen sieht, was man bald nachher in seiner höchsten Grösse schaut.

Wir stehen an der Neptunsgrotte. Sie ist ein würdiges Haus des Gottes, der das wildeste Element beherrscht. Es ist eine, etwa zwanzig Fuſs hohe, Höhle, welche die Gewalt des Wassers ausgewaschen hat. Ihr Grund ist ein kleiner See, neben dem der Muthige sich hinwendet, um dem Fall des

Flusses, welcher hinter der Grotte ist, näher zu kommen. Oben in der Kuppel der Höhle ist eine Oefnung, durch die das Licht hineinfällt, und welche, wenn sie vorne geschlossen wäre, wunderbare Wirkungen hervorbringen müſste. Am Ende derselben steht eine Felsmauer gegen den Wasserfall hingewälzt, die der Muthigste nur besteigt. Er hat über steile, von Moos, Erde und Wasser geglättete, Steine wegzuklettern, und wagt den Fall auf die spizen Klippen, oder in den See der Grotte. Ist es ihm aber gelungen, so steht er beinahe in der Wasserhöhle drin, welche furchtbar, aber unschädlich, neben ihm hinabdonnert, und ihn noch mit ihrem Wasserstaube nezt. Ein kalter, nasser Wind strömt ihm schon unten in der Grotte entgegen. Schon hier trift ihn der Staub; aber er weilt gerne; denn es bilden die Lichtstrahlen tausendfältigen Wechsel von Regenbogen, einen oft über den andern, daſs man

hinaufsteigen, über diese magische Treppe, sich auf den höchsten Bogen niedersezen möchte, stolz, dafs die Schönheit die wilde Gewalt beherrscht.

Ein andrer Weg führt dem fürchterlichen Schauspiel gefährlich näher. Um die eine Einfassung der Neptunsgrotte geht ein enger Pfad. Halsbrechend steigt er auf der engsten und steilsten Felstreppe empor, wendet sich einigemal kühn mit dem Wanderer um, und bringt ihn endlich auf die Höhe, von welcher aus er die beiden Wasserfälle überbliken kann. Den ersten, den wir in der Neptunsgrotte schon schreklich hinabtoben gesehn, sucht das Auge zuerst auf. Es findet ihn in einer finstern Felskluft herabwüthen, schneeweifs geifernd im Finstern des Lochs. Er hat sich kaum von dem ersten Sturz erholt, ward hinuntergezwungen unter Felsen, und einem Löwen gleich, der losgelassen ward von seiner Kette, rast er nun furchtbar die

gewaltige Bahn herab. Aber, als ob sich hier ein Element gegen das andre verschworen hätte, die Erde das Wasser zu quälen, und das Wasser die Erde zu peitschen, so empfängt sie es gleich wieder mit einem Abgrund, über die sie es hinabstürzt, um sich im Kampf zu begegnen mit dem andern Arm, der sich gerade aus der Felswand heraus senkrecht über hundert Fuſs hinabstürzt, um sich mit seinem Bruder zu vereinigen.

Ob sich gleich oben das regste Leben der vegetabilischen Natur um den Rand dieser Wasserhöhle herumkränzt, so ist es doch fürchterlich einsam da unten. Die Vögel, die in dem Felsen nisten, flattern furchtsam über das Wasser, und bezeugen es, daſs auch für die Bewohner der Luft Gefahr ist. Wie manche Taube, die müde hier angekommen ist, verlieſs die Kraft über dem Wasser, daſs sie hinabstürzte! Nur wenigen gelingt der kühne Flug, den ich einst mit Staunen gesehen habe,

dafs sie mit dem Wasser in der Sirenengrotte in den Schlund flogen, um auf der andern Seite wieder herauszukommen!

Aber wehe dem Menschen, den hier die gefahrvolle Stunde ereilt! Es giebt keinen Arm, der ihn zu retten vermöchte. Noch ist die schrekliche Begebenheit in Jedes Munde von dem Jäger, der hier die Taube, welche er geschossen, mit dem schreklichsten Tod versöhnte. Er fiel oben bei der Neptunsgrotte. Das Wasser zog ihn hinab, wo sich die beiden Arme vereinigen, und die Wuth des empörten Elements verschonte ihn. Es rifs ihn mit sich fort, zwang ihn aber, seinem Sturz in der Sirenengrotte nah, so fest zwischen zween Felsen, dafs er angenagelt war, wie Prometheus an des Kaukasus Gebirge. Im Anfang vielleicht hätte er loskommen können; aber er harrte, weil er, so wie er von dem Felsen frei war, wieder der Gewalt des Wassers überlassen, ohne Rettung in den

schreklichen Sirenenschlund gerissen wurde. So hing er da, zween Tage, und zwo Nächte. Kein Angstgeschrei machte den Leidenden kund. Nach Verflufs der genannten Zeit ward er gefunden; aber kein Mittel, ihn loszubringen, war wirksam. Er lebte immer noch, und flehte seinen Vater um Barmherzigkeit, dafs er seine Quaal durch einen Schufs endigen möchte. Der Vater stand da in Verzweiflung. Nur zween Schritte von dem Sohne und ihm in der fürchterlichsten Quaal nicht helfen zu können! Da nahm er seine Flinte, drükte los, und endigte mit grossem Sinn und heldenmässiger Liebe durch eine Kugel des Sohnes Marter.

Villa des Mäzenas.

So nennt man die bedeutendsten Ueberreste eines alten Prachtgebäudes. Es ist wohl auch kein Zweifel, dafs sie einst von dem Freund

und Regierungsgehülfen Augusts erbaut und bewohnt waren.

Sie liegen etwas niedriger noch, als die Villa d'Este, aber vielleicht besser. Die Aussicht auf Rom ist dieselbe; aber, näher dem Bette des Anio gerükt, hat sie den Genuſs seines reichen Wasserspiels, und seines, im Alterthum mit Villen übersäten, Ufer voraus.

Es muſs ein königliches Gebäude gewesen seyn, von ungeheurem Umfang und seltener Pracht. In zween Absäzen zog es sich von da, wo es jezt gegen die Seite von Rom begrenzt ist, bis hinauf den Berg, wo die Häuser von Tivoli beginnen. Um der starken Senkung des Bergs, worauf es steht, zu begegnen, waren Substruktionen nöthig, welche heutzutage noch, da sie die hohe Last, die sie trugen, abgeschüttelt haben, Staunen erregen. Ein Stokwerk thürmte sich über das andere; von einem Hofe stieg man auf prächtigen Treppen zum andern empor. Bei allen

war die Seite gegen Rom freigelassen; um alle zogen sich Arkaden herum, von denen noch bedeutende Reste übrig sind, und führten in die anliegenden geräumigen Säle. Unter der Villa weg ging die Strasse von Rom nach Tivoli, auf dafs dem wachsamen Manne nichts entgehen konnte, was sich auf derselben bewegte. Ein reicher Arm des Anio belebte die Fischereien, die Naumachien und Brunnen, erfrischte die Zimmer und Bäder, und bildete in den Gärten mancherlei grosse und reizende Wasserfälle. August selbst wohnte manchmal hier; hier versammelte sich um den freundlichen Liebling des Kaisers die Blüthe der Geister jenes schönen Zeitalters, und sie freuten sich gegenseitig des Genusses der schönsten Natur und der höhern Gefühle, welche sie einflöfst.

Wie viel Schönes und Grosses ist untergegangen in der Zeit! Wie hat sich Alles hier verwandelt, wo so oft der Glanzpunkt der

römischen Weltherrschaft war! Noch fliefst der Anio durch die Mauren von Mäzenas Villa; aber er treibt nun klappernde Mühlen darin, welche in den Prachtsälen des alten Gebäudes angebracht sind. Beschwerliche Treppen führen von einem Stok zum andern; auf schmalen Brettern, über das Wasser weg, kommt man einigemal von Zimmer zu Zimmer, und, wo vielleicht einst August, Mäzenas, Virgil und Horaz schlummerten, da ruhen nun Mehlsäke und müde Esel.

Am besten sucht man sich die Ansicht der bedeutungsvollen Ruine von der Höhe des entgegengesezten Ufers. Da stellt sie sich, auf ihren ungeheuren Bogen ruhend, majestätisch dar. Ein Arm des Anio stürzt aus einem derselben heraus, wohl fünfzig Fufs tief senkrecht hinunter, und bildet in seiner weitern Eile zu dem Flufs, von dem er sich getrennt hat, mannigfaltig reizende Wasserfälle.

Villa d'Este.

In kostbaren, aber meist geschmaklosen, Resten steht hier noch ein Denkmal der ehmaligen Reichthümer des Hauses Este.

Es ist die Villa, welche der Kardinal Hippolit von Ferrara, unter der Regierung Julius III, anlegte. Sie stellt den Gartengeschmak jener Zeit getreulich dar, und hat ihr wohl die Ehre zu verdanken, von manchen italienischen Schriftstellern die Blume der Gärten genannt zu werden.

Ueber die Lage dieser Villa geht nichts; und wenn die Alten zu wählen verstanden, so wuſsten es die Neuern auch. Sie liegt auf dem Abhang, welcher Tivoli trägt, und beherrscht seine Gegend und die ganze Campagne von Rom. Man kommt gerne Abends hieher, die Sonne untergehn zu sehn; denn wunderbar ist die Malerei der Luft in diesen wenigen Augenbliken. Ein grosser Mann, der unübertrefliche Claude, ist jeden Abend auf

dem Balkon gestanden, um das schöne Schauspiel zu geniessen und darstellen zu lernen. Die Söhne der Kunst folgen gerne seinem Beispiel, und wenn sie es nicht nachahmen können, so sehen sie es doch.

Die schönsten Cypressen und Pinien finden sich in diesem Garten. Wie oft sind wir ihnen schon in neuern Landschaftsgemälden begegnet? Es sind ihrer nicht viele; aber keiner hat sie noch erschöpft.

Was wäre nicht aus diesem Garten zu machen, wenn des Gärtners Scheere ein Jahrzehend rastete! So haben sie die üppigsten Gebüsche in Affengestalten verzerrt, dafs man mit Ekel den Blik von ihnen wegwendet.

Was dem Garten zu seiner Zeit einen ganz besondern Werth gab, sind die Wasserkünste, wodurch er ein Zeitalter belustigte, das daran Freude fand. Es ist darum eine kleine Stadt angelegt, worin man das Pantheon und die merkwürdigsten Gebäude des

alten Roms erkennen soll. Ein Druk belebte ehmals diese abgeschmakte Künstelei mit unzähligen Springbrunnen; aber die Maschinen sind verdorben, und noch viele der andern Wasserkünste dahin.

Dafür ist aber mancher schöne Brunnen geblieben. Einen nannte Michel-Angelo die Königin der Fontänen, und heutzutag, wo er ohne Wartung noch fortarbeitet, ist er des Namens würdig. Es ist ein grosser Wasserstrom, der sich über wilde Felsen in ein weites Bassin ergiefst. Rings herum stehen Bäume. In den Nischen, die das Oval des Brunnens umfassen, sind Statuen gestellt, und über dem Strom steht die kolossale Bildsäule der Tiburtinischen Sibylle. Eine lange Allee öfnet sich von derselben mit der Aussicht auf das ferne Rom, und unter dem Wasser weg führen kühle Gänge, welche nun den Einsturz drohen.

Die Cascatellen.

Um die Cascatellen zu sehen, thût man am besten, an dem rechten Ufer des Anio hinzureiten. Der Weg ist etwas weit, die Hize des Sommers an dem kahlen Oelberg, neben dem es weggeht, sehr drükend, man nehme daher einen Esel. Man hat bei dieser Reuterei mehrere Vortheile. Das Neue derselben macht uns Ultramontanen manchen Spafs; die Bewegung ist sanft und langsam. Man kann ganz bequem seinen Horaz lesen, wenn man nicht um sich bliken will, und ist doch nicht in Gefahr, die schönen Standpunkte zu verlieren, da die Esel gewohnt sind, von selbst bei denselben stille zu halten, und nicht früher vorwärts zu gehn, als bis man sie etwas derb dazu angetrieben hat.

Schon von der Höhe des Wegs hat man mehreremale durch die dunklen Oelbäume hindurch die schönsten Ansichten der Cascatellen. Aber wir wollen uns weder hier,

noch bei den mancherlei Ruinen, welchen wir begegnen, aufhalten. Folgen wir dem Weg, der uns wieder den Berg hinabführt.

Unten an demselben geht ein enger Pfad wieder an dem Strome hinauf. Bald haben wir eine Stelle erreicht, wo wir einen breiten Arm des Anio in weiter Bahn den hohen Berg herabfliessen sehen. Die Wassermasse hat sich in viele kleine Bäche vertheilt, die sich von Zeit zu Zeit wieder auf einem Hügelbassin sammeln, und, als scherzten sie mit einander, sich wieder vertheilen, um sich auf einem andern Hügel wieder zu finden. Der ganze Berg ist mit Gebüsch überwachsen, und oft verliert sich die schneeweisse Fluthensäule im Grün, um unter derselben in diken Wolken von Wasserstaub wieder hervorzubrausen.

In gediegener Masse stürzt sich weiterhin der Arm herunter, welcher sich aus dem Bogen der Mäzenas-Villa ergiefst. Noch regel-

mäfsiger fliefst ein andrer Bach, der sich unter einem Rebendache hervorwindet, und dem Vaterflusse zueilt. Ohne gewaltigen Sturz gleitet er an dem Abhange herunter, und vereinigt sich mit ihm ruhiger, als alle seine Brüder.

Wilder ist die grosse Cascatelle, der wir uns zulezt nähern. Hier ist mehr Wasser vereinigt, als in allen andern. Der Berg bildet da scharf abgeschnittene, hohe Terrassen, über die sich der Flufs stürzen mufs.

Sezen wir uns unter das Rebendach, welches uns in seine Schatten einladet! Wir haben da den Wasserfall gerade gegen uns über, und neben uns öfnet sich die Aussicht in die Bergkluft hinauf, durch welche der Vater Anio sich in manchen kleinen Fällen und Beugungen herabwindet. Hoch oben herab stürzt sein wilder Sohn, und rastet an einer Terrasse, um sich gleich wieder in silberner Staubmasse auf die zweite hinunter zu

werfen. Hier hat er sich ein weites Bassin, rings von Gebüsch und Kraut umgeben, gebildet. Aber es vermag ihn nicht zu halten. Er eilt wieder hinaus, um sich an einer andern, über hundert Fufs hohen, Felsmauer herabzustürzen, unten auf den Klippen in Staub zu zerschellen, und sich dann müde in seines Vaters Arme zu flüchten.

Den Rükweg nimmt man gerne an dem Berge empor, auf welchem Tivoli liegt. Nahe bei der Brüke des Teverone erfrischt man sich in dem schönen klaren Quell, welcher durch sein süsses Geplätscher zu sich einladet.

Die Quelle der Blandusia.

Mögen die Zweifler sagen, was sie wollen, wenn es die Quelle nicht ist, an welche Horaz seine schöne Ode gesungen hat, so ist sie doch würdig, es zu seyn. Unter Gebüschen hervor fliefst sie in das Beken, welches ein alter Bogen bedekt, und giefst ihren

Ueberfluſs über seinen Rand aus. Eine weiche Sandbank vor ihr ladet des müden Wanderers Fuſs zu sich, ihre Schatten überreden noch kräftiger, und man braucht kein Diogenes zu seyn, um hier gerne aus der Hand zu trinken.

Wie heiter war mir in deinen Schatten, klarer Quell, die Gegenwart! Wie froh mein Blik in die Vergangenheit, wie hofnungsvoll meine Aussicht in die Zukunft! Im Kreise der trautesten Freunde stieg die Vorwelt zu mir herab, versammelten sich August, Mäzenas und Horaz um mich! Cinthia war da am Arme ihres Properz; Katull kam fröhlich mit; die Tyrannenhasser, Brutus und Kassius, legten ihren Haſs und ihre finstre Miene ab. Da tratet ihr zu mir, du, guter Vater, theure Mutter, ihr lieben Schwestern, und du, inniger Freund meines Herzens an Parthenopens Gestaden — ihr geselltet euch treulich zu den Geistern der Vorwelt und zu

meinen gegenwärtigen Freunden. Wir tranken gemeinschaftlich aus dem kristallenen Quell, und freuten uns, daſs die Guten sich Freunde sind, welcher Zeit und welchem Lande sie angehören mögen.

Ardinghello an Tizian *).

Aus Rom.

So bin ich denn endlich wieder in Italien, lieber Tizian! Unsre Republik fieng mir am Ende doch an langweilig zu werden. Es geht da gar zu ordentlich her! Wie es gestern war, ist es heute, und wird es morgen seyn. Das Elixir, welches der alte Mönch, vom Berge Athos, unserm neuen Staat zur Taufe schenkte, hat uns zwar lange erhalten; aber wir sind sammt und sonders alt geworden. Du solltest unsre Frauen sehen. Die Hexe von Endor, so arg sie nur einer

*) Dieser Brief ist ein Versuch, das heutige römische Künstlerleben zu schildern, und sollte fortgesezt werden. Da es aber unausbleibliche Folge der Wahrheit in solchen Darstellungen ist, daſs sich Einzelne getroffen fühlen, so habe ich die Fortsezung unterlassen.

der niederländischen Thiermenschenmaler seinen harthäutigen Landsleuten zeigen kann, ist eine Schönheit in Vergleichung mit unsern schönsten Mütterchen. Der jüngern sind freilich auch mancherlei nachgewachsen; aber dein Ardinghello, dem sonst die Weiber, wie die Blüthen vom Pfirsichbaum, in die Arme gefallen sind, kann sich an jedem Mondwechsel kaum eines eiskalten Küfschens erfreuen. Wo Unsterblichkeit ist, müfste auch Jugend seyn. Aurora hat das lange erfahren; wir glaubten's dem Weisen vom Berge nicht, und griffen unbesonnen nach dem, Leben erhaltenden, Trank, ohne uns träumen zu lassen, dafs auch Greise unsterblich seyn könnten.

Was brauch ich dir das Alles zu sagen, Freund? Du hast das Bessere erwählt, und lebtest unter den Sterblichen, um auch mit ihnen zu sterben. Auf dem schönern Sterne fandst du deine Jugend wieder, wohin für

uns keine Strasse führt, bis das Schiksal der Völker unsres Erdtheils vollendet ist. Möchte das seyn! Schau, darum bin ich wieder herausgegangen aus unsrer Insel, um zu sehen, ob die grofse Stunde bald schlagen wird. Ich bin herumgewandelt; aber der Seiger ist noch ferne von der gewichtigen Zahl. Ich kann wohl noch ein Jahrtausend fortaltern, bis nichts mehr, als der Laut, wie von Echo, mir übrig, und ein andres Jahrtausend, bis auch der verstummt ist.

Aber was soll ich dir klagen? Keine Klage darf ja bis ins Elysium dringen. Darum heiter noch! Freund, dein Ardinghello ist noch muntern Geistes. Auf seinem weissen Bart ruht noch eine Wange, worauf sich das Abendroth spiegelt. Er hat ja viel, und lange und herrlich gelebt, so labe er sich denn an der Vergangenheit, und freue sich in dem Bewufstseyn, ein einziges Schiksal ergriffen zu haben, von welchem die

andern keine Ahnung haben können. Noch schäumt die Schaale meines Wizes; noch ergeh' ich mich in meinen alten Sprüngen, und am Ende ist es doch was Schönes, um das Leben, giebt es, wie Euripides sagt, nichts Erfreulicheres, als der Sonne Licht zu schauen.

Hier, in Rom, ruh' ich aus von meiner langen Wallfahrt. Ich habe mich bei den Kapuzinern auf dem Kapitol eingemiethet. Da wohn ich in einer ruhigen Zelle, wo ich höchstens den dumpfen Chorgesang der Brüder höre; denn seit Brutus dahin sank, ist es auf dem alten Berge stille geworden.

Da mache ich denn manchen Spaziergang gegen das Kolosseum hin. Denke einmal, ich steige noch oft hinauf, so weit zu steigen ist; und steige, wo sich die Andern nicht hinwagen, weil sie den Tod zu fürchten haben. Die Armen würden mich gerne für einen Seiltänzer halten, wenn mein Bart

nicht zu lang wäre; oder für ein Gespenst, wenn sie mich nicht mit so herzlichem Appetit immer mein Frühstük unter den Trümmern verzehren sähen.

Manchmal macht es mich doch wehmüthig, wenn ich keinen der alten Genossen mehr finde, und hingehen mufs in die geschmaklosen Kirchen, um ihre Werke hinter rauchenden Lampen aufzusuchen. Und viele sind gar nicht einmal mehr da. Wie oft ist es mir schon geschehen, dafs ich statt der herrlichen Originale an den, mir noch so wohl bekannten, Orten nur stümperhafte Kopien dieses stümperhaften Zeitalters antraf!

Solch eine Erfahrung hält mich dann immer mehrere Tage in meiner Zelle. Aber ich bin ein zu grofser Freund der Menschen. Es treibt mich jedesmal bald wieder heraus.

Mit unter giebt's auch wieder Spafs, und ich habe mir schon manchmal meinen lan-

gen Bart herzlich voll gelacht. Aber ich mufs mich erst darein finden lernen, bis ich lache. Es ist in dieser Zeit alles so gelehrtkomisch geworden, dafs man sich vorher recht darüber besinnen mufs, ehe man sich todlachen darf.

Du kannst denken, dafs mich unsere Kunstgenossen am allermeisten interessiren. Lange bin ich nach ihnen gegangen, ehe ich sie nur erkannt habe. Oefters zwar sah ich Menschen, mit grofsen Büchern in der Hand, durch die Strafsen ziehen, aber ich liefs es mir nie einfallen, dafs sie Künstler wären. Denke sie dir mit weiten Schifferhosen, einem abgenuzten Roke und Hute, mit glattem Kinn, wie aus Seife geformt, einer langen Pfeiffe im Mund, welche das ganze Kolosseum verpestet, wenn sich einer darin sehen läfst, und trage auf alle ihre Gewänder die Farben einer beschmuzten Pallete — und du hast einen der Nach-

folger Raphaels vor dir. Magst du sie ansehen, wie du willst; ich mufs dir gestehen, dafs ich sie lange für Buchbindergesellen gehalten habe.

In den Logen von Raphael berichtigte ich mich zum erstenmal. Ich kam hinein; da safsen in einer Reihe mehrere dieser Leute. Jeglicher hatte einen Stuhl und ein Tischchen vor sich, und war auf zwo Seiten durch ein ledernes Futteral gegen den Wind geschüzt. Den Armen machen die feurigen Schöpfungen da oben nicht mehr warm; sie steken sich in ein Futteral, um Raphael zu sehen!

Andre safsen da, und hatten Brillen auf der Nase, durch welche sie nach den Gemälden hinaufgukten. Für mich giebt es nichts komischeres, als einen Künstler mit der Brille. Ich mufste laut auflachen; denn ich glaubte einen Musiker zu sehen, der sich Eselsohren aufgeklebt hat, um schärfer zu hören.

Und was machen sie denn da? wirst du mich fragen. Nun sie kopieren die Gemälde in allen möglichen Graden der Verjüngung. Da wird der schaffende Gottvater, wie er über den Welten schwebt, abgemalt, daſs man ihn in einen Ring fassen kann. Die Egypterinnen, wie sie das Moseskindlein finden, sah ich zeichnen, um damit eine Spiegeleinfassung zu zieren. Was soll ich dir noch weiter sagen? Es wird dir wohl schon zu enge in der unsterblichen Brust geworden seyn. Mir ward's auch, ich konnte dem Ding nicht länger zusehn.

Aber ich war doch lange genug stehen geblieben, daſs sie glauben konnten, ich möchte wohl einer der Kunstliebhaber seyn, welche die Gemälde gerne so groſs haben, daſs sie sich in die Hosentasche steken lassen. Da ward mir gleich angeboten von Masaccio herab bis auf die jezigen Zeiten, in jeder Gröſse illuminirt und bloſs gezeichnet,

mit schwarzer und rother Kreide, und Alles, wie sie mich versicherten, zu billigen Preisen.

Sieh, wie ich noch so muntrer Laune bin! Ich kaufte so ein Ding, um es mit nach Griechenland zu bringen. Da mögen sie wohl rechten Spafs mit haben. Einer machte einmal sogar die ganze Konstantinsschlacht auf einen zerbrochenen Knopf — und man hat es sehr bewundert.

Diefs sind nun freilich die von der allerniedrigsten Klasse, welche jeden Pinselzug für ein Stük Brods taxiren müssen. Es sind dieselben, welche die ganze Roma auf allen Seiten, an allen Eken, von allen Standpunkten, in allen Jahrs- und Tagszeiten gezeichnet, gemalt und gestochen haben, dafs es eine Freude für die Leute ist, wie sie das Ding so ähnlich machen.

Da kam ein Andrer mit gewaltigen Schritten hereingetreten. Ohne Aufenthalt eilte er die Gallerie hinunter, und blieb auf einmal

wie angedonnert stehen. Mit der Geschwindigkeit eines Puppenmanns griff er in die Tasche, und zog ein Buch mit einem Bleistift heraus. Es sollte einer der Arabesken gelten. Das ist ein göttlicher Gedanke! brummte er den Strichen nach, die er machte — eh du das Ding nur angesehen hättest, hatte er es schon in seinem Buche, dieses in der Tasche, und sich dir aus den Augen gehoben.

Ist der Mensch wahnsinnig, frug ich den, dem ich Geld zu lösen gegeben hatte? — Was Sie sagen! erhielt ich zur Antwort; diefs ist einer der ersten Künstler, vielleicht die Zierde der neueren Kunst. Er hat vor Kurzem ein Gemälde vollendet, welches im Pantheon ausgestellt ist. Ganz Rom geht hin, es zu sehen. Es ist so grofs, dafs es kaum zur Thüre hereingebracht werden konnte. Da sehen Sie wenigstens zehen tausend Personen darauf. Sie wissen gar nicht,

wo Sie ihr Auge zuerst hinrichten sollen. Eine Menge der interessantesten Gruppen, alle sogar aus dem jüngsten Gericht und dem Plafond der sixtinischen Kapelle, sind da zusammengedrängt. Was Raphael und Michael Angelo jemals gemacht haben, sind arme Kompositionen dagegen. Es ist eine Scene aus der neuern Geschichte; aber bewundern Sie den klassischen Geist des Mannes — alle Figuren sind im schönsten Geschmak der Griechen bekleidet. Die Farbengebung —

So? unterbrach ich den armen Schächer, als er gerade erst recht ins Gerede kommen wollte, und gieng hinunter. Ich trat in Raphaels Stanzen. Aber denke dir meinen Schreken! Die schönen Geräthschaften, welche zu unserer Zeit die Säle geziert hatten, waren verschwunden, die Gemälde ganz trübe und finster geworden, und in allen standen galgenähnliche Gerüste. Was soll

das heissen? frug ich mich; sollen die Mauern vielleicht übertüncht werden? Da blikt' ich hinauf, und siehe da, auf jeglichem safs ein junger Mensch, und zeichnete. Ich bat einen von ihnen um Erlaubnifs, zu ihm aufklettern zu dürfen. Und mit spöttischer Mine, als ob er dächte: komm nur, Alter, du wirst mir tüchtig zu lachen geben, wenn du die gefährliche Treppe hinunter fällst — gab er mir sie.

Aber ich kam glüklich hinauf. Was glaubst du wohl, dafs er machte? Er zeichnete die Geige, welche Apoll auf dem Parnasse hält. Das Männchen machte sich eine Sammlung von Geräthschaften, weil man diese immer wohl brauchen könnte, sagte er mir; denn so wie Raphael habe doch niemand die Geigen gemalt.

Bald wär' ich vor Schreken von dem Gerüste herabgefallen. Ich stieg nieder, und kam nicht mehr in Versuchung, noch einen

der Galgen zu besteigen, an welchen sich Raphael täglich aufhängen lassen mufs. Aergern mufste ich mich, dafs man gar keinem der Gemälde mehr zukommen konnte vor den Gerüsten. Die Gruppe in der Schule von Athen, wo Raphael sich selbst und seinem Lehrer ein bescheidenes Denkmal gestiftet hat, war frei. Da erholt' ich mich ein Stündchen lang im Anschauen.

Ueber den Burgbrand hatten sie ein Nez gezogen. O Raphael flieht nicht vor Euch! rief ich ihnen zu; aber ihr werdet ihn doch nicht im Neze fangen. Geht lieber hinaus damit an die Tiber, da thut ihr keinen leeren Zug.

Das Nez war gespannt worden, um desto leichter und richtiger zu zeichnen. Ein anderes, mit eben so vielen Feldern, hatte der schlaue Kopf, welcher hier um das Unsterbliche beschäftigt war, über sein Blatt gezogen. Da fieng er denn von unten an.

Seine niedrigsten Quadrätchen füllte er zuerst aus, erst die Beine, dann weiter hinauf — er endigte mit den Köpfen.

Ich gieng wieder heraus. Es waren mehrere Andre gekommen. Was wirst du machen? frug einer den Andern. — Ich werde die Köpfe alle aus den Stanzen mir nehmen, war die Antwort; dann kann ich nach Hause ziehn.

Da bitte ich mir nur den meinen zu verschonen, sagte ich, und griff nach meinem Barte; denn er ist auch da.

Ist der Alte wahnsinnig? frugen sie sich. Aber er hat einen schönen Bart, bemerkte der obige: was willst du, Alter, haben für deinen Bart; ich möchte mich gern im Karnaval damit maskiren?

Ein Bart von Eselshaaren wird dir besser stehen, Junge, gab ich zur Antwort. — Sie lachten Alle, und der Getroffene stieg stille auf sein Gerüste hinauf. Als er oben war,

rief er herunter: Elisa, Kahlkopf, komm herauf!

Du wirst denken, guter Tizian, daſs ich an diesen Versuchen, die heutigen Künstler kennen zu lernen, genug gehabt habe. Aber siehe, so gut ist meine Laune mir erhalten, daſs ich das nur lächerlich fand. Und am Ende, dacht' ich, werden doch nicht Alle seyn wie diese. Ich lieſs mich die Mühe nicht verdriessen, weiter zu forschen.

Ich verdoppelte also meine Wanderungen, durch die Stadt. Nach langem Suchen kam ich endlich in das Quartier, wo die meisten Künstler wohnen. Aber, was habe ich da anders gesehen, als blossen Kunstfleiſs, wenn dieses Wort nicht zu edel ist, um es auf erbärmliche Armseligkeiten anzuwenden, mit denen sich die Mehrzahl der Künstler beschäftigt? Ansichten der Stadt, aus allen Eken genommen, wurden da in buntschekigtem Gewande, wie Spiegelkarten, fabrizirt.

Keine Statue des Alterthums giebt es, so gut und schlecht sie auch sei, welche sie hier nicht in allen Formaten, bemalt und unbemalt, verkaufen, und es nahm mich nur Wunder, dafs sie sie nicht auch nach der heutigen Mode bekleidet haben, um sie dem Geschmak des Zeitalters noch mehr anzupassen. Andere zeigten mir, wie im Vertrauen, Schildereien, von welchen sie mir sagten, dafs man sie in Schlafzimmer aufhänge, und in Dosen fasse, um gewisse Reize hervorzubringen, welche sich aus diesem Zeitalter verlohren zu haben scheinen. Mit grossem Geheimnifs boten sie die, dir bekannten, Zeichnungen von Guilio Romano aus, welche er zu Pietro Aretino's erbärmlichem Texte gemacht hat, und zwar zu Preisen, wofür du ehmals ein unsterbliches Gemälde gegeben hättest.

Ich kam dann in die Werkstätte anderer Künstler, welche sich würdiger beschäftigen,

als diese. Ich habe da manchen Funken von Genie erkannt, welcher in einem günstigeren Zeitalter zur hohen Flamme geworden wäre. Aber, ob sie zu träge sind, oder, ob der Kreis der Kunst vollendet ist, erkannt' ich überall Gedanken, Stellungen und Wirkungen, welche von uns Alten entlehnt waren. Ich darf sagen, daſs nur Wenige etwas hervorgebracht haben, was ihnen eigen gehörte. Sie stehen, in einem gewissen Sinne, recht eigentlich auf unsern Schultern.

Aber wundern kann dich das nicht, wenn du weiſst, wie sie es treiben. Die meisten glauben sich berechtigt, jeder Geistes - und Weltbildung zu entbehren, wenn sie die Palette halten können. Sie begnügen sich mit einigen dürftigen Theilen des Wissens, und wähnen ihre Schule vollendet, wenn sie die Uebersezungen einiger alten Dichter und Geschichtschreiber gelesen haben. Auch

das können sie sich noch ersparen, wenn sie in diesem, an Handbüchern so reichen Jahrhundert ihr Handbuch der Mythologie besizen, welches ihnen für den ganzen Schaz der Kunstschöpfung gilt. Nebenher haben sie noch etwa eine kleine Handwerks-bibliothek, worin sie sich besonders über das Zufällige der Zeiten, Kostums und dergleichen belehren. Gleichviel, ob sie das im Kopfe, oder im Buche haben, so glauben sie sich berufen, für die Unsterblichkeit zu arbeiten. Sie kaufen sich eine mächtige Leinwand, und einen goldenen Rahmen. Diefs ist der Grundstein ihrer Unsterblichkeit. Jezt mufs ein Kindlein gebohren werden; denn die Wiege ist da. Aengstlich harren sie der Stunde der Begeisterung, wie der Lottospieler des Glükbringenden Traums; aber der Geist bleibt leer, der himmlische Strahl erfüllt ihn nicht. Da streben sie sich hinaufzustimmen, und suchen aussen

nach der Begeisterung, welche in ihnen wohnen sollte. Sie wandeln des Nachts um die alten Trümmer der hingeschwundenen Grösse, um wenigstens ein Gespenst zu schauen, wenn der Genius sie nicht mit seiner Erscheinung erfreuen will. Sie gehen in die Weinbuden, um da sich hinaufzuschrauben; sie werfen sich mit Wuth über einen Dichter her, um an seinem Feuer sich zu wärmen, und am Ende kommen sie zu uns alten Meistern geschlichen, und wir sind gutmüthig genug, sie ihr armes Lämpchen bei uns anzünden zu lassen.

Schau, diefs ist ungefähr die Geschichte der meisten ihrer Arbeiten. Aber darf es dich wundern, wenn es ihnen so ergeht, da ihnen gerade das Wesentlichste fehlt, was den höhern Menschen adelt? Leer ist, wie ich dir sagte, ihr Geist und ihr Herz, und sie sind einfältig genug, das für die Leere der Welt zu halten. Sie trösten sich

mit dem Gedanken, dafs sie einem bessern Jahrhundert zugehören. Sie finden diesen ihren Wahn durch die Rolle bestätigt, welche sie in der bessern Gesellschaft spielen. Weil ihnen das zweite Haupterfordernifs des Künstlers, Weltbildung, beinahe durchgängig mangelt, so fühlen sie sich, wo sie auftreten, verlegen, und da sie Eigendünkel genug haben, so messen sie Andern, nicht sich selbst, die Schuld bei. Wem das fehlt, was den Menschen zum Gliede der Gesellschaft macht, der ersezt es nur dürftig durch einzelne Fertigkeiten; denn der Mensch sucht überall den Menschen, nicht den Künstler. So sind sie am Ende beschränkt auf ihre Kunstgenossen, welche alle dieselbe Ansicht der Welt aussprechen. Da hüllen sie sich in ihren cynischen Mantel, und schimpfen über die Laien, wie sie Jeden nennen, der nicht im Hospital mit ihnen ist, kriechen aber doch vor ihm, sobald

sie das Metall wittern, welches doch der höchste Lohn für ihre Arbeit ist. Sie suchen etwas darin, sich von ihren Mitmenschen zu unterscheiden, und da sie es im Schimmer des Geistes nicht darstellen können, so finden sie das Genialische in der Erlaubnifs, die sie sich nehmen, im schmuzigen Gewande den höhern Geist zu verrathen, von dem sie wähnen, dafs er in ihnen spuke. Ich weifs nichts, was mich so sehr für einen Menschen einnähme, als Reinlichkeit und Geschmak in seinem Aeussern, und nie kann ich es einem Künstler verzeihen, wenn ihm dieser Vorzug mangelt. — O wenn ich unserer Zeiten gedenke, lieber Tizian, so möchte ich ihnen freilich mit dem sauren Salvator Rosa zurufen:

Prima, ch'esser Pittor, sia fitto in Forno,
Prima, ch'esser Pittor, il cul m'impegoli,
Prima, ch'esser Pittor, m'impali un Corno! *)

*) Eh' er den Maler macht, schiebt ihn in den Ofen;

Halte es mir zu gut, wenn ich dir einen Gedanken wiederhole, der freilich in der Gesellschaft ausgesprochen werden konnte, in welcher ich mich oft befinden mufste, um das zu erfahren, was ich dir geschrieben habe. Aber es sey mir verzeihlich, wie dem ehrlichen Salvator — ich mufste es sagen, wie er; denn das Herz war mir zu voll, wenn ich gleich weifs, dafs du mir mit Homer antworten wirst:

O du, des fürchterlich rasselnden Blizes
Gepolter! was hilfst du?

Eh' er den Maler macht, mag er mir
lieber den H . . . verpichen;
Eh' er den Maler macht, lieber noch
pflanz' er mir Hörner auf.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Dante, Petrarka und Torquato Tasso.

Dante.

Nichts geht über die Verehrung, womit Dante von den Italienern betrachtet wird. Seine göttliche Komödie, welche das ganze Reich des Wissens und Denkens an die Religion anknüpft, gilt ihnen für die Encyklopädie aller Erkenntniſs seiner Zeit. Ja, Viele haben es so weit getrieben, in seinem Gedicht schon alles dasjenige angedeutet zu finden, was erst von spätern Zeitaltern entdekt wurde, und noch für künftige ein Räthsel ist. Man hat Beispiele, daſs einzelne, geistvolle Köpfe ihr ganzes Leben auf das Studium von Dante verwendet haben, und erst vor Kurzem ist ein Mönch in Parma gestorben, welcher in

langen Jahren nichts anderes gelesen hatte, als den Altvater der italienischen Dichtkunst. Bei so hoher Verehrung hatte Dante natürlich auch das Schiksal der biblischen Schriftsteller, dafs man vor lauter Sucht, Weisheit in ihm zu entdeken, Unsinn herausbrachte, den man mit Ehrfurcht anstaunte, als ein Orakel, zu welchem der Schlüssel noch nicht gefunden ist.

Wirklich ist er aber auch seinem ganzen Zeitalter vorangeschritten, und eine so umfassende Kenntnifs in ihm sichtbar, welche Staunen erregen mufs. Was heutzutage Jeder weifs, war damals nur das Eigenthum weniger Köpfe, und es wurde noch nicht so leicht, zu lernen, wie in einer Zeit, die mit Bequemlichkeit auf die Schultern der Vergangenheit gestiegen ist. Kenntnisse der Naturlehre, wie dafs ohne Licht das Reich der Vegetabilien nicht bestehen kann; wie der Bliz entsteht; dafs sich die Dünste in der

Atmosphäre in Wasser auflösen, und im Regen, Schnee, Hagel u. s. w. wieder niederfalle; daſs Regen und Thau alle Quellen und Flüsse unterhalten, u. s. w., waren zu Dante's Zeit Geheimnissen ähnlich, welche nur Wenige kannten, und die Meisten nicht geglaubt hätten. Bedenkt man überdieſs, wie schwer seine klassische Bildung in einer Periode Italiens war, da man Homer, Hesiod, Archimedes, Tacitus und andre griechische und lateinische Schriftsteller noch gar nicht kannte, so erklärt sich freilich seine Originalität *),

*) Die Originalität der Anlage seines Gedichts überhaupt, welche wohl nicht das Schäzenswertheste an ihm seyn dürfte, haben Dante'n verschiedene absprechen wollen, und der Ab. Costanzo vermeinte in seiner Lettera sopra un antico testo à penna della divina Comedia di Dante, con alcune annotazioni su le varianti lezioni e sulle postille del medesimo ein grosses Licht aufgestekt zu haben,

wird aber auch das Resultat seiner Studien beinah zu einem literarischen Räthsel.

Und dafs alle jene Kenntnisse nicht blofse gelernte und geglaubte, sondern völlig begriffene Säze bei ihm sind, beweist die schöne

indem er behauptete, dafs Dante die Idee zu seiner göttlichen Komödie aus der Vision des Casinesischen Mönchs, Alberich, welche in einem Kodex aus dem zwölften Jahrhundert im Archiv von Monte Casino aufbewahrt wurde, entlehnt habe. Dergleichen Entdekungen haben sehr wenig Werth, und es liegt wohl niemand viel daran, zu wissen, ob irgend eine Träumerei einen klugen Mann auf ernstliche Gedanken gebracht habe. Wer übrigens an dergleichen Merkwürdigkeiten grossen Geschmak findet, dem kann ich noch die, ganz ähnliche, Vision des Priesters Bernold anzeigen, welche der Bischof Hincmar in seinen Werken erzählt, und die wohl kaum etwas anders, als ein, dem Geist jener Zeit angemessenes, politisches Gaukelspiel gewesen ist. (Hincmari opera. Edit. Sirmond. Lutet. Paris. 1645. fol. B. 2. p. 805.)

Anwendung derselben auf entferntere Gegenstände, und ihre Vergleichung. Wie schön vergleicht er z. B. das vergebliche Suchen nach der Quadratur des Zirkels, die Trägheit der Materie, die Sternschnuppen, die Elastizität, die Vibration der Saiten; und mit welch fester Ueberzeugung verachtet er die Magie, Astrologie und ähnliche Traumwissenschaften, durch welche sich zu seiner Zeit die besten Köpfe beherrschen liessen? — Wahrlich, selbst in unsern Tagen ist — nach Verhältniſs von Zeit und Ort — nichts Ersprieſslicheres geschehen, als die, bald nach seinem Tode erfolgte, Anerkennung seiner Verdienste, indem man öffentliche Vorlesungen über die göttliche Komödie hielt, und sie sogar auf den Kanzeln erklärte.

Ein Mann von so hohem Sinne und so eiserner Festigkeit, wie sie Dante's Karakter auszeichnen, ist in keinem Zeitalter an seiner Stelle, verträgt sich aber doch am leichtesten

mit einer Geschichtsperiode, in welcher selbst wilde Kraft das Vorherrschende im Menschen ist. Dante's Zeit war eine solche, und dennoch fand er sich in ihr nicht zu Hause. Er stiefs zu häufig gegen den Geist derselben in Tugend, Religion und Politik an, weil er in der Achtung seiner Mitmenschen keine Veranlassung zu einer gefälligern Annäherung an sie finden konnte. „Denn, bemerkt eine alte Kronik von ihm, questo Dante per suo saper fu alquanto presuntuoso e sdegnoso, e quasi a guisa di filosofo, malgrazioso, non sapeva ben conservar co' Laici;" und Giovanni della Casa rathet in seinem Galateo, lange Zeit dem Hauptbuch für gute Lebensart in Italien, und noch jezt viel gelesen, seinen Schülern, Dante'n ja nicht zum Muster zu nehmen, indem er in der göttlichen Komödie, wie im Leben, den Wohlstand zu oft verlezt habe. Aber wer mag Dante'n darum tadeln,

dafs sich grosse Geister nicht mit dem Maasstab der kleinern messen lassen? — Nur zu gut kannte er die Gebrechen seiner Zeit, und wenn ihn sein Feuereifer oft zu weit fortrifs, so mag es nöthig gewesen sein, um einen gewaltigen Eindruk zu machen. Nirgends ist er erhabener, als wenn er die Verdorbenheit seiner Zeitgenossen schildert; und nirgends ist er auch befugter zum strengen Richteramt, da er seiner eigenen Reinheit zu sehr bewufst war.

Das Hauptsächlichste aus Dante's Leben ist zu bekannt, als dafs es hier wiederholt werden dürfte. Aber zur völligen Karakterisirung eines Mannes reicht die Bezeichnung seiner äussern Schiksale weit nicht hin. Diese werden, wo sie merkwürdig sind, doch nur von dem Helden selbst bestimmt, und es ist eine Art von vertraulicherer Bekanntschaft mit ihm nöthig. Um diese zu machen, dienen uns einige italienische Schriftsteller, bei

welchen man das am wenigsten suchen sollte, sind hauptsächlich die Novellieri brauchbar, deren Erzählungen sich in den meisten Fällen auf Thatsachen gründen.

Viele von den genannten Schriftstellern haben sich wiederholt. Je näher einer derselben also an Dante's Zeit steht, desto mehr Glauben verdient er auch; besonders da sich in den ältesten von ihnen der Urkarakter der italienischen Novellen, nur Begebenheiten zu erzählen, die man entweder selbst gesehen, oder von glaubwürdigen Personen gehört, am reinsten erhalten hat. Diese Vorzüge finden sich am besten vereinigt bei dem Florentiner, Franco Sacchetti, dessen Lebenszeit ungefehr in die Jahre 1335 bis 1410 trift, da Dante's seine die Jahre 1265 bis 1321 umfafst. In seinem Novellenbuch, einem der merkwürdigsten Werke für die Sittengeschichte der damaligen Zeit, kommen verschiedene Züge von unserm Dichter vor, welche eben so

unbekannt sein dürften, als sie merkwürdig bezeichnend sind. Diese will ich ausheben; und ihnen zuerst eine Erzählung des nemlichen Verfassers voranschiken, die für die hohe Verehrung zeuget, in welcher Dante schon in früher Zeit gestanden hat.

Am Hofe von Ferrara lebte ein Mann, der ein gescheidter Kopf, aber ein grober Sünder war. Vor allen Dingen hatte er das Laster der Spielsucht in hohem Grade, und verlor einst in Ravenna all sein Geld. In einer der sonderbaren Gemüthsstimmungen, welche gewaltigen Schlägen des Schiksals oftmals zu folgen pflegen, trat er in die Kirche, wo Dante's Grab ist. Er rifs alle Lichter, die vor einem Krucifix standen, herunter, und stellte sie mit den Worten auf des Dichters Sarkophag: „Nimm du sie lieber; du bist ihrer doch würdiger!"

Jedermann verwunderte sich höchlichst über diese Lästerung, und der Edelmann

wurde vor den Erzbischof von Ravenna gefodert. Er läugnete nichts, sondern vertheidigte sich, indem er sagte: „Vergleichet nur das Evangelium mit der göttlichen Komödie, und ihr werdet bald finden, in welchem die gröste Weisheit ist. Jener war Gott, und Dante ist doch nur ein einfältiger Mensch gewesen." — Der Erzbischof war mit dieser Ausrede zufrieden *).

Sacchetti giebt einen sonderbaren Grund von Dante's Exil in folgender Erzählung an.

Dante war ein Nachbar der Familie Adimari in Florenz. Ein Glied derselben befand sich im Gefängnifs, und sollte wegen eines Vergehens bestraft werden. Die Adimari baten den Dichter, sich bei dem Richter, welcher sein guter Freund war, für den Gefangenen zu verwenden. Dante versprach, das Seinige zu thun, und machte sich auf den

*) Sacchetti nov. 121.

Weg zum Richter. Auf diesem Gange kam er in der Nähe des Thors von S. Pietro an der Werkstätte eines Schmids vorbei, welcher eben ein Stük aus seinen Gedichten ganz erbärmlich und verstümmelt absang, und tüchtig dazu mit dem Hammer den Takt schlug. Diefs ärgerte ihn, und, ohne ein Wort zu sprechen, ging er in die Werkstätte hinein, nahm Hammer, Zangen und alles, was er sah, hinweg, und warf es auf die Strasse hinaus. Ganz erstaunt sah ihm der Schmid eine Weile zu, und brach dann endlich aus:

Was zum Teufel macht Ihr? Seid Ihr wahnsinnig?

Was treibst denn du?

Ich treibe mein Handwerk, und Ihr verderbet mein Geräthe.

Wenn du willst, dafs ich dir deine Sachen nicht verderbe, so mufst du mir die meinigen auch nicht verderben.

Was verderb' ich Euch denn?

Du singst meine Gedichte; aber nicht so, wie ich sie gemacht habe. Ich besize keine andre Kunst, als diese, und du verderbst sie mir.

Der Schmid sagte kein Wort weiter, sammelte still sein Geräthe wieder zusammen, und sang in Zukunft Dante's Gesänge nicht mehr.

Der Dichter ging weiter, und kam zu seinem Freunde, dem Richter. Sei es, daſs dieser Vorfall auf seine Laune gewirkt hatte, oder daſs er mit diesem Entschlusse hingegangen war, kurz, er sprach nicht nur nicht zum Vortheil des Gefangenen, sondern erzählte noch andre Unarten von ihm; unter andern, daſs er so hochmüthig sei, und, wenn er durch die Strassen reite, die Beine so weit auseinander streke, daſs niemand vorbei könne. — Dieses wirkte dahin, daſs Adimari noch härter bestraft wurde, seine Familie

aber ihm auch ewigen Hafs schwur, welches später zu seinem Exil wirksam wurde *).

Eine ähnliche Geschichte, wie die mit dem Schmid, erzählt Sacchetti von einem Eselstreiber, welchem Dante begegnete, wie er seine Gedichte vor sich hin sang. Hatte er ein Stük zu Ende, so rief er immer wieder seinem Esel zu: Arri, arri! — Dante gab ihm einen tüchtigen Schlag auf den Rüken, und sagte, das arri hab' ich nicht dazu gemacht. Der Eselstreiber liefs sichs gefallen, kehrte sich aber in einiger Entfernung gegen ihn um, strekte die Zunge heraus, machte die Feige (la fica, ein bekanntes Zeichen des Hohns, welches mit der Hand gemacht wird), und rief: Da hast du's. — Dante erwiederte: „Ich machte dir für hundert deiner Feigen auch nicht Eine;" welchen Ausspruch der Erzähler als einen ruhmvollen Beweis von Mässigung rühmt **).

*) Sacchetti nov. 114.
**) Ebenders. nov. 115.

Ich will mit einem Schwank endigen, den derselbe Schriftsteller erzählt. Ein sehr häfslicher Genueser war sterblich in ein Frauenzimmer verliebt, und konnte es durch alle möglichen Bemühuugen nicht dahin bringen, dafs sie ihn nur ansah. Er hatte viel von Dante's Weisheit gehört, und entschlofs sich daher, diesen um ein Mittel anzugehn, die Liebe seiner Grausamen zu gewinnen.

Er reiste nach Ravenna, und traf bei einem Gastmal mit Dante'n zusammen. Zufälliger Weise kám er neben ihn zu sizen, und ersah sich die Zeit, den weisen Mann zu fragen: was er in seinem Fall zu thun hätte?

Ich weifs kein anderes Mittel, erwiederte ihm Dante, als ihr müfst machen, dafs eure Geliebte schwanger wird. Die Weiber haben in diesem Zustand, wie euch bekannt ist, sonderbare Gelüste, und da könnte es ja wohl geschehn, dafs sie auch ein Gelüste nach euch bekäme.

Der Genueser fühlte das Beissende dieser Antwort tief, und gab von da an den Gedanken an seine Geliebte auf. Er wurde nachher ein guter Freund des Dichters, und blieb es sein Leben lang *).

Petrarka.

Wenn irgend ein Mann schon zu seinen Lebzeiten alle Ehre genoſs, welche dem Verdienst gewöhnlich erst nach seinem Tode zu Theil wird, so ist es Petrarka. Er war, darf man mit Tiraboschi sagen, «das Idol seiner Zeit», und alle Stände beeiferten sich, ihm den gebührenden Zoll der Verehrung und Liebe zu bringen. Wie er in den wichtigsten Geschäften gebraucht wurde, wie er die einfluſsreichsten Posten ausschlug, wie er an allen Höfen, wo er erschien, mit der selten-

*) Sacchetti nov. 8. — Eine andre Geschichte von Dante ist oben, in der Ansicht von Florenz, erzählt worden.

sten Auszeichnung, die kaum Fürsten wiewiederfuhr, aufgenommen wurde, weiſs Jedermann. Er nahm an den wichtigsten Ereignissen der Zeit den innigsten Antheil, durfte sich unaufgefodert in öffentlichen Briefen mit Rath und Mahnung an die ersten Fürsten seiner Zeit wenden, und erhielt immer freundlich dankbare Antwort. Alle seine Reisen glichen einem Triumphe. Das Gerücht gieng der Ankunft des bescheidenen Mannes voran, man zog ihm entgegen, und bewirthete ihn überall auf Kosten des Staates. Aber mehr, als das, muſste ihm die innige Liebe und Verehrung erfreuen, womit einzelne Gemüther sich nach ihm sehnten, und sich glüklich priesen, ihn auf einige Stunden zu sehen, zu sprechen und zu bewirthen. Er erzählt selbst mehrere Scenen der Art, welche ich ausheben will.

Ein gewisser alter, blinder Lehrer der Grammatik in Pontremoli hatte gehört, daſs

Petrarka in Neapel wäre, und reiſste in der Ungeduld, den theuren Mann selbst kennen zu lernen, mit seinem einzigen Sohne dahin. Der König Robert erfuhr die Ankunft des Alten, lieſs ihn zu sich rufen, und war ganz erstaunt, den blinden Greis zu sehen, welcher steif und kalt war, wie eine Bronzstatue. Er sagte ihm, daſs er eilen müsse, wenn er den Petrarka noch einholen wolle, weil dieser schon vor einigen Tagen abgereiſst, und entschlossen sey, nach Frankreich zurükzukehren. — Ich bin bereit, bis nach Indien zu reisen, erwiederte der Alte, wenn ich nur so glüklich bin, ihn aufzufinden. — Der König wunderte sich noch mehr, gab ihm Reisegeld, und entlieſs ihn überaus gnädig. Der blinde Mann kommt nach Rom; aber Petrarka ist schon weg. Er kehrt nach Pontremoli zurük, verläſst es aber gleich wieder, da er erfährt, daſs Petrarka in Parma sey. Er kommt glüklich

in dieser Stadt an, und läſst sich sogleich in das Haus führen, wo der Dichter wohnte. Wer drükt nun die Freude des guten Alten aus, da er sich in der Nähe des grossen Mannes befindet? Bald von seinem Sohne, bald von einem Schüler, den er bei sich hat, läſst er sich in die Höhe heben, küſst das Haupt, welches, wie er sagt, so edle Ideen empfangen, küſst die Hand, die so liebliche Dinge geschrieben hat. Drei Tage bleibt er in Parma, und kann sich kaum von seinem theuren Petrarka losreissen. Viele Leute liefen zu diesen seltenen Scenen herbey, und in Vieler Gegenwart sagte er einst zu dem Dichter: ich fürchte, Euch beschwerlich zu fallen; aber ich kann mich nicht satt an Euch sehen, und ihr müſst mich wohl ein Vergnügen geniessen lassen, das mich eine so lange Reise kostet. Bei dem Worte Sehen lachten die Umstehenden zusammen; aber der blinde Greis fuhr

fort: ich rufe Euch, geliebter Petrarka, zum Zeugen auf, ob es wahr ist, daſs ich blind, wie ich bin, Euch doch weit besser sehe, als alle diese Leute, die Euch mit zwei Augen anschauen! — Alle wurden stumm. Azzo da Coreggio begleitete den guten Alten ehrenvoll nach Hause, und beschenkte ihn reichlich *).

Eine ähnliche Geschichte erzählt Petrarka in einem andern Briefe. In Bergamo lebte ein Goldschmid, Namens Arrigo Capra, ein sehr gescheidter Kopf, welcher aber seine Jugend mehr in der Werkstätte, als unter Büchern zugebracht hatte. Diesem Manne fiel es auf einmal ein, ein Gelehrter zu werden, und er vertiefte sich ganz in die Studien. Besonders bewunderte er die Schriften von Petrarka, und war sehr begierig, ihn kennen zu lernen. Er gieng deſshalb nach Mailand, wo sich dieser dazumal be-

*) Senil. XV. ep. 7.

ſand, und wurde sehr gut von ihm aufgenommen, welches ihn dermassen erfreute, daſs er ſast ausser sich war. Nach seiner Zurükkehr in seine Vaterstadt verwendete er viel Geld darauf, eine Abschrift von Petrarka's sämmtlichen Werken zu besizen, sein ganzes Haus mit Bildnissen von ihm auszuzieren, und schloſs, gegen des Dichters Rath, seine Bude, um sich ganz den Wissenschaften zu wiedmen. Damit war er aber noch nicht zufrieden; er wollte den angebeteten Mann einmal in seinem Hause bewirthen, und lieſs nicht an ihm nach, bis er versprach, ihn zu besuchen. Der 13te Oktober 1358 war der glüklichste Tag in Capra's Leben. Petrarka kam, und er gieng ihm mit einer auserlesenen Gesellschaft von gelehrten Männern entgegen. Als er in Bergamo ankam, erwies ihm die Obrigkeit und die ganze Stadt die ausgezeichnetste Ehre, und man bat ihn, entwe-

der in dem Gemeindepalast, oder in einem der ersten Häuser seine Wohnung zu nehmen. Alle baten sich diesen Vorzug aus, und der arme Capra fürchtete schon, Petrarka möchte einen glänzenden Palast dem Hause des Goldschmieds vorziehen. Aber dieser blieb ihm treu, und stieg in seiner Wohnung ab, welche übrigens mit fürstlicher Pracht ausgeschmükt war. Das Zimmer, worin der Dichter schlafen sollte, war mit Seide überzogen, das Bette über und über mit Gold besezt, und Capra schwur, es hätte noch Niemand darin geschlafen, und Niemand sollte auch nach ihm darin schlafen dürfen. Eben so glänzend war der Tisch, und Petrarka fand auch seine Bibliothek reicher, als die manches Gelehrten. Er blieb hier über Nacht, und Capra war so vergnügt, daſs seine Leute glaubten, er sey närrisch geworden. Den andern Tag verlieſs Petrarka Bergamo wieder, und wurde

von den Ersten der Stadt und von allen Behörden ein gutes Stük Wegs begleitet. Den Goldschmied Capra mufste man beinahe mit Gewalt von ihm losreissen *).

Die hohe Verehrung, in welcher Petrarka bei seinen Zeitgenossen stand, erwekte ihm viele Neider und viele Nachahmer. Von den ersten giebt er selbst Nachricht, indem er behauptet, dafs ihm am Tage seiner Krönung auf dem Kapitol zu Rom Sublimat auf das Haupt gegossen worden, wodurch er die Haare verlohren. Von den leztern spricht er in einem Briefe, welchen Sade beibringt **).

„Nie, schreibt er, war das Horazische:

Scribimus indocti doctique poemata passim.

wahrer, als jezt. Es ist ein trauriger Trost, Genossen zu haben, und ich möchte lieber

*) Aus einem Brief des Petrarka, der sich aber nur in der Genfer Ausgabe von 1601 befindet.

**) Sade mémoires, T. 3. p. 243.

allein seyn. Mein eigenes und Anderer Unglük drängt mich, ich kann kaum zu Athem kommen. Jeden Tag regnen mir von allen Winkeln Italiens Verse auf den Rüken. Aber nicht genug damit; auch aus Deutschland, Frankreich, England und Griechenland kommen sie mir zu. Womit, glaubst du, dafs sich jezt unsre Aerzte und Rechtsgelehrten beschäftigen? Sie kennen weder Justinian noch Aeskulap mehr. Taub gegen die Stimmen der Processirenden und Kranken, wollen sie von nichts mehr, als von Virgil und Homer sprechen hören. Aber, was sag' ich? Selbst Landleute, Handwerker werfen ihr Geräthe aus der Hand, um sich mit Apoll und den Musen zu unterhalten. — Ich fürchte durch mein Beispiel zu dieser Thorheit beigetragen zu haben. Man sagt, der Lorbeer erweke wahrhafte Träume. Aber es ist mir bange, dafs der, welchen ich noch unreif mit zu vieler Gier gepflükt habe, mir und

andern falsche Schlummerbilder gebracht habe."

Torquato Tasso.

Ich kann mich nicht enthalten, Baldinucci'n einen schönen Zug aus Tasso's Leben nachzuerzählen *).

Man hatte in Florenz Tasso's Aminta's aufgeführt. Der Architekt, Bernardo Buontalenti, hatte die Dekorazionen und Maschinerien verfertigt, und diese waren so vortreflich gerathen, dafs sie allgemeines Erstaunen erregten. Man sprach in der ganzen Stadt von nichts, als von Tasso und Buontalenti.

Einige Tage nach der Aufführung ritt lezterer einmal nach Hause. Als er eben im Begriff war, vom Pferde zu steigen, sah er einen Mann von edler Gestalt auf sich zu

*) Baldinucci vite dei più eccell. profess. d. dis. T. 7. p. 46.

reiten, und gleichfalls absteigen. Der Unbekannte näherte sich ihm, und sagte: seid Ihr der Bernardo Buontalenti, von welchem man wegen seiner geistvollen Erfindungen so viel spricht, und der die sinnreichen Maschinerien zu dem, neulich aufgeführten, Stüke des Tasso verfertigt hat?

Ich bin Bernardo Buontalenti, erwiederte der Künstler; aber Eure Höflichkeit und Güte schlägt meine geringen Bemühungen zu hoch an.

Da lächelte Tasso, warf sich ihm um den Hals, und küſste ihn mit den Worten: Ihr seid Bernardo Buontalenti, und ich Torquato Tasso. Lebt wohl, lebt wohl, lieber Freund!

Mit diesen Worten sezte sich Tasso wieder zu Pferde, und ritt weg. Der erstaunte Künstler lief in der Freude seines Herzens sogleich zum Groſsherzog, und brachte ihm die Nachricht, daſs Tasso in Florenz sey,

Dieser gab Befehl, ihn überall aufzusuchen, weil er entschlossen war, den Dichter recht ausgezeichnet zu ehren. Aber er war nicht mehr zu finden. Tasso hatte seine Absicht erreicht, dem Künstler den Tribut der Liebe und Achtung zu bringen, und war schon wieder abgereiſst.

Versuch eines georgischen Aufrisses vom Königreich Neapel *).

Wenn man den durch Zannone berechneten, Flächeninhalt des Königreichs Neapel von 30,000 italienischen Meilen auf Moggia **) reduziert, und 1012 2/5 Mo. für Eine

*) Hierbei ist, ausser den Werken des Galanti, Delfico u. a. besonders das Werk des Paters: Onorati, (delle Cose rustiche. Napoli 1803. — Fünf Bände in 8.) benuzt worden.

**) Ein Moggio (in der Mehrzahl Moggia.) ist ein Quadratfeld, dessen jede Seite 30 Schritte, oder 220 Palmi enthält. Der ganze Flächeninhalt davon ist somit 900 Quadratschritte, oder 48,400 Quadratpalme. Indefs ist zu bemerken, dafs der Moggio nicht im ganzen Königreich das Flächenmaas ist. In Apulien z. B. rechnet man nach der Versura, welche 4 neapolitanische

Meile annimmt, so ergiebt sich damit die Zahl von 23,360,500 Mo. Nimmt man sodann den Stand der Bevölkerung, wie ihn die Regierung für das Jahr 1802 bekannt gemacht hat, zu 4,963,502 Seelen, so kommt auf die Quadratmeile die Zahl von 164 Bewohnern. Jeder von diesen bedarf des Jahrs 5 Tomola's *) Weizen, welche mit etwa 4 Millionen T. Aussaat, eine Produktion von ungefähr 29 Millionen Tom. erfodern. Nun nimmt man an, daſs eine sparsame Aerndte den Vorrath für zwei, und eine reichliche für drei abwirft, so wäre denn der jährliche Getraideertrag im ganzen Königreich in schlechten Jahren zu 58 Millionen Tom. in

Moggia's enthält; in der Provinz Trani nach der Vigna, welche = 1 3/7 Moggia; in Calabrien, in den Abbruzzo's u. a. Provinzen nach Tomolo's oder Tomolata's, die 1200 Quadratschritte ausmachen.

*) Ein Tomolo (in der Mehrzahl Tomola) ist ein Raum von 3 Cubikpalmen.

guten aber zu 78 Mill. T. und im Durchschnitt jedes Jahr zu 65 Mill. T. berechnet.

Ehe wir zum landwirthschaftlichen Zustand der einzelnen Provinzen übergehen, wollen wir noch eine Tabelle über diese vorausschiken, in welcher der Flächeninhalt jeder Provinz, mit dem Bevölkerungszustand auf jeder einzelnen Quadratmeile, und dann überhaupt angegeben ist. Sie gründet sich auf die Seelenzahl von 1790 — 92, wo sie zu 4,855,200 angegeben wurde, und von der neusten Angabe von 4,984,639, so wie von der von 1802 von 4,963,502 immer noch merkwürdig genug verschieden ist, bei dem Detail der einzelnen Provinzen aber doch wenig Unterschied macht.

Provinzen.	*Quadratmeilen*	*Moggia Landes.*	*Bewohner auf jeder Quadratmeile.*	*Seelenzahl überhaupt.*
Terra di Lavoro mit der Stadt Neapel u. den Inseln.	1,792	1,813,863	737	1,308,100
Salerno,	1,780	1,802,828	271	482.285
Lucera,	3,645	3,599.571	97 *)	444,675
Matera,	2,342	2,370,573	154	361,418
Trani,	1,266	1,282,446	234	289,675
Cosenza,	2,595	2,626,659	147	344,713
Catanzaro,	2,535	2,565,927	161	408,522
Lecce,	1,988	2,012,255	147	292,172
Montefusco,	1,205	1,219,800	279	335,915
Aquila,	1,657	1,678,326	137	227,083
Teramo,	852	862,495	178	151,366
Chieti, **)	1,447	1,465,756	144	209,270
				4,855,194

*) Zu Lucera wird auch das sogenannte Sannio, oder Cantado di Molise gerechnet, in welchem die Verhältnisse verschieden sind. Hier sind sie in den Zahlbestimmungen aber nicht getrennt; nur ist die Bevölkerung nach Meilen bei beiden Provinzen einzeln zu bestimmen, indem im Sannio auf jede 203 Köpfe zu rechnen sind.

**) Durch die verschiedenen Namen, welche die Provinzen führen, wird man

Aus der so ungleichen Anzahl der Bewohner in den verschiedenen Provinzen ergiebt sich die Bemerkung von selbst, dafs diese in Rüksicht auf Boden, Anbau u. dergl. äusserst

leicht irre geführt. Ich will daher in folgender Tabell alle Benennungen anführen.

Terra di Lavoro, oder Terralavoro, auch Carapania.
Salerno, oder Principato citra.
Lucera, oder Capitanata, worin auch das Contado Molise, sonst il Sannio.
Matera, oder Basilicata.
Trani, oder Terra di Bari.
Cosenza, oder Calabria citra.
Catanzaro, oder Calabria ultra.
Lecce, oder Terra d'Otranto.
Montefusco, oder Principato ultra.
Aquila, oder Abbruzzo ultra, il primo.
Teramo, oder Abbruzzo ultra, il secondo.
Chieti, oder Abbruzzo citra.

verschieden sein müssen. Wir wollen sie daher einzeln nach der Reihe durchgehen.

Die Terra di Lavoro, welche auf einem Raum von 1792 italien. Quadratmeilen 1,308,100 Menschen nährt, ist offenbar der bevölkertste, und lachendste Flek des Erdbodens. Der vierte Theil dieser Provinz ist gebirgigt; die übrigen aber sind herrliche, fruchtbare Ebenen. In der Gegend von Acerra, Casal Principe, Mondragone und Avella sind trefliche Waldungen, meist von Kastanienholz. Der Garigliano, Volturno, Clanio und Saone bewässern das Land, und nähren gute Fische. In mehrern Gegenden wird der Erde Alles abgewonnen, was sie nur immer zu leisten vermag, und gewöhnlich nach der Kornerndte noch türkischer Weizen und Bohnen gepflanzt. Die schönsten Striche ziehen sich von Neapel aus nach Capua, nach Caserta, Sarno und Scafati, wo die Bevölkerung auch noch das Produktionsvermögen des Bodens

übertrift. Nicht so gut angebaut sind die Gegenden von Sora, Fondi, Rocca Guglielma und andern Orten, und sie ist am lezten wohl am allerschwersten, wie diefs aus den Miethpreisen hervorgeht, die ich später anführen werde. Indefs vermögen diese fruchtbaren Ländereien ihre vielen Bewohner doch nicht zu ernähren, und reicht besonders alles Getreide und Oel, welches sie hervorbringen, nicht für das jährliche Bedürfnifs zu. Die Stadt Neapel allein zehrt jedes Jahr gegen 2,200,000 Tomolo's von ersterem auf, und die weit vortheilhaftere Benuzung des Bodens durch Gemüse u. dergl. hindert natürlich den Kornbau an manchen Orten. Auch sind Fruchtbarkeit und Fleifs nicht überall gleich grofs, und müssen manche Gegenden durch Mangel an Bewässerung gegen andere zurükbleiben, welche diesen Vortheil geniessen. Indefs bringen die Gegenden von Aversa, Capua, Sessa, Carinola, und Mondragone

am meisten Getreide hervor. Neben diesem wird überall türkischer Weizen gepflanzt, welcher den niedrigen Volksklassen die Kartoffeln des Nordens ersezt. Nicht so fleissig wird der Oelbau betrieben, und viele Hügel und Berge, die ihn so sehr begünstigen würden, stehen noch nakt und ungenüzt da. Am meisten wird indefs das Oel von Livardi, Venafro, Tiano, Sessa und Gaëta gerühmt. Von den Weinen bringt die Terralavoro mancherlei Arten hervor, welche an Güte und Preis höchst verschieden sind. Für die vorzüglichsten galten die von Piedimonte, Posilipo, Gaëta, Monte Procida und der Lagrima des Vesuvs. Von lezterem nennt man den von der Masseria di Salzano als den ersten, den von Pagliarella als den zweiten, und zahlt für den Carro (24 Barili) von jenem 90 Duc. und von diesem 80 Duc. In gleichem Preise steht auch der sogenannte Lambiccato, ein süsser, ungegohrner Wein, mit welchem

man gewöhnlich andre, zu saure, Weine verbessert. Neben diesen drei Hauptprodukten finden sich dann noch viele Frucht- und Gemüsegattungen, welche mit ausserordentlichem Fleisse gepflanzt werden, und, je näher gegen die Hauptstadt, desto reichlicher wuchern.

Sehr verschieden ist darum auch der Ertrag, und sind es somit die Pachtpreise. In der Gegend von Aversu trägt das Getreide 12-, der türkische Weizen 40fältig; in Capua lezterer nur 35fältig. In Torre della Nunziata die Bohnen 20fältig, das türkische Korn 40fältig, das Getreide 17fältig, und alle diese Pflanzen bezahlen sich dort so reichlich, weil die Bewässerung sehr gut, und des Baumwerks wenig auf den Feldern ist *). Am meisten bringen, wie schon be-

*) Diefs ist überhaupt ein Schaden für die meisten Felder, dafs man noch Ulmen pflanzt, an welchen Reben emporranken.

merkt, die Felder ein, welche mit Gartenfrüchten bepflanzt sind. Ein Moggio Lands, der mit Artischoken (3000 Pflanzen auf den Moggio) besezt ist, trägt jährlich 100 Duc., und einer mit blossen Sämereien, welche natürlich weit mehr Kultur brauchen, wird auf 200—300 Duc. getrieben. Ein Feigenbaum am Posilipo wirft seinem Besizer sogar 3—4 Duc. ab.

Am höchsten sind natürlich die Pachtpreise in der Nähe der Hauptstadt. Ein Moggio Landes zu Gartenfrüchten (a orto) wird zu 60 Duc. jährlich vermiethet, bei Torre dell' Annunziata aber nur zu 40 Duc. Ein gewöhnliches Feld bringt an lezterem Ort

Man hat daher auch das Sprüchwort: chi vuol vino, non ha grano, (wer Wein will, hat kein Korn) befolgt es aber, wie es mit den meisten guten Vorschriften geht, nicht, sondern ist zufrieden, schlechten Wein, und wenig Korn zu bekommen.

15—20 Duc., in der Gegend von Aversa 20—26 Duc., und in Rocca Guglielma, aus Mangel an Arbeitern, nur 1 1/2 Duc. Pachtzins ein.

Weit nicht so gut angebaut, und darum auch nicht so ergiebig und so bevölkert ist das Principato citra, oder die Provinz von Salerno, ob die Natur gleich alles gethan hat, was der Mensch wünschen kann. Die schöne Ebene von Nocera de' Pagani, welche zehn Meilen lang ist, und die grosse von Evoli, die kleinere von Vallo die Diano, sind nebst mehreren andern äusserst fruchtbar. Das übrige Land besteht in Gebirgen, aus welchen sich die Flüsse Sarno, Picentino, Tusciano, Sele, Calore, Tanagro, Alento u. a. hervorwinden, und entweder in die drei Seen, von Spineto, Palo und Maurno, oder in das Meer sich ergiessen. Das beste Getreide wächst in der Gegend von Laviano, Palo, Buccino, S. Gregorio und Valva. Un-

ter den Weinen werden die von Capri, Gragnano, Sarno, Auletta, Albanello, Castel S. Lorenzo, und vom ganzen Cilento gerühmt. Das leztere, so wie Sarno, die Serre, Contussi und Campagna bringen gutes Oel hervor, und alle andre Pflanzen gedeihen, je nach dem Fleifs des Bebauers.

Dieser ist aber, ausser den Gegenden von Nocera, Sarno, Gragnano, Montoro und Sanseverino, nicht grofs, und es ist wenig gesagt, wenn man behauptet, dafs diese ganze Provinz das Doppelte von dem leisten könnte, was sie heutzutage leistet. Die Verschiedenheit erkennt sich schon aus den Pachtpreisen. Denn, wenn man in Nocera für den Moggio Landes jährlich 15—40 Duc. Pacht bezahlt, so beträgt er in Salerno nur 2—5 Duc., und an andern Orten noch weniger. Ein sehr grosser Theil des Landes besteht aus ungebautem Lande, sogenannten Difese, welche nur zur Weide angewendet werden.

Und dennoch sind die 16,000 Stük Viehs, welche die 40,000 Tomola's Land, die der Stadt Evoli gehören, einnehmen, nur von geringem Nuzen in Vergleich mit dem, was das Land bei sorgfältigem Anbau tragen würde. Natürlich ist dieses gar nicht möglich, so lange das meiste durch fremde Arbeiter aus Calabrien, Lukanien, Terra di Lavoro und den Abruzzo's geschieht, wie in dieser Provinz der Fall ist. Zu bemerken ist noch der Reisbau von Salerno, welcher jährlich ungefähr 8,000 Cantava's, zu 57,000 Duc. angeschlagen, betragen mag.

Eine der vernachlässigtesten Provinzen des Königreichs Neapel ist die von Matera. Hier begegnet dem Wanderer wenig andres, als ganz unangebautes, oder schlecht bebautes Land. Die Strassen sind fast unbrauchbar, und die Flüsse ziehen sich ungebändigt, und somit zerstörend, durch das Land. Zwischen den verschiedenen Gebirgsketten ziehen sich

die Thäler von Marsico, Venosa, und die Ebene von Tarent. In diesen strömen die Flüsse Acri, Siri, Basento und Trecchina. Auch zählt die Provinz vier Seen, welche reich an Fischen sind. Der Boden ist thonartig, man denkt aber nirgends daran, ihn durch Sand zu verbessern. Der Ertrag ist daher auch sehr gering, und der Tomolo Landes wird gewöhnlich für Einen Tomolo Getreides verpachtet, und dieses bringt die Aussaat 4—10fältig wieder. Am besten gedeiht das Getreide an den Küsten des jonischen Meeres, wo viel Gerste und Hafer gebaut wird. Auch rühmt man die Weine von Tursi, Montalbano, Pisticci, Ferrandina, Chiaramonte, Melfi u. s. w. Ausser den gewöhnlichen Produkten des südlichen Italiens ist in dieser Provinz der Bau der Baumwollenpflanze anzuführen, welcher in der Gegend des Meerbusens von Taranto getrieben wird, und den Landmann am reichlichsten

belohnt. Ein Tomolo Landes, welches bewässert werden kann, wird damit auf einen jährlichen Ertrag von 10 — 80 Duc. getrieben. Ueberhaupt aber wird der Akerbau im höchsten Grade vernachlässigt, und verderben sich die Bewohner sogar durch zu starke Aussaat ihre Erndte. Die Bauernhäuser sind zu weit von den Feldern entfernt, und daher die Aufsicht schlecht. Die Baumzucht ist weit zurük, und der Oelbau im Verhältnifs zu den Kräften des Landes unbedeutend. Am einträglichsten ist die Verfertigung des Lakrizensafts in Policoro und S. Basilio. Auch beschäftigt man sich mit Seiden- und Tobakbau; aber alles wird nicht in dem Umfang getrieben, welchen die vielen natürlichen Vortheile des Landes gestatten, und die Provinz befindet sich im Ganzen in einem elenden Zustande.

Das Nemliche gilt auch von der Provinz Cosenza. Die Hauptebene in derselben ist

das lange Thal, welches von der Stadt Cosenza seinen Namen hat; aber ausser diesem befinden sich auf und zwischen den Gebirgen noch grosse Plänen. Unter der genannten Stadt vereinigen sich die Flüsse Crate und Savuto, nachdem sie vorher den Sibari aufgenommen haben. Die Bevölkerung ist in den verschiedenen Gegenden auch verschieden, und es hängt, wie immer, davon der Grad der Benuzung des Bodens ab. In der Nähe von Cosenza, wo es an Menschen nicht fehlt, wird daher der Tomolo Land für die Hälfte des Ertrags, oder für 7 Duc. verpachtet, statt dafs in andern Gegenden der Pachtzins nur in Einem Tomolo Getreide, und noch weniger, besteht. Eben so verschieden ist der Ertrag des Bodens, welcher an einigen Orten 12fältig, an andern nur 5fältig die Aussaat wieder erstattet. Alle Produkte dieser Provinz sind vortreflich, und die Weine von Diamante, Cirelle, Castrovillari u. s. w. sehr

geschäzt. Auch das Oel von Amantea, Corigliano, Altomonte u. a. O. ist vorzüglich. Seide wird überall gebaut, und in den Gegenden an den östlichen Ufern Manna gesammelt.

Das schrekliche Erdbeben, welches die Provinz Catanzaro heimgesucht hat, kostete sie 30,000 Menschen, und dieſs ist ein grosser Verlust für ein Land, wo dem fruchtbarsten Boden nur die Hände fehlen, um ihm selbst das abzugewinnen, was der Mensch nur zu seinem Ueberflusse bedarf. Alles, was diese Provinz hervorbringt, ist ganz vorzüglich. Ausser dem Getreide und den treflichen Gartenfrüchten verdienen besonders die Weine von Geraci — und hier hauptsächlich der sogenannte Greco — von der Contessa, von Villa S. Giovanni, Montelione, S. Eufemia, Rosarno, Tropea und den Ufergegenden von Pizzo ausgezeichnet zu werden. Gleiche Ehre gebührt dem Oel von Sinopoli, und seiner

Umgegend, von Catanzaro, Bovi und der sogenannten Piana, dem Mittelpunkt der fürchterlichen Erderschütterungen Calabriens. Die Seide von Reggio ist die beste im ganzen südlichen Italien. Der Pachtpreis für einen Tomolo Landes, wo die Brach eingeführt ist, beträgt 1 bis 1 1/2 Tomolo Getreides, und oft den vierten Theil des Ertrags.

Durch grössere landwirthschaftliche Industrie zeichnet sich die Provinz von Lecce aus. Die Ländereien liegen da, je nach ihrem einzelnen Bedürfnifs, alle zwei, drei, vier, fünf und sogar oft sieben Jahre brach, und der Boden wird sonst mit vieler Sorgfalt behandelt. Er giebt die Aussaat gewöhnlich 9—10fältig wieder. Neben dem Getreide darf man das Oel als Hauptprodukt ansehn, ob es gleich gewöhnlich nicht sehr vorzüglich ist; doch besizt es die seltene Eigenschaft, durch das Alter besser zu werden. So zeichnet sich auch der Wein vom Capo di Lecce

durch den Vorzug aus, daſs er durch den Transport zur See eine Zartheit und einen Wohlgeschmak gewinnt, welcher ihn neben die besten Weine stellt. Die viele Baumwolle, die gewonnen wird, verarbeitet man meistens im Lande selbst, und dieser Industriezweig beschäftigt besonders die Weiber, welche in dieser Provinz fleissiger sind, als in jeder andern des Königreichs, und gewöhnlich die Hauptstüze der Familien ausmachen. Auch an Honig ist grosser Ueberfluſs; doch liesse sich für diesen Zweig, so wie in ganz Italien, auch hier noch vieles thun, indem bei allen Vortheilen des Klima's und Bodens doch an Honig, und besonders an Wachs, weit nicht so viel gewonnen wird, als das Land verbraucht.

Am weitesten, nach der Terra di Lavoro, wird die Landwirthschaft in der Provinz von Trani getrieben. Sie ist fast ganz eben, hat beinahe durchgängig Kalkboden, und nur

den einzigen Flufs Offanto. Im Durchschnitt wird die Vigna (ungefähr 1 3/7 Moggia) von 2—8 Duc. verpachtet. Am meisten Getreide in den Gegenden von Andria, Canosa, Altamura, Gravina und Minervino. Die besten Weine sind der Muskat von Trani, der sogenannte Zagarese von Bitonto, und der weisse Wein von Terlizzi. Das Oel ist sehr mittelmässig. Am häufigsten unter den Fruchtbäumen sind die Mandeln, und man behauptet, dafs der, zulezt genannte, Ort allein jedes Jahr für 30,000 Duc. davon verkaufte.

Die fruchtbarste, aber auch die entvölkertste, und am schlechtesten bebaute, Provinz des Königreichs ist die von Lucera. Ihre herrlichen Ebenen sind entweder elend angebaut, oder werden wenigstens nur zur Weide, besonders von Schafen, benuzt. Die konstitutionellen Verhältnisse sind hier so unglüklich, dafs das Land, ohne eine gänzliche Umgestaltung derselben, unmöglich ge-

deihen kann. Der gröste Theil des Landes mufs für das Vieh liegen bleiben; die Baumzucht ist ganz erbärmlich, und die wenigen Fleke, wo gebaut werden kann, beweisen es sattsam genug, wie viel in den übrigen vernachlässiget wird. So rühmt man die Weine von Vico Garganico, S. Giovanni Rotondo, Deliceto und Manfredonia; das Oel von Viesti und Monte Santangelo, und andre Produkte.

Ungleich besser daran ist das Sannio, wie sich aus seiner Bevölkerung, von 203 Köpfen auf Einer Quadratmeile, ergiebt. Ein Tomolo Landes wird da für Einen und auch zwei Tomola's Getreide verpachtet. Alle drei Jahre liegt der Boden brach, und in einigen Gegenden alle zwei. Man baut beinahe gar nichts, als Weizen, Gerste, Roggen und weniges türkisches Korn.

Nach der Terra di Lavoro ist das Montefusco die bevölkertste Provinz; denn es nährt auf jeder Quadratmeile 279 Menschen. Die

Hauptebenen sind die von Serino und Benevento; die vorzüglichsten Flüsse der Offanto, Sabbato und Calore. In Avellino, wo der Landbau so weit getrieben ist, als in der Terra di Lavoro, wird Ein Tomolo Landes zu 5—6 Duc., und, wenn er mit Reben oder Nufsbäumen bepflanzt ist, zu 15—18 Duc. verpachtet. Kann man ihn vollends wässern, und zu Gartenfrüchten gebrauchen, so steigt der Miethzins bis auf 30 und 40 Duc. In andern Gegenden der Provinz ist diefs freilich nicht der Fall, und der Tomolo wird in der Nähe von Bisaccia, Nusco, Conza, Ariano u. s. w. nur auf 3 Duc. getrieben. Der Wein von Tufo, S. Angelo, Summonte, S. Felice, Montesarchio u. s. w., und das Oel von Fontanarosa, Mirabella und Ariano werden gerühmt. An Kastanien, und besonders an Nüssen, ist gröster Ueberflufs; auch wird Seide, Hanf und Flachs gebaut, und vieles Honig gewonnen.

Nicht sehr fruchtbar ist die Provinz von Chieti. Das Getreide ersezt die Aussaat nur doppelt und bis sechsfältig. Die Weine sind alle gekocht, und die geschäztesten unter ihnen, die von Bucchianico, Ripa und Chieti. für das befste Oel gilt das von Francavilla, den drei oben genannten Orten, Villemagna, Lanciano u. s. w. Seide wird fast überall gebaut, und die von Caramanica für die vorzüglichste gehalten. Im Ganzen liegt der Akerbau sehr darnieder, und wäre auch die Viehzucht einer grössern Ausdehnung fähig.

Beides gilt auch von der Provinz Aquila. Sie ist gröfstentheils gebirgigt, und die Viehzucht ein Hauptgeschäft ihrer Bewohner. Diese sind sehr fleissig, und verwenden grössere Sorgfalt auf ihren Boden, als manche andre, ob gleich noch weit mehr geschehen könnte. Der Wein wird meist gekocht, weil die Trauben selten reifen, indem die Berge den gröfsten Theil des Jahrs mit Schnee

bedekt sind. Was diese Provinz auszeichnet, ist der Safranbau in der Nähe des Sees von Fucine, welcher durch die Aufhebung der, sonst auf ihm lastenden, Abgaben äusserst in die Höhe gekommen ist. Der Safran dieser Gegenden wird dem französischen österreichischen vorgezogen, und sehr gut bezahlt.

Ueber den Zustand der Provinz von Teramo will ich die Worte eines Bewohners desselben hersezen *), welche auch sonst merkwürdige Aeusserungen in Bezug auf den Kirchenstaat enthalten. „Obgleich unser Boden und unser Clima alle Arten von Getreide, den Oelbaum, den Wein und Seidenbau, alle Fruchtbäume, die Anpflanzung des Hanfs, Flachses, Tabaks, der Baumwollenstaude u. s. w. begünstigen, und auf unsern

*) Nardi, Saggj su l'Agricoltura, Arti e Commercio della Provincia di Teramo. ivi. 1789. 8.

Bergen Mandeln, Nüsse, Castanien, Eichen, Tannen und Buchenbäume aufs beste fortkommen, wird der Landbau darum in unsrer Provinz mit Liebe und Fleifs getrieben? Der wilde Naturzustand des Bodens, die Himbeeren, Dornen, der Ginster, Holunder und das Farrenkraut, welche ihn bedeken, und die ungeregelten Betten der Flüsse, die so viele Tausend Aker Landes verwüsten, beweisen sattsam, in welchem Zustand sich der Akerbau befindet. Es giebt bei uns viele Eigenthümer von 400 — 500 Moggia's Land, welche davon kaum ihre Familien zu ernähren vermögen. Der Landbau ist aufs tiefste bei uns gesunken, und was dafür geschieht, ist mehr Werk des Zufalls und Instinkts, als der Kunst und Industrie. Nicht so bei unsern Nachbarn im Kirchenstaate. Wer dort zwei, drei Morgen Felds besizt, heifst ein beglükter Landmann. Damit bestreitet er alle Bedürfnisse seiner Familie, baut ein

Haus, legt Gehölz an, und ist seines Lebens froh. Alles ist im Kirchenstaat, in Vergleich mit uns, verbessert worden. Ihr Boden, ihr Geräthe, ihre Art zu düngen, ihre Saaten, ihre Aerndten, alles ist himmelweit von den unsrigen verschieden. Und wir sind so blind, dafs, während wir ihre heiligen Orte besuchen, und sie mit unsern Almosen bereichern, wir ihr Beispiel, das Land zu bauen, nicht benuzen."

Diese Schilderung pafst mit einigen Ausnahmen auf die meisten Provinzen des Königreichs von Neapel. Dem ungeachtet ist ihr Ertrag ausserordentlich, und die Provinz Teramo führt doch jedes Jahr gegen 50,000 Moggia Getreide, 10,000 Salme Weins und Essig, 40,000 Metro's Oel, 10,000 Pfund Weinstein, 30,000 Pfund Wolle, 2000 Stük Schweine, 200 Ochsen, und eine Menge sonstiger Produkte aus.

Nur diese Angabe über eine einzige, von

der Natur nicht am glüklichsten begünstigte, Provinz beweifst, welch reiche Quellen von Wohlstand in diesem Lande fliessen, und wie viele, noch weit ergiebigere, eröffnet werden könnten, wenn die Nazion einmal zu einem würdigen Selbstgefühl, und einer deutlichen Erkenntnifs der vielen Vortheile, die ihnen die Natur zugestanden, erwachen könnte!

Bruchstüke über neapolitanische Sprache und Poesie.

I. Sprache.

Der wizige Abate Galiani möchte der neapolitanischen Mundart gerne den Vorrang vor allen ihren italienischen Schwestern zueignen. Unter andern Gründen für dieselbe führt er die grössere Leichtigkeit und Geschmeidigkeit an, mit welcher sie sich der Musik anpaſst, und giebt daher ein bekanntes, von Piccini geseztes, Duett zuerst im Dialekt seines Vaterlandes, und dann im rein Italienischen. Im ersten lautet es so:

Vado a votà la rota,
Vado a trovà l'amice,
Venite quacche vota,
Veniteme a trovà.

Im zweiten aber:

Vado a voltar la ruota,
Vado a trovar gli amici,
Venite qualche volta,
Venitemi a trovar.

Bei Gott, ruft er aus, dieses Italienisch klingt ja, mit dem Neapolitanischen verglichen, wie Illyrisch oder Deutsch!

Bei einem wizigen Kopfe, wie Galiani war, darf man dergleichen Urtheile freilich nicht so genau nehmen, und wir wollen es ihm gerne verzeihen, wenn er unsere Sprache neben die Illyrische sezt. Aber ihm, und vielen seiner Landsleute ist es ganz Ernst, wenn sie das Horazische

Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui . . . . .

solz auf ihre vaterländische Mundart anwenden, welche jedem Volke natürlich immer die beste scheint.

Die Neapolitaner haben ferner den apuli-

schen und neapolitanischen Dialekt, die beinahe nur Einer sind; mit dem alten Dorischen verglichen, welcher ehmals in diesem Lande gesprochen wurde, und durch klaren Ausdruk der Vokalen, und stärkere Consonanten sich eben so unterschied, wie die oben genannten von dem rein Italienischen. Diese vermeiden auch alle Gutturalen und Diphtongen völlig, wodurch sie sich ganz von den Lombarden, Genuesern und Piemontesern unterscheiden. Der stärkste und vollste Schall fällt bei den Neapolitanern auf die Mitte des Worts, und dafs dieses leichter geschehe, unterdrüken sie meist die Anfangsvokalen. Oft lassen sie ganze Sylben weg, um die folgende zu verstärken, und was abgeht, fällt mit vermehrter Kraft auf die Consonanten, die darum auch verdoppelt werden. Lezteres geschieht auch ohne jene Elisionen, wie in ammore, statt amore, arrobare, statt rubare, arro-

ico, statt eroico, musso, statt muso, femmena, statt femina, hommo, statt uomo u. s. w. Manchmal verstärken sie den Anfangsconsonanten, wie in Nnapole, statt Napoli; öfters mildern sie aber auch die Härte wieder, wie in auzare, statt alzare, und ata vota, statt altra volta, und so schweift ihre Aussprache ganz willkührlich einher, dafs ihre Grammatik, sie mögen sagen, was sie wollen, keiner Regel fähig ist, wie auch wirklich die meisten ihrer Schriftsteller in der Orthographie eben so verschieden von einander sind, als die einzelnen Quartiere der Stadt in der Aussprache.

Ein gleiches ist bei den übrigen Sprachregeln der Fall, und der Neapolitaner, welcher selten redet, wenn er nicht im Innern sehr bewegt ist, sey es von Freude oder Trauer, Liebe oder Hafs, kennt keine mehr im leidenschaftlichen Zustand; Alles ist dann

bei ihm im Aufruhr. Die Worte thürmen sich auf seiner Zunge, die kühnsten Metaphern schwellen hervor, und die Rede steigt verwegen auf, wie die des orientalischen Propheten. Hierzu bedarf er seiner Sprache, und keiner andern; diese scheuet den Zwang, wie er, und wenn der furor verba ministrat, so verwandelt sich der Geist derselben so abenteuerlich, als seine Fantasie und sein Wille.

Die Neapolitanischen Gelehrten haben sich viele Mühe gegeben, den Stammbaum ihrer Sprache zu verfertigen. Allein ein solches Geschäft ist eben so leicht, als den Stammbaum einer ganzen Nazion zu finden, und was nur bei einzelnen Geschlechtern gelingt, gelingt zuweilen auch bei einzelnen Worten. Ob es gleich in die Augen fällt, daſs die Basis ihrer Sprache die lateinische ist, so hat es ihnen doch immer besser gefallen, sie im phönicischen und andern ähnlichen

Sprachen zu finden *), und manchmal glükte es ihnen eben so gut, als Menage mit dem

*) Noch heutzutag findet man im neapolitanischen Dialekt viele Worte eben so gut aus den alten, als neuern Sprachen. Ich will einige anführen. Sarchiopio, Stük Fleisch mit zwei Augen, und Sarcone, mit derselben Bedeutung, und der metaphorischen ein Mensch, wie es Galiani erklärte, dem die Natur aus Geiz, statt vieren, nur zween Füsse gegeben hat, also ein äusserst dummer Mensch. Von σαρξ und ὤψ. — Scacamarrone, ein Dintenflek, den die Toskaner un Gesuita nennen. Von κακον μαῤῥον, also ein Fehler des Griffels. — Scaluorcio, ein Elender an Leib, Seele und Vermögen; von σκαλοψ (der Maulwurf) — Scarfare, am Feuer wärmen, von σκαρφω. — Sciaddeo, ein einfältiger Mensch, abgeleitet von σκια und δηω, ein Schattenfänger. — Sdellomare, die Nieren, überhaupt das Innerste zerbrechen, von ϛελλομαι, zur See gehen, also etwa an der Seekrankheit leiden. — Smocco, dumm, albern, von σμωκος. — Smorfeja und Smorfia, häſsliche Gestalt, von ἀμορφια. — Sbe-

Wort alfana, das er von equus ableitete, und sich dadurch das schöne Epigramm verdiente:

Alfana vient d'equus sans doute,
Mais il faut convenir aussi,
Qu'en venant de là jusqu'ici
Il a bien changé sur la route.

So viel aber ist gewiſs, daſs der neapolitanische Dialekt aus Apulien herstammt. Das älteste geschriebene Denkmal desselben sind einige Fragmente aus den Diurnali des Matteo Spinello von Giovenazzo *) welcher im

durzo, der Schinken, und auch die Ferse, von σπεδορλιον. — Tubba catubba, wankend, und der Name eines Tanzes des gemeinen Mannes, den die Türken unter dem nemlichen Namen haben sollen; von ὄλοβος καὶ ὄλοβου. — Vastaso, ein Lastträger; von βαςαζω. — Vuolo, ein Nezwurf; von βολος. — Zambaro und Zammaro, ein armer Bauer; von καμμαρος oder σαμβαυλος. Und so noch viele andre.

*) Abgedrukt in Muratori scrittori

13ten Jahrhundert gelebt hat, und dessen Sprache beinah unverändert noch die heutige des neapolitanischen Volkes geblieben ist. Das zweite Werk ist die Cronica di Partenope, welche bis auf 1382 geht, fälschlich einem Giovanni Villani zugeschrieben wird, aber wahrscheinlich einen Juristen, Carafa, zum Verfasser hat. In dieselbe Zeit fällt auch der Brief, welchen Boccacci an Francesko degli Bardi, in neapolitanischer Mundart nach Florenz geschrieben hat. Von Alfons I. an wurde diese aber die Sprache der Edikte und Verordnungen, und die Akten des Parlaments vom Jahr 1442 sind zum erstenmal in derselben abgefaſst. Dieſs blieb über hundert Jahre so, und hätte der neapolitanischen Mundart wahrscheinlich zu

delle cose d'Italia. Tom. VII. und mit Veränderungen der Mundart und Orthographie im 9. B. von Gravier'l Sammlung der Neapolit. Geschichtschreiber.

hoher Vervollkommung geholfen, wenn die Akademie des Pontanus, aus welcher die besten Köpfe des Landes hervorgiengen, sich an dieselbe gehalten, und ihre Werke darin verfaſst hätten. So blieb sie aber gleichsam nur im Privatgebrauch einiger Kroniken-schreiber, welche ihre Schriften natürlich nicht zum öffentlichen Gebrauch verfaſsten, angewendet.

Unter die Herrschaft der Arragonier fallen übrigens die ersten dramatischen Versuche der Neapolitaner in ihrem vaterländischen Dialekte: Wahrscheinlich als Nachahmung der rein-italienischen Farse, welche Sannazar für die Festlichkeiten des Jahrs 1492 verfertigt hatte, dichtete ein gewisser Antonio Caracciolo für den Hof ähnliche Dramen, welche noch in einer Handschrift übrig sind. Auch Sannazar selbst schrieb, durch Caracciolo's glükliches Beispiel aufgemuntert, in der vaterländischen Mundart

eine Farse, lo Gliomero betitelt, welche wahrscheinlich ganz verlohren ist. Bei diesen Versuchen bliebs aber, und während eines ganzen, folgenden Jahrhunderts tönt keine solche vaterländische Stimme mehr, ausser in einigen kleinern Gedichten, welche der Zufall, ohne die Nahmen ihrer Verfasser, aufbewahrt hat.

Von der Art ist z. B.

Vorria, che foss'io ciaola, e che volasse
A sta fenesta a dirte na parola,
Ma non che me mettisse a na gajola.
E tu da dinto subbeto chiammasse,
Viene Marotta mia, deh viene Cola,
Ma non che me mettisse a na gajola.
Ed io venesse, e hommo retornasse,
Comm'era primmo, e te trovasse sola,
Ma non che me mettisse a na gajola.
E po tornasse a lo buon sinno gatta,
Che me ne scesse pe la cataratta,
Ma che na cosa me venesse fatta *).

*) „Ich wollte, daſs ich ein Vögelein

Dieses, und andre ähnliche Gedichte aus jener Zeit werden noch heutzutage gesungen. In den meisten davon ist aber mehr Reim, als Sinn, ob sie gleich ihre Wirkung nicht verfehlen, und die Neapolitaner, wenn sie sie singen, recht munter machen.

Durch die Herrschaft der Spanier, und andre sie begleitende Umstände, verschwand der neapolitanische Dialekt beinah ganz aus schriftlichen Denkmalen. Fast im siebzehn-

wäre, und flöge an dein Fenster, dir ein Wörtchen zu sagen; aber du dürftest mich nicht in den Kefícht steken! Und dafs du dann gleich drinnen riefest: komm, mein Murmelthierchen, komm mein Cala! Aber du dürftest mich nicht in den Kefícht steken! Und ich käme dann, und könnte mich gleich wieder in einen Mann verwandeln, und fände dich allein! Aber du dürftest mich nicht in den Kefícht steken! Und dann wollt' ich endlich, dafs ich in eine Kaze verwandelt würde, um durch das Kazenloch zu schlüpfen; aber ich müfste nicht umsonst da gewesen seyn!»

ten Jahrhundert gieng ihm, mit Giambattista Basile und Giulio Cesare Cortese, eine neue Periode an, mit welcher eigentlich die Geschichte der ächt neapolitanischen Poesie beginnt.

II. Poesie.

Giovan Battista Basile, Ritter, Graf von Torrone, Pfalzgraf, und Edelmann in Diensten des Herzogs, Ferdinands von Mantua, wählte sich die Mundart seines Vaterlands für verschiedene seiner literarischen Produkte. Unglüklicher Weise bekam er den Einfall, Boccacci's Dekamerone nachzuahmen, welches ihm so schlecht gelungen ist, als es einem Nachahmer nur immer geschehen kann. Sein Pentamerone, oder lo Cunto de li Cunte *) ist ein abgeschmaktes Werk, dem es gänzlich an Erfin-

*) Gedrukt 1644. 1645. 1673. 1674 und wohl noch früher.

dungsgeist, Gelenkigkeit und Wahrscheinlichkeit fehlt. Seine Feengeschichten sind so abenteuerlich, dafs er selbst die Orientalen übertroffen hat, ohne dafs sie darum auch nur Einen ihrer Vorzüge besizen. Sein Styl ist unerträglich weitläufig und gesucht, und wenn die Sonne auf oder niedergeht, so ist es eine wahre Qual, sein Bestreben, diefs originell auszudrüken, mit anzusehn. Die Sonne entläfst, z. B. wie ein Arzt, alle Steme aus dem Hospital des Himmels; und um recht grosse Trauer auszudrüken, fliegt die Seele mit Falkenflug der Wachtel des Schmerzens nach. Diefs sind aber noch nicht alle Fehler des abscheulichen Buchs, wie es der Ab. Galiani, troz aller seiner Verehrung des Vaterländischen, nennt; es ist auch so voll schmuziger Bilder und Gemälde, dafs er ihm die schädlichste Einwirkung auf die Verdorbenheit seiner Nazion zuschreibt, und

zu behaupten wagt: eine teuflische Politik hätte es als das beste Werkzeug angesehen, das Volk in dem Zustand von Stumpfsinn und Erniedrigung zu halten, aus welchem es sich ohne dasselbe vielleicht erhoben hätte.

In seinen Muse napoletane (Egroche di Giannalesio Abattutis, 1635, 1647, 1669 und verschiedene andre Ausgaben) macht er es nicht besser. Es sind neun Dialogen in Versen, welche von Leuten aus den niedrigsten Klassen gehalten werden, und nichts Gutes haben, als etwa die Namen der neun Musen, welche sich übrigens durch diese Ehre nicht sehr geschmeichelt finden dürfen.

Basile's Freund war Giulio Cesare Cortese, welcher in frühern Zeiten am Hofe Ferdinands von Toscana angestellt, und ein, sehr geschäztes, Mitglied der Crusca gewesen ist. In seinen Schriften zeigt er sich als einen glüklichen Kopf, welchem nur das Beispiel Basile's zu oft geschadet hat. Seine verschie-

denen Werke sind ohne Zweifel das beste, was die neapolitanische Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat; aber sie sind meistens so ächt vaterländisch, dafs sie nur seinen Landsleuten wahren Genufs geben können. Ausser verschiedenen Episteln hat man folgende Werke von ihm:

La Rosa, Chelleta Posellechesca, in fünf Akten, gedrukt etwa 1621. Es ist dem Pastor fido glüklich nachgebildet, und enthält einzelne vorzügliche Scenen, denen es aber kaum gelingt, so vielen geschraubten Wiz, und schmuzige Darstellung zu verdunkeln.

Micco Passaro nnammorato, ein heroisches Gedicht in zehn Gesängen von Oktaven. Es enthält die Geschichte eines Neapolitaners, der mit den Truppen nach Abruzzo zieht, und dem seine Geliebte aus Liebe bis nach Aquila nachläuft, wo sie Hochzeit machen.

La Vajasseide, fünf Gesänge in Oktaven. Diefs ist das Hauptwerk des Cortese, und wird von den Neapolitanern der Secchia rapita und dem Malmantile, also dem besten, was die Italiener im heroisch-komischen Fache besizen, an die Seite gestellt. Er beschreibt die Sitten und Liebesintriguen der neapolitanischen Dienstmädchen, und hat sein Gedicht mit dem reichsten Wize ausgestattet. Auch ermangelt es der fetten Zweideutigkeiten seines Volks nicht im geringsten, deren es übrigens, um ihm zu gefallen, reichlich bedurfte.

Li travagliuse amure de Ciullo e Perna, ein, nach dem Eustathius und Achilles Tatius ziemlich langweilig zugeschnittener, Roman.

Lo Cerriglio incantato, ein heroisches Gedicht von sieben Gesängen in Oktaven, worin sich Verwandlungen und Zaubereien begegnen, um die Geschichte mehrerer,

in der Stadt Neapel öffentlich aufgestellter, Statuen zu erzählen.

Viaggio de Parnaso, ein allegorisches Gedicht von sieben Gesängen in Oktaven, das sehr glükliche Stellen hat.

Diesen Werken des Cortese, welche sehr oft gedrukt worden sind, folgten verschiedene andre, zum Theil Originalwerke, zum Theil auch Uebersezungen und Parodien nach. Sie sind folgende:

Il pastor fido, in lingua napoletana di Domenico Basile. Nap. 1628. 12. Mehr travestiert, als übersezt; äusserst abgeschmakt und schmuzig, aber reich an vaterländischen Wendungen und Ausdrüken.

La Tiorba a Taccone, de Felippo Sgruttendio di Scafato. Nap. 1646. 8. Eigentlich eine Sammlung von Sonnetten, worunter einige an seine Geliebte Cecca (Francesca) sehr vorzüglich genannt werden. Ich will zur Probe zwei, auf den Tod derselben gedichtete, hersezen.

Mo sì, ca chella secca e sprementata
De morte t'ave annegrecato, o ammore,
E da lo regno tujo lo sciore lo sciore
La sgrata ne sosciaje da la pignata.
Aimene; aimè, co n'ave scervecchiata
La grazia, la bellezza, e lo sbrennore.
Ma fuccia quanto vò, ca da sto core
Nonne la scrastarrà maje ssa cecata.
Sulo na cosa tu morte puoje fere
Pe scacà chillo uomme, e darle tossa,
Stasfortunata vita ncerrecciare.
Ma che? A dispietto tujo into a la fossa
La bella famma soja non ce pò stare:
Tu comm' a cana spollecane l'ossa *).

*) Nun, ja, jezt hat dieser dürre, ausgemergelte Tod dich, o Amor, in Trauer versezt, und aus deinem Reich die schönste Blume weggerissen. Ach, ach; alle Anmuth, Schönheit und Herrlichkeit hat er geraubt; aber thu' er, was er will, er wird sie doch nie aus diesem Herzen reissen. Nur Eines, Tod, kannst du thun, um jenen Namen in ewige Vergessenheit zu versenken, wenn du dieſs

* * *

Ah bella Cecca mia, dove si ghiuta,
E comme senza me te l' aje sbignata?
Vi st' arma ca p' asciarete è speruta,
E de venire a te stace allancata.
E si a li Camp' Alise staje seduta,
Recordate de me: n' essere sgrata.
Ma aimè ca si pe Lete si passata,
St' arma da la memorie t' è sfojata.
Vide sto chianto mio comm' è a selluzzo;
Tieneme mente mò, si non te strubba,
E vide ogn' uocchio mio ch' è fatto puzzo.
Ma tu de sse bell' arme co la trubbà
Senza pensare a me, che paro struzzo,
Te staje a piglià spasso, e fà catubba *).

mein unglükliches Leben endest. Aber nein! dir zum Hohn kann ihr schöner Ruhm nie im Grab verschlossen bleiben; nur, wie ein Hund, vermagst du ihr Gebein aus demselben hervorzuscharren."

*) „O Gott, meine schöne Franzeska! wo bist du hingegangen? wie konntest du ohne mich diese Welt verlassen? Meine

Ein sehr mittelmässiger Kopf, aber ziemlich fruchtbarer Schriftsteller ist Giambattista Valentino, der in allen seinen Arbeiten mit schlechtem Erfolge gegen den Luxus und die Sittenverderbnifs seiner Zeit eifert. Seine Schriften sind folgende:

Napole scontrafatto dopo la Peste. Nap. 1665. 8. Ist in Oktaven geschrieben,

Seele verzweifelt, um dich wieder zu finden, und stirbt vor Verlangen, bei dir zu sein. Wenn du in den elysischen Gefilden sizest, so denke an mich, und sei nicht undankbar. Aber, ach, bist du schon über den Lethe gefahren, so ist diese meine Seele dir aus dem Gedächtnifs entflohen. Ach, schau auf meine Klagen, mein Schluchzen; sieh auf mich, wenn es dir nicht beschwerlich ist, und schau, wie jedes meiner Augen zu einem Bronnen geworden ist. Aber du, unter den Chören so vieler schönen Seelen, gedenkest mein nicht, der ich wie ein Straufs geworden bin, ergözest dich und jubelst mit ihnen!"

vielleicht das beste, aber auch das seltenste von ihm.

La mezza canna, in vier Gesängen Oktaven, und noch heutzutag vom gemeinen Mann viel gelesen.

Lo Vasciello de l'Arbascia. Nap. 1669. 8. Eigentlich eine Vorrede zum vorhergehenden Gedicht.

La Cecala Napoletana, in Oktaven, und eine Vertheidigung der Mezza canna enthaltend.

Lo Commanno d'Apollo, in Stanzen.

La Galleria secreta d'Apollo, gleichfalls in Stanzen.

Von dem Sizilianer, Andrea Perruccio und Fardella sind zwei Gedichte übrig, welche vielleicht das Geistvollste sind, was die neapolitanische Mundart besizt. Das eine ist

L'agnano zeffonnato. Nap. 1678. und behandelt eine neapolitanische Volkssage, welche von einer Stadt erzählt, die an der

Stelle des Agnanischen See's gestanden, und von einer plözlichen Eruption verschlungen worden seyn soll. Das andre ist

La Malatia d'Apollo, ein Idyll, in welchem Apoll durch seinen Aerger über die schlechten Dichter, und das Unglük der Poeten überhaupt sich eine Krankheit zuzieht, welche von dem Erfindungsgeist des Dichters etwas niedrig aufgegriffen worden ist.

Unter die vorzüglichsten Schriftsteller in neapolitanischer Mundart gehört der Bischof Pompeo Sarnelli. Dieser, und nicht Tommaso Perrone, wie Galiani fälschlich behauptet, hat die Posillecheata de Masillo Reppone de Gnanopole. Nap. 1684. geschrieben. Dieses Werk ist eine Nachahmung von Basile's Cunto de li Cunte, eine Sammlung von Novellen, im Geschmak der Araber gedichtet, und auf Boccacci's Weise zusammengereiht. Die Erfindung ist nicht unglüklich, und die Sprache sehr ele-

gant. Die Gesellschaft, in welcher die Mährchen erzählt werden, ist auf dem Posilipo versammelt, welches der Titel der Schrift schon anzeigt.

Der Tasso Napoletano. Nap. 1689. fol. des Gabriele Fasano ist eine sehr mittelmässige Arbeit, unerachtet der Verfasser beinah sein ganzes Leben darauf verwendet hat. Die Uebersezung ist über dem Bestreben, treu zu sein, schleppend geworden, und man wirft der Sprache vor, dafs sie nicht rein genug sei.

Nicht besser ist die Eneide di Virgilio Marone (Nap. 1699.) des Jesuiten, Nicola Stigliola, unter dem verkappten Namen Giancola Sitillo.

Aeusserst mittelmässig sind die Centurie poetiche des Ferdinando Boccosi. Nap. 1714. und die Sporchia de lo bene (Nap. 1716.) des Santo Villano. Desto vorzüglicher hingegen ist

La Ciucceide, opure la Reggia de li Ciucce consarvata Poemma arrojeco. Nap. 1726. Der Verfasser war ein gelehrter und rechtschaffener Advokat, Namens Nicolò Lombardo, der sich bei dieser Arbeit unter der des Arnoldo Colombi verstekt. Der Gegenstand des Werkes ist das Lob der Esel, und dieses mit so viel Wiz und Geschmak durchgeführt, wie man sie vielleicht in keinem andern Werke, als in Capasso's Schriften findet.

Nicolo Capasso starb 1745 in Neapel als erster Professor der Rechte. Seine Gedichte kamen erst nach seinem Tode heraus, und bestehn, ausser verschiedenen Sonnetten, makaronischen Gedichten u. dergl. in einer Travestation der sieben ersten Bücher von Homers Iliade, welche alles übertreffen soll, was irgend eine Nation in diesem Fach besizt.

La Violeida spartuta, tra Buffe e vernacchie pe chi se l'ha meretate. Sehr mittelmässige Sonnette.

La Fuorfece. Nap. 1748. von Biagio Valentino, welcher den nicht sehr beneidenswerthen Ruhm hat, der allerschlechteste Dichter der Neapolitaner zu seyn.

Le Bbinte rotola de lo Valanzone. Nap. 1746. Der Verfasser ist der Advokat Pagano, der durch seine groteske Manier sich zu kleiden und zu deklamieren, seine Freunde durch diese Gedichte sehr gut unterhielt, aber dieses nicht mehr zn thun vermochte, als sie sie gedrukt lesen konnten.

Batracomiomachia d'Omero. Nap. 1747. Gleichfalls von Pagano, und nicht ganz schlecht. Von ihm ist auch

La Fenizia. Nap. 1749. eine Tragikomödie.

Diefs sind ungefähr die vorzüglichsten Werke der schönen Literatur in neapolitani-

schen Mundart. Sie sind beinah alle zusammen wieder gedrukt erschienen in der Collezione di tutti i poëmi in lingua napoletana. Nap. 1789. 28 Bände in 12. Ich habe sie so weitläuftig aufgeführt, daſs Niemånd, wer Lust hat, sich mit ihnen zu befassen, alle zu lesen braucht, sondern nur die Vorzüglichern wählen kann.





